# HUZALO

# **TJUTJUNNYK**

# DER WEG AUS DER KINDHEIT



Zwei ukrainische Erzähler



Miniaturartig zeichnet Jewhen Huzalo ukrainischen Volkswitz und Urwüchsigkeit atmende, psychologisch fein erfühlte Bilder: von der vor Vitalität strotzenden Bäuerin Oljanka, die im Marktgeschrei ihren Mann steht und selbst von einem Mann träumt, vom sterbenden Ryhorko, den ein vergessener Jugendscherz zu neuem Leben erweckt, von Kindern, die ein Kriegserlebnis früh erwachsen macht, von Liebenden, die sich trennen, um einem Dritten nicht weh zu tun, vom nächtlichen Lagerfeuer, das der Ankunft der Geliebten leuchten soll.

Jewhen Huzalo wurde 1937 als Sohn eines Lehrerehepaares in einem Dorf bei Winniza geboren. Nach Abschluß seines Lehrerexamens war er in verschiedenen Zeitungsredaktionen tätig. Er siedelte nach Kiew über, wo er heute als freischaffender Schriftsteller lebt. 1961 veröffentlichte er seine ersten Erzählungen. Von 1962 bis 1973 erschienen von ihm zwölf Erzählungsbände und mehrere Kurzromane, die ins Russische und in viele andere Sprachen übersetzt wurden.

Beide Autoren, Tjutjunnyk und Huzalo, zählen zu den herausragenden Vertretern der modernen ukrainischen Prosa. Him/n H-989





## Jewhen Huzalo Hryhir Tjutjunnyk



Zwei ukrainische Erzähler

Verlag Volk und Welt Berlin Aus dem Ukrainischen von Ingeborg und Oleg Kolinko Auswahl der Erzählungen von Jewhen Huzalo: Rolf Göbner Auswahl der Erzählungen von Hryhir Tjutjunnyk: Antie Leetz

1. Auflage
© Verlag Volk und Welt, Berlin 1977
(deutschsprachige Ausgabe)
Die Beiträge von Jewhen Huzalo wurden folgenden Bänden entnommen:

In den Feldern, Großmutter Horpynas Abend aus: ЛЮДИ СЕРЕД ЛЮДЕЙ, © »МОЛОДЬ«, КИЇВ, 1962. Ohne Namen, Die Wiege, Lykora, aus: СКУПАНА В ЛЮБИСТКУ, ©»МОЛОДЬ«, КИЇВ, 1965. Haare, rotlich wie Herbstlaub, aus: СЕРПЕНЬ, СПАЛАХ ЛЮБОВІ, © »МОЛОДЬ«, КИЇВ, 1970.

Fortsetzung auf Seite 280

## JEWHEN HUZALO

### Oljanka

Soll der Blitz dich so zu Boden schleudern, wie du die Birne hinschmeißt! Zieh du mal selber erst so was heran, dann möcht ich sehen, ob du damit rumschmeißt. Wie se sich die Lippen beschmiert und die Falten überpudert hat! Und macht so was! Was se für 'ne Tasche hat! Mit so 'm Ding würd ich mich nicht auf die Straße traun, weil nämlich jeder Hund 's Bein dran hebt. Und Loden hat se auf 'm Kopp! Die steckt sich bestimmt Pferdehaare an ...

Das sind Oljankas Gedanken, während sie hinter ihrem Stand der fülligen jungen Frau zusieht, die die ausgelegte Ware befingert.

»Also, billiger gibst du sie nicht ab?« fragt die Frau, hat eine herrliche Birne in der Hand und sieht sie so an, als sei sie ganz und gar verfault.

»Wo kriegen Sie denn solche frühen Birnen noch billiger?« wagt Oljanka einen Einspruch. »Die hab ich nicht runtergeschüttelt, sondern jede einzeln abgepflückt.«

»Wenn du nicht willst, dann nicht. Und ein Sträußchen Petersilie?« »Drei Kopeken.«

»Nicht zwei?«

»Dann kommen Sie morgen wieder.«

Die Frau will schon gehen, versucht es aber noch einmal: »Ich nehm Tomaten, wenn du mir 'n Kilo draufgibst ... Na? Willst nicht? Im Geschäft sind sie billiger.«

»Dann kaufen Sie doch da.«

Die junge Frau faucht wütend: »Also dieses Schiebervolk! Wann geht ihr bloß arbeiten? Man sieht euch ja nur noch auf den Märkten. Schöne Kolchosbauern seid ihr!«

»Wenn wir nicht wärn, was würdet ihr dann essen? Na? Versucht so was mal erst selber fertigzubringen und schleppt's dann noch auf 'm Buckel hierher, dann werd't ihr schon sehn, ob wir zuviel oder zuwenig fordern. Ihr habt immer Geld flüssig, aber wir brauchen auch was zum Anziehen. Da müssen wir eben Waren hierherbringen ...«

»Wartet, man wird euch schon noch in die Zange nehmen«, keift die Frau im Gehen.

»War alles schon da. Bloß euch ging's davon nur dreckiger ...«

Denkt ihr vielleicht, Oljanka war wirklich ärgerlich? Aber nein. Geplänkel solcher Art gibt's jeden Tag. Wenn man sich dabei immer aufregt, schadet's nur der Gesundheit. Ja, wenn sie vielleicht Diebesgut verkaufen würde oder Dinge, die sie nicht durch eigene Arbeit erworben hatte! Aber es gehörte ja alles ihr! Sie forderte nicht mehr und nicht weniger als die anderen. War sie vielleicht dümmer als die anderen, oder sollte sie sich auslachen lassen?

Ach, da kommt ja schon wieder die alte Oma und will Knickeier. »Keine da, keine da!« ruft Oljanka ihr schon von weitem zu. »Wenn eins kaputtgeht, heb ich's extra für Sie auf!«

»Du hast doch eben eins mit dem Ärmel zugedeckt . . . «
»Das is 'n heiles!«

»Hast du vielleicht 'n paar wurmstichige Äpfel?«
»Nur faule, und die hab ich zu Haus gelassen.«
»Aber 'n paar schlechte Kartoffeln?«

»Hab nur gute.«

Gott sei Dank, die is weg! Von wegen Knickeier oder angestoßene Äpfel verschenken! Die kann man doch jemandem unterschieben. Mancher guckt nicht so genau hin, und Männer schon gar nicht, die nehmen, was man ihnen gibt, ohne zu handeln.

»Oljanka!« Die alte Katschetschka, mit der sie diesmal zum Markt gefahren ist, wendet sich an sie. »Kannst du mir 'n Dreirubelschein wechseln?«

»Würd ich schon«, erwidert Oljanka. »Aber ich hab keinen einzigen Rubel.«

Sie dreht sich wieder um. Natürlich hat Oljanka Rubel, aber wo käme sie da hin, wenn sie der Katschetschka wechselt und dann noch jemandem und noch jemandem? Dann muß sie nämlich selber laufen und wechseln und verliert dabei die halbe Kundschaft. Oma Katschetschka lahmt zwar, aber bis zum nächsten Stand schafft sie's gut und gern, um 'n paar billige Bonbons für ihre Enkel zu kaufen. Dann hat sie Kleingeld. Ist doch so: Zuerst wechselt man, dann leiht man, und so kommt man mit leeren Händen nach Haus zurück.

»Paß doch mal auf mein Zeug auf, ich komm gleich wieder«, bittet die Alte und geht.

»Bringen Sie mir doch ein Eis und ein großes Brötchen mit«, ruft ihr Oljanka hinterher.

Bald darauf läßt sie sich Brötchen und Eis schmecken. Kein schlechtes Mittagessen. Schön süß, rutscht gut, und man braucht nichts nachzutrinken. Und das Geld hat sich die Alte auch noch nicht zurückgeben lassen. Natürlich wird sie's ihr wiedergeben, aber einstweilen hat sie das Gefühl, als kriege sie was umsonst.

Beim Essen beobachtet sie aus den Augenwinkeln einen rotblonden Mann, der an einem der Nachbarstände Kartoffeln kauft. Eine üppige Mähne fällt ihm über Stirn und Ohren, die Lippen, auf denen ein munteres Lächeln spielt, sind lang und schmal, und in den Augen blitzt so viel List und Verschmitztheit, daß man sich nur festhalten kann.

»Da hab ich nu Kartoffeln gekauft«, meint er gemächlich, fast träge, »aber was ich damit machen soll, weiß ich auch nicht.«

»Na aber!« wundern sich die umstehenden Frauen.

»Ich weiß wirklich nicht. Ich komm nämlich aus dem Fernen Osten«, meint der Rotblonde lächelnd.

»Wissen Sie's wirklich nicht? Na, kochen muß man die.«

»Kochen sagen Sie? Die Tomaten auch?« Er hebt ein großes Netz an, aus dem pralle, rote Tomaten leuchten.

»Als ob du das nicht wüßtest!« Die Frauen lächeln. »Die kannst du schneiden und mit Zwiebeln essen.«

»Ja, wenn ich 'ne Frau hätte! Die könnt mir das alles machen«, klagt der Rotblonde.

»Hast du denn keine?«

»Tja, wenn ich eine hätte!«

»Dann such dir doch eine.«

»Suchen? Gut gesagt. Aber ich will keine bloß für einen Tag, sondern fürs ganze Leben.«

»Na, das ist doch ganz einfach!«

»Nee, nee ... Einfach vielleicht für einen Tag, aber für immer ...«

»Ist doch nichts leichter als das!«

»Ja, früher gab's Mädchen«, meint der Rotblonde und guckt schon zu Oljanka rüber. »Da hat jede 'ne Kuh gehabt. Ein Mädchen und eine Kuh, eine Kuh und ein Mädchen ...«

Oljanka möchte was entgegnen, aber er hat sie ja nicht direkt angesprochen! Während sie einem Kunden die Äpfel abwiegt, hört sie weiter zu.

»Heutzutage, das sind doch keine Mädchen, sondern Flittchen«, fährt der Rotblonde fort. »Heute mit dem, morgen mit 'nem andern.«

»Aber die Männer sind ja auch nicht besser«, widerspricht man ihm.

»Was solln sie denn machen? Sie müssen sich ja anpassen, ob sie wolln oder nicht!«

Die Frauen lachen. Meint dieser Witzbold das im Ernst, oder macht er Spaß?

Oljanka kann sich nicht mehr bezähmen.

»Wo hast du denn solche Mädchen gesehn? Na? Meinst du, alle sind gleich?«

»Bist du vielleicht besser?«

»Jedenfalls bin ich nicht irgendeine!«

»Sieh mal an! Wieviel nimmst du denn für die Gurken, meine Schöne?«

»Soviel, wie dir nicht zu schade ist!«

»'n halber Taler wär mir nicht zu schade, aber ich hab nur ganze.«

So gibt ein Wort das andere, im übrigen aber bleibt es das übliche Marktgeschwätz zwischen Käufer und Verkäufer, und die Umstehenden hören dabei zu. Oljanka, die erfahren und durchaus nicht auf den Kopf gefallen ist, hätte sich vielleicht gar nicht mit ihm einlassen sollen, aber es ist irgendwie von selber gekommen, daß sie sich hat einmischen müssen.

»Solche Rothaarigen wie dich«, stichelt sie, »hab ich am Sonntag das Dutzend für 'ne Kopeke.«

»Ehrlich?«

»Was hast du denn gedacht?«

»Wie, gibt's bei euch im Dorf nur Rothaarige?«
»Alle Rothaarigen sind nach dem Fernen Osten in die
Fabriken abgewandert. Bei uns im Dorf gibt's nur noch
Brünette und Blonde. Wenn ein Brünetter kommt, wird
der Blonde eifersüchtig, und wenn mir ein Blonder nachrennt, wird der Brünette verrückt.«

Der Rotblonde hätte gekränkt sein müssen, aber ihn scheint nichts zu erschüttern. Er starrt Oljanka nur mit seinen runden Hasenaugen an und lacht.

»Bist du vielleicht das Herzchen, das bereit wäre, sein Leben mit dem meinen zu verbinden?« fragt er.

»Ich würd's dir so verbinden, daß es nich mal der Teufel wieder loskriegt!«

»Woher kommst du denn?«

»Aus Wedmeshe Wuschko!«

»Gibt's da viele von deiner Sorte?«

»Soviel, wie du dreckige Gedanken im Kopf hast.«
»Also 'ne ganze Menge!« Der Rotblonde fährt sich mit der Hand durch die Mähne. »Ich werd um dich anhalten.

Wart heut abend auf mich.«

»Nanu, so eilig?«

»Damit sie dich mir nicht vor der Nase wegschnappen.«

»Dann schnappen sie mich eben weg und verlieren mich wieder.«

»Was man wiederfindet, is nich mehr so gut.«

Also, der braucht nicht lange in der Tasche oder im Kopf nach Worten zu suchen, der hat alle auf der Zunge. Wenn man versucht, den zu übertreffen, tut einem das Gebiß weh!

»Geh schon, geh schon«, brummt Oljanka. »Verjagst mir noch alle Kunden.«

»Ach, du bist doch so schlau, die holste alle wieder zusammen.«

»Geh schon, geh schon . . . «

»Wart heut abend auf mich«, sagt der Rotblonde und geht gemächlich davon.

Er ist nicht der erste Mann, der mit Oljanka anbändelt. Bloß weil er Hosen anhat, denkt er gleich, alle rennen ihm nach. Und glaubt, er kann einen auf den Arm nehmen! Ein Mädchen und eine Kuh, eine Kuh und ein Mädchen! Ist ja 'n ganz Schlauer! Was dem wohl wichtiger ist, das Mädchen oder die Kuh?

Oh, wo haben die Leute die Leberwurst her? Der Mann aus Prydybenky, der Oljanka mit dem Motorrad zum Bus gebracht hat, kommt mit 'ner ganzen Masse von Wurstringen überm Arm an. Da muß sie auch hin. Mit der Wurst kann man Piroggen füllen oder sie an den Grützbrei machen oder einfach zu Brot essen ...

»Oma«, wendet sie sich an die Katschetschka. »Passen Sie doch mal auf meinen Stand auf, ich geh mir 'ne Leberwurst kaufen.«

»Bring mir auch eine mit.«

Warum mußte sie bloß sagen, wohin sie geht! Jetzt kann sie auch noch für die Alte in der Schlange stehen, als ob ihr das Spaß machte. Schlau ist die alte Katschetschka! Die bringt sich nicht um vor Arbeit, findet immer einen Dummen.

Oljanka stellt sich an und wartet. Da drängelt sich auf einmal so eine Dicke vor. Keiner sagt was. Das ist Oljanka nun doch zu bunt. Wenn sich alle so vordrängeln, was bleibt dann noch für sie übrig?

»He, was machen Sie denn da!« ruft sie. »Stellen Sie sich gefälligst hinten an!«

Die Dicke reagiert überhaupt nicht, als wäre sie gar nicht gemeint. Scheint eine von den ganz ausgekochten Weibern zu sein, deren Leben ohne Schlangestehen verläuft, nicht so wie bei Oljanka.

»Wo bleibt Ihr Gewissen? Wenn sie keins haben, borgen Sie sich eins bei andern!«

Endlich dreht sich die Frau um und blitzt Oljanka mit grünen Knopfaugen an.

»Bei wem denn? Bei dir vielleicht?«

»Meinetwegen auch bei mir!«

»Und was hab ich dann davon?« Sie nimmt ihren Leberwurstring und geht hüftenschwingend davon.

»So was Gewissenloses«, murmeln nun auch die anderen.

»Deswegen ist die auch so fett. Mehr breit als hoch . . . «

»Die quillt ja richtig über.«

»Manche wissen sich im Leben einzurichten!«

»Warum haben Sie ihr das nicht ins Gesicht gesagt?« empört sich Oljanka.

»Werd mich hüten! Die verkauft doch alle möglichen Sachen an ihrem Stand da drüben!«

»Sagst du der die Meinung, kriegst du einfach keine schicken Schuhe oder sonstige Klamotten mehr von ihr. Da sagt sie, ham wir nich, und basta!«

Oljanka verstummt. Wie konnte sie sich bloß mit der Verkäuferin anlegen! Hatte sie denn die ganze Leberwurst aufgekauft? Die reicht doch für alle! Wenn sie das doch bloß geahnt hätte, wenn ihr das doch jemand früher gesagt hätte!

Schon am späten Nachmittag kehrt Oljanka ins Dorf zurück. Sie hat nicht alles verkauft, ein paar Gurken und Äpfel sind übriggeblieben, aber die wird sie doch nicht für einen Spottpreis verschleudern, nur um sie loszuwerden. Dann lieber dem Schwein oder der Kuh vorwerfen, das bringt wenigstens Nutzen. Sie hat sich tüchtig abgerackert heute, und zu Hause wartet auch noch genug auf sie, denn die Eltern sind schon alt und gebrechlich. Sie erledigt noch dies und jenes, und schon steht der Abend hinterm Zaun wie ein dichtes Hanffeld.

»Mama«, fragt sie, »haben wir noch genug Petroleum im Haus, oder soll ich was kaufen gehen?«

»Ein bißchen ist noch da, aber kannst ja was holen.«
Heute ist Sonntag, und Oljanka ist so samtweich ums
Herz. Vom Klub her klingt das Lachen der jungen Leute,
und hinterm Schilf leuchtet es flammendgelb, gleich muß
der Mond aufgehen.

»Also ich geh dann, Mama.«

»Solltest dich wenigstens umziehen.«

»Ach, wer sieht mich denn schon um diese Zeit?« »Mach's wenigstens für dich selber.«

»Na, meinetwegen ...«

Sie geht gemächlich davon, schaut sich nach allen Seiten um, und das Herz schmilzt ihr in der Brust wie ein Stückchen Eis. Wieviel Jugend auf einmal auf der Straße flaniert! Ist noch grün hinter den Ohren, hat grad erst die Knospen rausgestreckt, die noch nicht einmal aufgeblüht sind, und schon kichert und gackert das auf der Straße rum! Pfui Teufel! Freundinnen trifft Oljanka gar keine mehr. Entweder sind sie verzogen, oder sie sitzen zu Hause bei ihren Kindern.

»Ich möchte Petroleum, Onkel Ustyn. Wir haben nichts mehr für unsern Kocher.«

»Hast dich ja so fein gemacht! Bloß um Petroleum zu kaufen?«

»Ich steh ja jetzt nicht vor einem Dunghaufen.« »Hast auch wieder recht.«

»Hat keiner heut nach mir gefragt?«

»Wer soll denn nach dir fragen?« Listig kneift Onkel Ustyn ein Auge zu.

»Geht Sie doch nichts an. Antworten Sie, wenn Sie gefragt werden, und basta.«

»Wüßte nicht, daß einer nach dir gefragt hätte.« Oljanka bezahlt und will schon gehen, hält aber an der Tür noch mal inne.

»Waren Sie auch den ganzen Tag hier?«

»Ja, fast den ganzen.«

Na ja, er brauchte ja nicht unbedingt im Laden nachzufragen, denkt Oljanka. Aber in den Dorfsowjet hätte er rein müssen. Lustlos schlendert sie mit ihrem Petroleum zum Dorfsowjet und trifft in dem dunklen kleinen Zimmer nur den tauben Kalistrat an.

»Na, aus dem ist ja auch nicht viel rauszukriegen«, murmelt Oljanka und fragt laut: »Hat heut einer hier nach mir gefragt?«

»Ha?« Kalistrat legt seine schwarze Klaue ans Ohr.

»Ob heut einer nach mir gefragt hat!«

»Weiß der liebe Gott.«

»Und am Telefon?«

»Hä?«

»Mann, is das eine taube Nuß«, brummt Oljanka und wiederholt lauter: »Hat keiner am Telefon nach mir gefragt?«

»Nein«, antwortet Kalistrat.

»Und nach dem Weg zu unserm Haus hat auch keiner gefragt?«

»Hä?«

»Herrgott ... Hat keiner gefragt; wo ich wohne?«
»Nein.«

»Gute Nacht«, verabschiedet sich Oljanka. »Solln dich hier die Mäuse auffressen!«

»Hä?«

Wütend trottet Oljanka nach Hause zurück. Ihre Augen sprühen direkt Funken. Mußte sie auch für bare Münze nehmen, daß dieser rothaarige Quatschkopf zu ihr nach Wedmeshe Wuschko kommen würde! Dem war doch gleich anzusehen, daß er 'n richtiger Vagabund ist, daß man so einen auf der ganzen Welt nicht wiederfindet! Weder bei Tag mit dem Fettlämpchen noch bei Nacht mit der Kerze! Ein Mädchen und eine Kuh, eine Kuh und ein Mädchen. Ha, wenn der so was brauchte, hätt er längst eine gefunden. Blöder Angeber! Dämlicher Schnösel! Sagt der noch, daß es heut nur Flittchen gibt! Weil er 'n Dämlack ist, der nur immer auf solche stößt. Wenn er sich gut umsehen tät, würd er so was nicht sagen. Schließlich sind ja auch nicht alle gleich. Zumindest sie, Oljanka, ist nicht so.

Je mehr sie sich ihrem Elternhaus nähert, desto mehr

verraucht ihre Wut. Immerhin, so dumm ist der Rothaarige gar nicht. Hat sie zwar ein bißchen aufgezogen, ein bißchen Spaß mit ihr gemacht, aber muß er ihr dann gleich nachrennen und sie suchen? Wenn sie morgen oder übermorgen wieder auf den Markt geht, ist er vielleicht auch da, und sie hat ein bißchen was zu lachen. Und dann ... Dann kommt er vielleicht zu ihr.

Oljanka wird ganz leicht ums Herz. Mit einem munteren Lächeln auf den Lippen betritt sie das Haus, als hätte sie sich gerade ein bißchen amüsiert, hätte getanzt und jemand hätte sie am Arm geführt. Während sie den Tisch deckt, verbirgt sie ihr Gesicht vor der Mutter, denn die merkt gleich, wenn ihre Tochter gute Laune hat, und fragt sie dann alles mögliche. Und warum soll Oljanka ihr was erzählen? Sie richtet bloß noch Schaden an, was Gott verhüten möge . . .

#### Ohne Namen

Ein kalter Donner rollte, kollerte sanft über den Buckel eines Rapsfeldes und verstummte. Hryhor zog dem Braunen eins mit dem Peitschenstiel über, stach den Grauen leicht in die Flanke, und das knarrende Fuhrwerk holperte schneller den Weg entlang. Der vom bitteren Wermutduft geschwängerte Wind trug die Schweife der Pferde zur Seite, und die Gäule hoben sie in die Höhe. Die beschlagenen Hufe blitzten auf und versanken wieder im Staub. Hryhor, der das Gewitter aufkommen sah und dem der frische Fahrtwind Kühlung brachte, straffte sich, und sein Körper bedeckte sich mit einer Gänsehaut. Er sah zu den Raps- und Rübenfeldern, die eine schwärzliche, drohende Färbung angenommen hatten.

»Hüaaa!« rief er laut und schüttelte die Lederzügel. Das Mädchen ging schnell und hielt mal mit der linken, mal mit der rechten Hand den Rock fest, der um ihre Beine schlug.

Hryhor, der das Mädchen schon von weitem gesehen hatte, ließ die Pferde noch schneller traben und zügelte sie dann. Das Mädchen hatte ein braungebranntes Gesicht, die Lippen waren spröde wie Kirschbaumrinde, und auch

ihre mißtrauisch zusammengekniffenen Augen funkelten wie zwei Kirschen.

Sie setzte sich seitlich auf den Wagen, der Bursche schwang die Peitsche, und die Pferde trabten los. Sonnenblumen blühten am Wegrand, und jeder Kopf war übervoll von gelber Freude. Die Gäule legten die Ohren an. Das Mädchen saß zusammengekauert, die beiden Hände fest um die Seitenstangen des Wagens geklammert.

»Kommst du aus dem Rayonzentrum?« fragte Hryhor. Ihm war klar, daß auch sie gerade an ihn dachte.

»Nein, vom Feld.«

Ihre Stimme verwehte wie Staub im Wind, aber der Bursche verstand die Antwort. Aha, vom Feld. Ein Donner rollte mit zornigem Getöse zur Erde, die Spalten zwischen den Wolken entflammten – ein Blitz zuckte nieder. Also, bis zur Chrestschaty-Schlucht würden sie es noch schaffen, aber vorm Dorf würden sie naß werden. Er hatte den Zelttuchmantel nicht mitgenommen, morgens hatte es überhaupt nicht nach Regen ausgesehen, erst gegen Mittag war es schwül geworden. Auf den blauköpfigen Disteln hockten Falter, die sich nicht rechtzeitig in Sicherheit hatten bringen können. Die Senke lag zwischen Weizenfeldern, Vieh weidete dort. Aus dem kleinen Teich ragten zwei Köpfe heraus. Die Hirtinnen hatten sich ins Wasser verzogen, dort war es wärmer.

»Setz dich zu mir aufs Stroh«, schlug Hryhor vor. »Dahinten schüttelt's dich ja so durch.«

Das Mädchen zögerte erst, stieg aber am Rande der Chrestschaty-Schlucht nach vorne zu Hryhor. Sie zog die Beine an und bedeckte sie sorgfältig mit dem Rock. Aus den Augenwinkeln sah Hryhor, wie ihre spröden Lippen feucht wurden und Regentropfen gleich schimmerten. Sie wagte nicht, in seine Richtung zu blicken, sondern sah starr geradeaus.

Als der Weg durch ein Roggenfeld führte, setzte dichter, gleichförmiger Regen ein. Hryhor hielt die Pferde an und hockte sich unter den Wagen, gleich darauf sprang auch das Mädchen ab und ließ sich etwas abseits von ihm unterm Wagen nieder. Die Hand schützend vorgehalten, zündete sich Hryhor eine Zigarette an und lächelte. Es donnerte nicht mehr, nur der Regen rauschte, gluckste, schmatzte, ein kalter Windhauch durchschnitt ab und zu die Wassersträhnen, so daß winzige Tröpfchen nach allen Seiten spritzten. Der Vogelknöterich, das spitze Bärenohr, die rankige Ackerwinde leuchteten, vom Regen gewaschen, wieder in frischem Grün. Im Roggen rauschte es gleichmäßig vom Regen, der monoton zwischen den Halmen niederging.

Hryhor rückte etwas näher zu dem Mädchen heran, hüllte ihr Gesicht in grauen Tabakrauch und meinte mitfühlend: »Wirst in deiner Bluse noch ganz steif vor Kälte. Aber ich hab ja auch bloß das Hemd an.«

»Werd's schon überstehn«, erwiderte das Mädchen leise und wich seinem Blick aus. Frierend preßte sie die Arme an die Brust, zog den Kopf zwischen die Schultern, und in ihrer ganzen Gestalt war hilfloses Mißtrauen zu spüren.

»Was hast du denn auf dem Feld gemacht?« fragte Hryhor.

»Ich hab nach unsern Rüben geguckt.«

»Und wie sieht's aus?«

»Der Regen kommt gerad zur rechten Zeit.«

Ihr Gesicht entflammte sich für Sekunden – ein weitverästelter Blitz war über den Feldern aufgezuckt, erlosch sofort wieder, und nur in ihren Augen blieben feuchte, warme Fünkchen zurück...

Die Räder polterten nicht mehr, sie hinterließen jetzt im nassen Boden kleine Rinnen, die hier und da in Pfützen mündeten. An den Stacheln der Disteln zitterten Regentröpfchen, ab und zu fiel eins herunter. Der Roggen schien zu dampfen. Die Halme standen geneigt. Nach einer Weile fuhr der Wagen in Kurawa ein, in die stille Bucht zwischen den Gärten und Häusern, in das Flußbett der Straße mit den grauen Ufern der Zäune. Auf den Klettenblättern hatten sich kleine Seen gebildet, und an den Kirschbäumen konnte man nicht ausmachen, ob da Kirschen oder Regentropfen zitterten. Das Mädchen sprang vom Wagen und sagte lächelnd: »Danke schön fürs Mitnehmen.«

»Wohnst du hier?«

»Ja.«

»Willst du nicht weiter mitkommen?« scherzte Hryhor.

»Bei Vater und Mutter ist es besser«, entgegnete das Mädchen im gleichen Ton und ging.

Hryhor sah ihr eine Weile nach, dann setzte er die Pferde in Bewegung. Nachdem er ein Stück gefahren war, fiel ihm ein, daß er sie nicht mal nach ihrem Namen gefragt hatte. Er wußte selber nicht, was er mit dem Namen des fremden Mädchens hätte anfangen sollen, das er zufällig mitgenommen hatte und mit dem er unterm Wagen vor dem Regen Schutz gesucht hatte, aber er bedauerte es immer mehr. Er drehte sich sogar noch einmal um, aber sie war schon zwischen den Kirschbäumen verschwunden. Hryhor schalt sich einen Dumm-

kopf, war wütend über sich. Aber dann fuhr er aus Kurawa heraus, kam auf die Schotterstraße, die Pferde trabten leichter dahin, und der unerwartete Verdruß löste sich auf und ließ sich nur als ein kaum wahrnehmbares Tröpfchen auf dem Grunde seiner Seele nieder.

Im Hochsommer brachte er der Tante einen Topf Honig nach Salywanstschyna. Er ließ sich von den Verwandten bewirten, spielte ein bißchen mit ihren Kindern, leerte nach gutem Brauch ein paar Gläschen und fuhr gegen Abend durch lange Schatten in Richtung Heimatdorf. Er beobachtete, wie am hohen Himmel eine glutrote Wolke verblutete und Sekunden später in einem weichen Gelb und dann zartrosa erstrahlte. Der gemähte Klee schimmerte schwarz auf dem Schlag. Die Getreidemieten und Heuschober versanken weich in der schwülen Dämmerung. Die Luft war staubgetränkt, und die Pappeln am Straßenrand versuchten in den ausladenden Zweigen die Wärme des Tages zu speichern, die sich aber nach und nach mit der merklich feuchten Kühle des Abends vermischte. Obwohl Kurawa etwas abseits vom Weg lag, beschloß Hryhor, den Umweg zu machen. Er kam vorbei an einem Feld, das mit gestreiften Melonen wie mit Sommersprossen übersät war. Er fuhr um das Dorf herum, um in die ihm bekannte Straße einzubiegen. Er ließ die Pferde absichtlich langsam gehen in der Hoffnung, ein paar Leuten zu begegnen, die er nach dem Mädchen fragen wollte. Aber er traf nur eine alte Frau mit einem Tragejoch auf den Schultern. Er hielt, zündete sich eine Zigarette an, saß in fiebriger Erwartung auf dem Wagen und spürte, wie seine Finger zitterten. Ab und zu fielen raschelnd hinterm Gartenzaun Äpfel durch die Blätter und kollerten dumpf zu Boden. Im Kartoffelkraut waren

zwei Grillen unermüdlich am Werk. Mal zirpte die eine, dann die andere, und auf einmal stimmten alle beide ihren endlosen Gesang an, als wetteiferten sie miteinander. Ihr unermüdliches Zirpen schnitt ihm ins Herz und machte ihn traurig.

Nach und nach beruhigte sich Hryhor und trieb seine Pferde mit heiserer Stimme an. Vorm Dorfladen standen rauchend ein paar Männer. Die frag ich, beschloß er. Er grüßte sie, kaufte im Laden Zigaretten und Streichhölzer, begann draußen zu rauchen und bot auch einem braungebrannten Traktoristen an, der gerade eine amüsante Geschichte zum besten gab. Die Männer lachten. Da gingen ein paar Mädchen vorüber. Aufmerksam sah Hryhor in ihre Gesichter. Sie war nicht dabei. Der braungebrannte Traktorist rief ihnen eine platte Witzelei hinterher, sie drehten sich nicht einmal um.

Hryhor wußte nicht, was er machen sollte. Nach jemandem fragen, ohne daß man seinen Namen weiß, war fast so, als sucht man eine Stecknadel im Heuhaufen. Man würde ihn nur auslachen. Elender Mist! Wütend stapfte er den breiten, hohen Treppenabsatz hinunter, die Schuhe klapperten gegen die Steine, und die Männer lachten schallend, wohl weil der Traktorist eine spöttische Bemerkung über ihn gemacht hatte.

Das Dorf blieb immer weiter zurück. Erleuchtete Fenster schimmerten noch durch die Bäume. Ein Hofhund stürzte kläffend und zähnefletschend hinter dem Fuhrwerk her. Hryhor zog ihm eins mit der Peitsche über, daß er sich vor Schmerz zusammenrollte. Die Felder lagen in Schweigen gehüllt. Dichte Finsternis umgab den Burschen, aus der Niederung drang ein bitterer Duft von Wermut. Am Horizont leuchtete es auf, erlosch,

flammte erneut auf. Hryhor mochte nicht wegfahren. Am liebsten wäre er noch einmal umgekehrt. Auch die Pferde trabten unwillig, als befänden sie sich nicht auf dem Heimweg zu so später Stunde. Wie ein spitzer Pfeil bohrte sich noch einmal ein Lichtpfeil am Horizont in den Himmel – dort wurde gedroschen.



#### Lykora

Schon seit mehreren Tagen besuchte die alte Lykora ihre Angehörigen und Nachbarn. Ausgemergelt und gebeugt, mit der ewigen Unzufriedenheit in den Mundwinkeln und in dem trüben, irgendwann einmal blauen Dunkel ihrer Augen, war die Alte während ihrer Besuche gutmütiger, schien gleichsam von innen heraus zu strahlen, ihre blaugeäderten Beine schritten fröhlicher aus, ihr Rücken spannte sich, und die ewige Unzufriedenheit wich einer Erregung, die die Alte belebte und verjüngte. Ihre eingefallene, welke Brust bebte, die Hände zitterten, der knochige Kopf schwankte hin und her, und ihr schwindelte ständig. Jetzt aber straffte sich die ganze Gestalt, die Gebrechen waren verschwunden, und Lykora glich gar nicht mehr der bösen Alten, wie sie das ganze Dorf kannte. Wenn sie jemanden besuchte, setzte sie sich auf die Bank und sah sich um. Nachdem sie eine Weile über dies und jenes geredet und dann eine Weile geschwiegen hatte, erzählte sie schließlich, weswegen sie das halbe Dorf aufsuchte.

»Ich geh zu meinem Sohn«, sagte sie und blickte forschend in die Gesichter ihrer Nachbarn, wie die das wohl aufnehmen würden. Obwohl sie diese Neuigkeit nicht zum erstenmal aussprach, leuchtete ihr Gesicht doch jedesmal wieder auf, als sei es eine Offenbarung für sie. Sie erzählte, wie es zu dieser Absicht gekommen sei. Horpynas Huhn habe in ihrem Mohnbeet gescharrt, sie habe mit der Horpyna geschimpft und darauf in der Nacht kein Auge zugetan. Aber gegen Morgen sei sie dann doch eingeschlafen, und da habe sie von ihrem Sohn geträumt. Er sei noch ganz klein gewesen, habe sich in den Kürbisranken verheddert, und da sei über seinem Kopf eine Biene geflogen. Der Kleine habe mit Armen und Beinen gestrampelt und geschrien, habe sich aber nicht aus den Ranken befreien können. Daher müsse sie ihn besuchen, um zu sehen, ob ihm auch nichts passiert sei, was Gott verhüten möge.

Wenn die alte Lykora jene Nachbarn gerade zur Frühstückszeit besucht hatte, wurde sie zum Frühstück eingeladen, und wenn sie zur Mittagszeit kam, wurde sie gebeten, zum Mittagessen mit der Familie dazubleiben. Sie nahm den Löffel, aß und erzählte dabei, daß sie ihren Sohn das letztemal im Winter besucht habe, daß sie beinahe in der Senke erfroren sei, sie sei im Schnee verschüttet gewesen, aber jetzt sei ja warmer Sommer, da würde sie vor Sonnenaufgang losgehen und bis zum Dunkelwerden da sein. Wenn sie ermüdete, würde sie sich ausruhen, in irgendeinem Haus um Wasser bitten, und wenn die Sonne gar so heiß brenne, würde sie sich ein wenig in den Schatten legen.

»Aber der Weg ist doch weit«, gab man zu bedenken. Ja, er sei weit, stimmte die Alte zu, die Beine würden lahm werden, aber sie sei noch kräftig genug; zum Dreikönigsfest habe sie zwar noch auf dem Ofen gelegen, der

ganze Leib habe ihr weh getan, ihr sei übel gewesen, aber jetzt sei alles wieder in Ordnung. Sie habe selber den Garten umgegraben, gesät, gejätet und gehäufelt. Und jetzt bleiche sie Leinen, hole Reisig aus dem Wald, denn einmal hätte sie den Brigadier gebeten, ihr Holz zu bringen, aber der hätte zu ihr gesagt: »Im Kolchos gibt's jetzt sehr viel zu tun, ist 'ne schlechte Zeit, und Sie arbeiten ja auch nicht bei uns, da müssen Sie schon warten.« Aber den Ofen müsse man doch heizen, von selber koche das Essen sich ja nicht, daher müsse sie sich Reisig aus dem Wald holen ... Und daß sie nicht im Kolchos arbeite? Sie habe in ihrem Leben genug gearbeitet, das solle ihr nur einer nachmachen. Hatte sie etwa keine Garben gebunden, hatte sie nicht jedes Jahr einen Rübenabschnitt zur Pflege zugeteilt bekommen? Wenn im Winter die Finger vor Frost wie Zweige knackten, hatte sie da nicht das Vieh versorgt, hatte sie nicht den Ferkelstall ausgemistet und im Stall übernachtet, wenn die Sauen ferkeln sollten? All das hatte sie durchgemacht, denn nach dem Krieg ging es allen schlecht, nicht nur ihr.

»Aber jetzt bin ich alt, und da möcht ich ausruhn«, sagte sie. »Ich hab nämlich nie Zeit dazu gehabt.«

Sie dankte für Speis und Trank und ging. Und wenn sie jemanden auf der Straße traf oder jemanden im Garten oder am Brunnen oder am Steg beim Wäschewaschen sah, blieb sie stehen und begann, von einem inneren Feuer erleuchtet, ein weitschweifiges Gespräch: Wen sie eben getroffen habe, wer was gesagt habe, daß die Kowalycha so ein Pech habe, ihre Tochter hätte schon Blut ausgehustet, und Ilko Shewryk, der Teufel solle ihn holen, sei der Tochter von Martoscha aus Spaß nachgelaufen, da habe sich das Mädchen an einer Glasscheibe

so sehr den Fuß verletzt, daß er angeschwollen sei, und nun müsse sie wohl ins Krankenhaus. Nachdem sie die jüngsten Neuigkeiten erzählt und nicht weniger wichtige erfahren hatte - daß die Kowalycha in ihrer Jugend auch sehr kränklich gewesen sei und daher die Kinder so anfällig seien, daß der Ilko Shewryk ein Strolch und Abenteurer sei, der keine Lust zum Heiraten habe und sich nur herumtreibe, und Martoschas Tochter sei ein nettes Mädchen, nur das rechte Bein sei bei ihr kürzer als das linke (welchen Fuß sie sich denn aufgeschnitten habe, den rechten oder den linken?) -, erinnerte sich die alte Lykora endlich an Horpynas böses Huhn. Nun war es schon beinahe absichtlich gegen sie aufgehetzt worden, denn darum ging es tagtäglich auf fremde Mohnbeete, als ob es keinen anderen Platz zum Scharren fände. Mochte es gefälligst in Horpynas Garten seine Löcher scharren! Lykora redete sich immer mehr in Fahrt, aber das Leuchten verschwand nicht von ihrem Gesicht. Die Wangen bedeckten sich zwar mit roten Flecken, der Schein auf ihrem Gesicht wurde gröber, aber die roten Flecken und die Grobheit verschwanden, als sie auf die Kürbisranken, in denen sich ihr Sohn verheddert hatte, und auf die Biene zu sprechen kam, die die ganze Zeit über seinem Kopf flog und ihn zu stechen versuchte.

»Ich mach jetzt die Geschenke fertig, und dann geh ich los.«

Am ersten Tag schaffte Lykora viele Besuche, erzählte, bis sie müde wurde, und am Abend dröhnte es in ihrem Kopf wie in einem Glockenturm. Das war die Freude darüber, daß so viele Leute von ihrem Sohn erfahren hatten. Auch nachts im Schlaf summte es in ihrem Kopf, und am nächsten Morgen war die alte Frau von einem

wohlvernehmbaren Klingen durchdrungen, daß es ihr manchmal schien, der ganze Tag, das ganze Dorf klinge so, die Bäume rauschten so, die Leute lärmten so, die Straße dröhne so, die Schneeballsträucher hinterm Gartenzaun raschelten so. Aber nach einiger Zeit füllte sich in ihr alles wieder mit den Erinnerungen an den Sohn, sie schloß die Tür und ging zum Brunnen. Sie ging absichtlich langsam, um mehr Leuten zu begegnen. Langsam kurbelte sie den Eimer am Seil hinunter, und als sie genug Wasser geschöpft hatte, guckte sie nach rechts und nach links und schaute zu den benachbarten Höfen. Auf dem Rückweg grüßte sie sogar die Kinder als erste, und ihr Tragejoch schaukelte sanft und freundlich auf und ab. Lykora freute sich, daß der ganze Tag bevorstand, daß sie noch vielen Leuten begegnen würde, bei vielen einkehren und vielen erzählen würde, was ihr den Atem nahm und was ihr Gesicht leuchten machte. Sie kümmerte sich nicht darum, daß keiner sie nach ihrem Sohn fragte, daß sie schwiegen, zur Seite blickten, manchmal sogar den Mund öffneten, um etwas zu sagen, sich aber im letzten Moment besannen. Die alte Frau merkte das alles kaum, weil sie nicht sehr auf die Leute achtete, sondern viel zu sehr von ihren eigenen Gefühlen, von ihrem Wunsch, den Sohn zu besuchen, durchdrungen war.

Nachts träumte sie, daß sie schon unterwegs zu ihm sei. Der Weg war sehr breit und sauber, von weichen Sonnenstrahlen dicht übersät. Sie aber trippelt mit kleinen Schritten voran und spürt ihre Beine gar nicht. Um sie herum ist die Getreideernte in vollem Gange, mit Garben beladene Fuhrwerke knarren vorüber, die Sonne ist selber wie eine heiße Garbe, und das Kopftuch der Alten duftet nach Feld. Aber dann ist die Straße auf einmal

ein Fluß, die Sonne ein Boot, und sie sitzt darin. Ihr wird immer wärmer, sie brennt schon fast – und da wachte die Alte auf. Ihr Herz schlug heftig, sie zitterte wie im Fieber, und ihr schien, als sei sie am ganzen Leib von der Sonne verbrannt. Sie betastete sich, bewegte lautlos die Lippen und lauschte, wie das Blut in ihren Adern pochte vor Entsetzen darüber, daß sie nicht bis zu ihrem Sohn gelangt war.

Am nächsten Morgen begann sie mit Reisevorbereitungen. Sie schlachtete ein paar Hühner und briet sie. Dann drückte sie Quark aus, kochte Konfitüre und buk Piroggen. Unter der Bank zog sie einen verstaubten, mit Spinnweben übersäten Ballon mit vorjährigem Kirschlikör hervor und füllte eine grüne Flasche damit. Vom Boden holte sie in der Schürze Haselnüsse herunter und wischte sie einzeln mit einem feuchten Lappen ab. Im Garten schnitt sie ein paar junge weiß- und gelbbäuchige Gurken. Dann schüttelte sie ein paar Klaräpfel vom Baum, sie fielen mit kurzem Seufzer auf den noch schlafenden Boden. Alles zusammen legte sie in einen Korb, und was dort keinen Platz hatte, steckte sie in einen alten, vielfach geflickten Beutel, den sie zuvor im Teich gewaschen hatte, denn einige verwilderte Hühner der Alten hatten ihn zum Eierlegen benutzt.

Als die Geschenke eingepackt waren, wußte die alte Lykora nicht mehr, was sie mit sich anfangen sollte. Wohin sie trat, was sie anpackte, alles war nicht das Richtige. Sie ging vom Keller in den Flur, vom Flur in den Hühnerstall. Da sie aber im Hühnerstall nichts zu tun fand, trottete sie zum Hanffeld. Und so wanderte sie ruhelos umher, bis sie es nicht länger aushielt und ihre Besuche bei den Dorfnachbarn wiederaufnahm.

»Ich geh morgen schon«, teilte sie jedem mit, noch ein wenig bleich nach den nächtlichen Erlebnissen. Da sie zudem von ihren häuslichen Sorgen ganz in Anspruch genommen war, bemerkte sie nicht die erstaunten Blicke der Nachbarn, das Befremden in ihren Augenwinkeln.

»Morgen geht's los«, sagte Lykora. »Hab schon die Geschenke eingepackt, hausgemacht ist hausgemacht, und von Muttern schmeckt's am besten, soll er sich satt essen. Hab Hühner gebraten, und Haselnüsse nehm ich auch mit. Bloß gut, daß ich mit der Kowalycha im Herbst welche gepflückt habe, die gab's ja in rauhen Mengen. Diesen Sommer sind schon weniger dran. Aber früher gab's soviel davon, und groß waren die, mit herrlichen Kernen. Wenn man sie im Ofen röstet und die Schale platzt, knallt es wie Gewehrschüsse ...«

Und die Alte erzählte von Nüssen und Eicheln, von herbstlichen, blaubereiften Waldwegen, auf denen der Frost in die nackten Fersen kniff, wenn man darüber hin ging. Ein paar Eichen habe sie hinterm Garten eingesät, dort wo die Schneeballsträucher wuchsen. Sie seien schon rausgekommen, ganz allmählich, die Erde habe richtig gekracht. Bei diesen Worten wandten die Leute ihre Blicke nicht ab und erzählten gerne von ihren Eichen, denn wenn Kinder geboren werden, werden Eichen gepflanzt.

Bei Sonnenaufgang machte sich die Alte auf den Weg. Die Weiden am Weg hatten ausgeträumt, hatten sich mit Tau gewaschen und dufteten nach graublauer kühler Feuchte. Der Himmel war rötlich gefärbt, die Schornsteine gähnten ihren ersten Rauch aus, und Frauen gingen mit leeren Eimern am Schulterjoch zum Brunnen. Erwärmt von der Sonne, erstrahlte der Morgen in einem

Meer von rosig-naivem Licht, und von diesem Licht wurde auch Lykora erfaßt. Sie leuchtete ganz von innen heraus. Der Korb und der daran festgebundene Beutel lagen über der Schulter. Die Alte hatte ihr Sonntagskopftuch um und sah so festlich und ungewöhnlich aus, als breche sie zu einer Wallfahrt auf. Wenn sie Leuten begegnete, grüßte sie zwar, blieb aber nicht stehen, um zu erzählen, wohin und zu wem sie wolle. Aber die Leute wußten ohnehin Bescheid. So hatte sie sich schon viele Male auf den Weg gemacht. Im Winter und im Sommer ging sie ihren Sohn besuchen. Im Winter und im Sommer erzählte sie allen im Dorf davon, und zweimal im Jahr war sie ganz von diesem inneren, unsagbar reinen Licht erfaßt.

Der eine oder andere blieb stehen und sah ihr mitleidig und staunend nach. Die Leute wußten, daß die Alte über die Felder ging und lange so wanderte. Wenn sie müde war, bat sie in irgendeinem Haus um Wasser, wenn sie nicht mehr weiterkonnte, setzte sie sich in den Schatten, um auszuruhen. Um sie herum würde die Getreideernte in vollem Gange sein, mit Garben beladene Fuhrwerke würden an ihr vorüberfahren und die Dreschmaschinen von weitem gackern wie Rebhühner. Sie würde so lange gehen, bis die Straße ihr wie ein Fluß vorkäme und die Sonne wie ein Tannenholzboot, sie würde in diesem Boot sitzen, und ihr würde heiß werden, daß sie am ganzen Körper zu verbrennen glaubt.

Die alte Lykora ging zu ihrem Sohn, der im Krieg gefallen war.

## Nächtlicher Hahn

Der herbstliche Wald war leicht und durchsichtig von den bereits fallenden gelben Blättern und den bleichen Sonnenstrahlen. Die Jungen mieden die Straße und gingen quer durch das Gehölz. Daher kam es ihnen manchmal vor, als seien sie beide ganz allein in dieser herbstlich gelben Welt, in der die Vögel nicht sangen, sondern mit traurigen Stimmen klagten, in der die prallen roten Beeren des Schneehallstrauches in den Mulden schmerzhaft leuchteten. Und als die Jungen auf einer Lichtung einen Baum erblickten, der von einem Geschoß niedergeknickt worden war, gesellte sich zu einem Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit noch das der Unruhe, der Gefahr, die bei jedem Schritt auf sie lauerte, aus irgendeinem Grund aber sich immer zurückzog, entfernte, einer Begegnung auswich. Im umgestürzten Baumstamm entdeckten sie eine Aushöhlung, in der wohl mal ein wildes Bienenvolk gehaust hatte. Das Nest war leer. Schweigend gingen sie weiter, und jeder dachte wohl das gleiche: Die Bienen waren sicher umgekommen, weil der Schwarm mitten in den härtesten Kampf geraten war, der hier gestern und vorgestern stattgefunden hatte.

»Hast du schon mal gesehn, wie Bienen tanzen?« fragte der Jüngere, der nicht lange stillschweigen konnte. Immer, wenn er etwas Interessantes entdeckt hatte (eine verlorene Feldflasche mit verbogenem Hals, eine zusammengerollte Zeitung, leere Patronenhülsen), blickte er forschend zum älteren Gefährten, aber der hing seinen Gedanken nach und beachtete ihn gar nicht.

»Wie tanzen sie denn?« fragte er schließlich, aber sein Blick blieb ruhig und gleichgültig.

»Oh, ich sag dir, wie die tanzen!« rief sein magerer, langhalsiger Gefährte. »Hast du gesehn, wieviel Bienenvölker Onkel Sawa hat?«

»Hab ich.«

»Er hat mir immer Honig gegeben. Und was er für 'n Garten hat! Und Fischnetze! Und weißt du, was er für 'ne Iltisfalle hat?«

»Ja, weiß ich«, unterbrach ihn der Ältere. »Erzähl endlich, wie die Bienen tanzen«, bat er, obwohl am Klang seiner Stimme zu erkennen war, daß er es selbst schon gesehen hatte.

»Oh!« rief der Jüngere noch munterer aus. »Wenn eine Biene gute Beute macht, fliegt sie in den Stock zurück und zeigt den anderen, wo die Stelle ist. Sie vollführt verschiedene Figuren auf den Waben, und in der Richtung, aus der sie die Beute hat, läuft sie ein Stück. Je weiter weg die Beute gemacht wurde, desto länger läuft sie. Wirklich wahr, ich hab's selbst gesehn! Sie tanzt auf einer Stelle, und dann geht sie zu 'ner anderen Stelle, damit sie von möglichst vielen Bienen gesehen wird. Und dann fliegen sie ihr alle nach und holen den Blütenstaub.«

Sein Gesicht war ganz erregt, die Wangen hatten sich

gerötet. Der Ältere hörte aufmerksam zu, aber daran, wie er die Lippen aufeinanderpreßte, erkannte man die Herablassung des Erfahreneren.

»Ich hab mal gesehn, wie ein Bienenvolk ein anderes überfallen hat. Bloß gut, daß sie auf Stärkere trafen. Die haben sie vor dem Einflugloch empfangen, oho, kann ich dir sagen! Aber wenn sie auf Schwächere gestoßen wären? Onkel Sawa hat erzählt, daß so was oft vorkommt. Sie rauben den Stock aus, nehmen den Honig mit, und die Überfallenen sterben dann aus.«

»Ach, warum solln denn die aussterben!« widersprach der Ältere, der den Erzählungen seines Begleiters nun schon mit größerem Interesse zu folgen schien.

»Natürlich! Du hast wohl noch nie gesehn, wie Drohnen ausgetrieben werden?«

»Na, wie denn?« fragte der Ältere unwillig.

Während ihres Gesprächs hatten sie sich durch ein Dickicht hindurchgearbeitet, hatten ein paar morastige Senken umgangen, in denen Kalmus mit seinen buschigen Wedeln stand. Mitten im Wald stießen sie auf einen ungemähten, zertrampelten Roggenstreifen. Sie brauchten nur mit dem Ellenbogen oder dem Knie eine Ähre zu berühren, als auch schon mit trockenem Rascheln die Körner zur Erde fielen. Das Herz krampfte sich beiden zusammen, als sie dieses traurige Rieseln hörten. Nachdem sie einen kleinen Eichenhain erreicht hatten, schauten sie sich noch einmal nach dem ausgedörrten, ausgebleichten kleinen Roggenschlag um. Schweigend gingen sie weiter. Die Sonne, die bereits ziemlich tief und ihnen die ganze Zeit im Rücken stand, ließ dichte Schatten vor den Jungen herlaufen, nur über den Baumkronen wehte ein sachter Wind, und der

Himmel war fahl. Jetzt dachten sie nicht mehr an den umgeknickten Baum mit der leeren Höhle, sprachen auch nicht mehr über die Bienen, sondern dachten daran, daß es bald dunkel werden würde, daß sie immer noch durch den unbekannten Wald liefen, daß sie an ein Nachtlager denken mußten. Sie konnten natürlich in die kleine Senke hinuntersteigen, ein Feuer anzünden und bis zum Morgen dort bleiben, aber war es nicht gefährlich, jetzt ein Feuer anzumachen?

Plötzlich blieb der ältere Junge stehen, als hätte er etwas gesehen, was ihn überraschte, verschloß seinem Gefährten mit den Händen die Augen und sagte: »Soll ich mal zaubern?«

»Was willst du denn zaubern?« fragte der andere und versuchte sich frei zu machen.

»Na, daß plötzlich ein Häuschen vor uns steht.«
»Auf Hühnerbeinen? Mit 'ner Hexe am Fenster?«
»Willst du, oder willst du nicht? Ich kann's mir noch überlegen.«

»Natürlich will ich.«

»Häuschen, erscheine!« bat der Ältere und nahm die Hände weg.

Der Jüngere – nennen wir ihn einstweilen »Grashüpferchen«, wie er im Dorf genannt wurde – riß erstaunt die Augen auf, sah aber nichts, und auf seinem Gesicht stand schon die Enttäuschung, als er weiter vorne zwischen den Hagebuchen eine Blockhütte entdeckte. Klein, mit niedrigem Strohdach, hockte sie dunkel zwischen den abendlichen Bäumen. Es war natürlich ein Waldhüterhäuschen, aber Grashüpferchen starrte es so an, als hätte sein Gefährte es tatsächlich herbeigezaubert.

Vorsichtig pirschten sie sich heran. Zuerst sah es so

aus, als müsse gleich hinter dem Reisighaufen oder dem Stall ein Hund hervorspringen. Dann schien ihnen, als ob gleich der Waldhüter selbst herauskommen würde, um sie mit finsterem Blick zu fragen, was sie hier suchten. Aber weder Hund noch Waldhüter erschienen. Die Jungen krochen durch den Zaun und traten auf den Hof. Einen Moment standen sie lauschend. Grashüpferchens Äuglein waren starr wie zwei Mauseschwänzchen, während der Ältere argwöhnisch und mißtrauisch nach allen Seiten blickte. Dann trat er zum Fenster, klopfte an die Scheibe und drückte sich sofort gegen die Wand, als hätte er auf einmal große Angst bekommen. Doch die Angst legte sich, er preßte die Stirn gegen die Scheibe, legte die Hand schirmend vor die Augen und sah ins Innere der Hütte.

»Ist wohl keiner da«, sagte Grashüpferchen.

Der andere ging zur Tür und rüttelte. Dann legte er das Ohr an das Holz und lauschte.

»Was wolln wir machen?« flüsterte der Kleine und setzte fragend hinzu: »Was meinst du, Iwan?«

Hunger und Dunkelheit ließen sie nicht lange überlegen. Iwan stellte eine Leiter an die Wand, auf der wohl die Hühner immer zu ihrem Einstieg hinaufkletterten, und löste ein paar Strohbündel vom Dach. Dann stand er auf dem Boden, tastete im Dunkeln nach der Luke, fand sie und stieg vorsichtig in den dunklen Schacht hinunter.

Als er den Riegel zurückgeschoben hatte und vor Grashüpferchen stand, trug sein Gesicht immer noch einen angespannten, lauernden Ausdruck.

»Ob uns auch keiner überfällt?« fragte Grashüpferchen, der Angst hatte, die Hütte zu betreten.

»Die Strohbündel legen wir wieder so hin, wie sie waren«, sagte Iwan.

Die Luft im Raum war feucht und abgestanden. Leblos standen an den Wänden Bänke, ein Tisch, eine Truhe mit aufgeklapptem Deckel. Grashüpferchen sah hinein, ein Ballen Stoff und ein Ährenbündel lagen darin. Die Ofentür war herausgefallen, vor dem Heizloch lag Asche. Der Besitzer mußte hier allein, ohne Frau gelebt haben und überhastet aufgebrochen sein. Die Jungen standen einen Moment im Raum, traten aber, da die niedrige Decke und die traurige Stille sie bedrückten, auf den Hof hinaus und setzten sich auf eine Rasenbank vorm Haus. Der Wald drängte wie ein schwarzer, schweigender Wall gegen das Haus. Der erste Stern war schon aufgegangen und blinkte kindlich hell zur Erde. Plötzlich horchte Grashüpferchen auf.

»Da, im Schuppen . . . «, begann er und lauschte wieder. »Ich glaub, da ist ein Hund . . . «

»Was für 'n Hund ...«, brummte Iwan.

Aber Grashüpferchen war so erfreut über die Möglichkeit, gerade jetzt und hier einem Hund zu begegnen, daß er aufsprang und zum Schuppen lief. Er öffnete die Tür, schnalzte mit der Zunge und lauschte, erhielt aber keine Antwort. Sich ängstlich nach der geöffneten Tür umsehend, kam er zurück.

»Hast dich verhört«, sagte Iwan.

Grashüpferchen erwiderte nichts, die Spannung wich nicht aus seinem Gesicht, und er wandte kein Auge von der Tür.

»Da ist einer drin«, flüsterte er.

Ohne ein Wort zu sagen, ging Iwan auf den Schuppen zu. Er war zur Hälfte mit Reisig, zur anderen Hälfte mit Heu gefüllt. Es roch nach trockener Fäulnis und war so dunkel darin, daß man nicht die Hand vor Augen sah. Iwans Mut sank, aber als er hinter sich den angehaltenen Atem seines Begleiters hörte, fragte er mit rauher Stimme: »Wenn hier einer ist, soll er sich melden!«

Keine Antwort. Er schnalzte mit der Zunge.

»Da in der Ecke ... war was«, flüsterte Grashüpferchen.

Entschlossen kroch Iwan hin. Noch nie schien ihm das Heu so laut unter den Füßen geraschelt zu haben. Er war noch nicht ganz oben auf dem Heuhaufen, als er entsetzt innehielt und nach vorne starrte. Kalter Schauer und Schwäche überliefen ihn – aus der Dunkelheit sah er ein Augenpaar, das wie zwei drohende Gewehrmündungen glänzte. Im gleichen Moment hörten er und Grashüpferchen eine männliche Stimme: »Jungs?!«

Iwan wollte schon zurückstürzen, aber die vertraute Muttersprache beruhigte ihn. Doch er brachte kein Wort heraus, etwas preßte ihm die Kehle zu.

»Jungs?!« ertönte dieselbe Stimme, und der Strahl einer Taschenlampe richtete sich auf sie.

Iwan erblickte einen Mann mit verbundenem Kopf. Er trug eine Uniformbluse ohne Schulterklappen. Die Augen brannten fiebrig-trocken, das Gesicht glühte. Zwei buschige, schwarze Brauen mit Heuresten darin waren fragend erhoben und erstarrten auf der gerunzelten Stirn.

»Seid ihr allein?« fragte der Rotarmist. Die Taschenlampe erlosch, alles versank in Dunkelheit, Iwan hörte nur, wie Grashüpferchen von einem Bein aufs andere trat. Wieder bohrte sich ein straffes Lichtbündel in die Finsternis, und der Rotarmist fragte: »Was macht ihr hier?«

»Wir sind einfach so durch den Wald gelaufen«, erwiderte Iwan, erfreut, die eigene Stimme zu hören.

»Seid ihr zu zweit?« fragte er.

»Ja, Hryzjunjo und ich«, antwortete Iwan schon mutiger, als hätte er einen Bekannten getroffen, dem Hryzjunjo ein Begriff war.

»Sind Deutsche in der Nähe?«

»Wir haben keine im Wald gesehen.«

»Die Straße ist hier ganz in der Nähe.«

»Wir sind drumrum gegangen.«

Der Rotarmist richtete seine Taschenlampe ein wenig zur Seite, um zu sehen, wer sich hinter Iwans Rücken befand.

»Na, Hryzjunjo, komm mal her!«

Schweigen antwortete ihm. Aber gleich darauf knackte und raschelte es im Heu, und Grashüpferchen begann nach oben zu klettern. Er mußte wohl eine so erstaunte und hilflose Miene machen, denn der Rotarmist lächelte, wobei seine Augenbrauen fröhlich wie vom Wind bewegt bebten. Iwan fühlte sich schon sicherer, aber Hryzjunjo wagte nicht mal mit den Wimpern zu zucken, so angestrengt starrte er geradeaus.

»Setzt euch zu mir, Jungs«, sagte der Rotarmist. »Reden wir 'n bißchen miteinander.«

Er löschte sofort das Licht, und nun saßen sie in dichter Finsternis. Die Jungen rührten sich nicht. Hryzjunjo suchte Iwans Hand und drückte sie fest.

»Was macht ihr hier? Wo wollt ihr hin?«

»Wir wollten unsere Kühe suchen«, erzählte Iwan. »Sie sollten vor den Deutschen in Sicherheit gebracht werden, kamen aber nicht weit, hinter Radiwka sind alle Herden bei einem Bombenangriff zersprengt worden.«

»Habt ihr eure Kühe gefunden?«

»Ach woher.« Iwan seufzte.

»Ich bin verwundet worden«, berichtete der Rotarmist. Liege hier schon seit zwei Tagen. Ich würde ja weitergehen, aber die Beine wollen einfach nicht. Sind unsere Truppen schon weit weg?«

»Sieht so aus.«

»Habt ihr nichts zu essen bei euch?«

Grashüpferchen zog ein Stück Brot aus der Tasche. Als seine Finger in der Dunkelheit die feste, heiße Hand des Rotarmisten berührten, spürte er, wie es auch ihn heiß durchlief.

»Danke«, sagte der Soldat. »Aber wie kommt's, daß ihr beide so allein geht . . . Hat euch die Mutter geschickt?«

»Nein«, gab Iwan zu. »Die wissen gar nicht, wo wir sind. Wir sind alleine abgehauen.«

»Habt ihr denn gar keine Angst?«

»Was sollen wir essen, wenn's keine Milch gibt?« wiederholte Grashüpferchen anscheinend jemandes Worte.

»Wissen Sie was«, schlug Iwan vor. »Im Haus muß doch irgendwas Eßbares zu finden sein, wir gucken mal nach.«

»Ja, tut das«, stimmte der Rotarmist zu. Seine Stimme war ganz schwach, als bekomme er kaum Luft.

Schweigend kletterten die Jungen herunter, schweigend traten sie auf den Hof. Im Wald regte sich kein einziges Blatt, und die kleine Hütte schien mit dem Erdboden und der Dunkelheit eins werden zu wollen. Die herbstliche Luft war durchdringend trocken, Hryzjunjo begann zu zittern. Am liebsten hätte er Iwan wieder bei der Hand gefaßt, riß sich aber zusammen. Sie durchstöberten alle

Winkel, suchten auf dem Ofen, unter der Schlafbank, drehten die Stoffrolle in der Truhe, fanden jedoch nichts außer ein paar gedörrten Birnen und trockenen Brotkanten. Als sie das Haus schon verlassen wollten, hörte Iwan auf der Hühnerstange etwas rascheln. Er fand im Dunkeln eine Leiter, stieg ein paar Stufen hinauf und hatte auf einmal einen Hahn in der Hand. Der krähte erschreckt auf, aber Iwan hielt ihn am Schnabel und dann an den Flügeln fest.

Diesmal knipste der Rotarmist die Taschenlampe nicht mehr an. Er mahlte mit seinen Zähnen die trockenen Birnen.

»Wir haben einen Hahn gefunden«, platzte Hryzjunjo heraus.

»Was für einen Hahn?« fragte der Rotarmist verständnislos.

Da erzählte Iwan hastig und freudig erregt: »Er hat auf der Stange geschlafen. Wahrscheinlich sind die Hühner weggelaufen, oder jemand hat sie geschlachtet, und er ist als einziger übriggeblieben.«

»Guck einer an.«

Iwan öffnete die Faust, damit der Hahn Luft schöpfen konnte. Das Tier verdrehte den Kopf, spannte sich an, und in seiner Kehle gurgelte und gluckste etwas, als wolle er krähen oder einer Drohung oder seiner Unzufriedenheit Ausdruck geben. Iwan packte ihn wieder beim Schnabel und spürte, wie der Rotarmist den Hahn befühlte. Erst fuhren die Finger über den Hals, dann blieben sie bei den Flügeln hängen.

»Der ist wohl verwildert«, meinte Grashüpferchen. Die Taschenlampe flammte auf und hob folgende Szene heraus. Der Rotarmist betrachtete den Hahn, den Iwan an seine Brust gedrückt hält, Grashüpferchen, der die Beine angezogen hat, versinkt fast im Heu, und seine Augen sind wachsam und forschend wie die eines aufgeschreckten Vogels. In dem Moment, als das Licht wieder erlosch, flatterte der Hahn wild mit den starken Flügeln, schlug Iwan ins Gesicht und war schon unten auf dem Erdboden. Iwan rutschte hinunter, aber der Hahn war bereits zur Tür hinaus und lief auf den Flechtzaun zu, als sei er blind. Als Iwan heranschlich, flatterte der Hahn auf einen Pfahl, von dort in die dichtbelaubten Äste eines Baumes und war verschwunden, nur die feuchten Blätter schwebten noch herunter auf die Schultern des Jungen.

Währenddessen erzählte der Rotarmist Grashüpferchen: »Wir haben sie immer wieder aufzuhalten versucht, aber dann waren unsere Kräfte alle. Sie hatten Kleinkampfwagen und Motorräder und drängten vorwärts, aber wir waren zuwenig ... Sind nach allen Richtungen versprengt worden... Als ich verwundet wurde, hab ich's gar nicht gemerkt, aber jetzt bin ich ganz schlapp. Ein Bein ist steif, es brennt, und mir ist ganz schwindlig ... Na, ist der Hahn weg?«

»Ja«, sagte Iwan und setzte sich so ins Heu, daß er nicht mit dem Kopf gegen die Dachsparren stieß. Er machte sich Vorwürfe, daß er den Hahn nicht hatte festhalten können. Grashüpferchen aber bedauerte, daß sie in der Baumhöhle weder Bienen noch Honig gefunden hatten.

»Wo ist denn euer Dorf?« erkundigte sich der Rotarmist.

»Einen halben Tag Fußweg von hier«, erwiderte Iwan. »Wir nehmen Sie mit zu uns. Macht nichts, daß wir keine Kuh haben, irgendwie kriegen wir Sie schon durchgefüttert. Und die Frauen pflegen Sie gesund, die können das.«

»Wir werden Honig essen«, sagte Grashüpferchen. »Onkel Sawa hat vielleicht einen Bienenstand, sag ich Ihnen, oho!«

»So weit kann ich nicht gehen, Jungs.«

»Wir holen ein Kolchospferd«, sagte Iwan munter. »Das kriegen wir ohne weiteres.«

»Ich bin vor kurzem selber noch geritten. In unserer Einheit gibt es einen Falben. Man wollte ihm den Paradeschritt beibringen, aber er machte nicht mit, schlug immer aus.«

»Wissen Sie, wieviel Äpfel es in diesem Jahr gibt?« ließ Grashüpferchen sich wieder vernehmen. »So viel, daß sich die Zweige biegen, und wenn die Äpfel runterfallen, ist gar keine Erde zu sehen.«

»Ich mag die Daneschta-Birnen so gerne, Jungs, gibt's die bei euch?«

»Na klar«, rief Grashüpferchen freudig aus. »Wo gibt's die wohl nicht?«

»Stimmt auch wieder.« Der Rotarmist nickte. Dann verstummte er. Man konnte hören, wie er die gedörrten Birnen malmte. Vielleicht knirschte er aber auch vor Schmerzen mit den Zähnen. Den beiden Jungen wurde es auf einmal kalt und ungemütlich. Da ertönte es in der Dunkelheit: »Geht ins Haus schlafen, ich bleib hier.«

Iwan zeigte Grashüpferchen den Baum, auf den der Hahn geflogen war. Sie warfen Stöcke hoch, aber nur kalte Blätter segelten auf ihre Gesichter und Arme herab Der Hahn hatte sich gut versteckt.

Sie legten sich auf die breite Schlafbank und deckten sich mit dem Stoff zu, den sie in der Truhe gefunden hatten. Aber obwohl sie ziemlich müde waren, fanden sie in dem fremden Haus keinen Schlaf. Abwechselnd schien es dem einen oder dem anderen, als ob jemand in der Dunkelheit stöhnte und mit den Zähnen knirschte. Iwan lauschte angestrengt, doch dann wurde ihm klar, daß es nur Einbildung war. Grashüpferchen aber ballte die Fäuste und wäre am liebsten in den Schuppen gelaufen. Um einander aufzumuntern, erinnerten sie sich an Dinge, die sie am Tage gesehen hatten, besonders an die schmutziggrünen Lastwagen, die quer übers Feld gefahren waren, an das verstümmelte Pferd, das an einer kleinen Wiesenquelle gelegen hatte und sich nicht bis zum Wasser schleppen konnte, daran, wie sie es aus Kartuschen getränkt hatten, an den verwaisten Pferdewagen ohne Räder mitten zwischen Sonnenblumen und die durchlöcherten Säcke auf dem Wagen, aus denen das schneeweiße Mehl rieselte.

Frostgerötete Seen der Morgendämmerung ergossen sich über den Horizont, als die Jungen aus dem Haus traten. Festlich gestimmte, majestätische Eichen grenzten unmittelbar an das Waldhüterhäuschen. In weisem Schweigen und weibliche Heiterkeit ausstrahlend, standen zwei Birken in der Ferne, es schien, als seien sie gemächlich aus dem Tannenwald herausgetreten. Ein rotgoldenes Flammenbündel – ihr nächtlicher Hahn – stolzierte über den Hof. Der Kamm glänzte wie eine rote Schneeballstrauchbeere, und die Lappen waren sonnendurchleuchtet. Der Vogel blickte kühn zu den Kindern, die aus dem Haus traten, und spreizte den Schwanz. Als Iwan ihn sah, freute er sich, als begegne er einem

Verwandten. Grashüpferchen aber schlich sich, scheinbar ohne Richtung, seitlich an den Hahn heran. Seltsamerweise hatte der aber gar keine Angst. Er beobachtete Grashüpferchen gelassen und im Bewußtsein der eigenen Würde, und als der Junge die Hand ausstreckte, lief er nicht davon, sondern reckte sich nur erstaunt, und seine funkelnden roten Lappen zitterten empört. Grashüpferchen drückte ihn mit beiden Armen gegen die Brust, als hätte er einen Wundervogel gefangen, und seine Stupsnase schien noch höher gen Himmel zu ragen.

»Auf dem Birnbaum hat er übernachtet«, stellte Iwan fest und sah zu dem schwarzgoldenen Baum hinauf, der in der Nacht feuchte Blätter auf ihn hatte regnen lassen.

»Er ist ja ganz zahm!« rief Hryzjunjo überglücklich aus. »Wenn er sich sogar auf den Arm nehmen läßt!«

Der Hahn sah sie beide mit seinen runden Augen an und äugte mal zum Haus, mal zum Wald, mal zum Himmel.

»Komm, wir zeigen ihn dem Rotarmisten«, schlug Iwan vor. Er streichelte den Hahn über den Hals und spürte, wie der Vogel unter seiner Hand leise zitterte.

Im Schuppen wehte ihnen Kühle entgegen. Kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als ein kleiner grauer Vogel mit raschelndem Flügelschlag zur Tür hinausflatterte, dann war alles still. Der Lehmboden und die Wände schwiegen, und das Heu schien noch nicht erwacht.

»Onkel!« rief Grashüpferchen fröhlich. »Wir haben den Hahn gefangen!«

Da niemand antwortete, rief Grashüpferchen noch lau-

ter und fröhlicher: »Hören Sie nicht, Onkel? Wir haben den Hahn gefangen!«

Währenddessen war Iwan nach oben geklettert. Das Heu raschelte unter seinen Bewegungen laut, als sei es endlich erwacht und der ganze Schuppen spräche. Der Rotarmist lag auf dem Rücken. In der einen Hand hielt er die Taschenlampe, die andere lag auf der Brust, als lausche er seinem Herzschlag. Iwan lächelte, weil er annahm, der Rotarmist schlafe, und rüttelte ihn sacht an der Schulter. Der Kopf unter der Mütze rutschte zur Seite, und der Junge sah, wie sich das rechte Lid langsam hob und nach und nach die kalt glänzende, starre, nichtssehende Pupille entblößte. Iwan verharrte reglos, in seinem Innern riß etwas, füllte ihn mit blinder Schwere, und er stierte unverwandt in das kalt forschende Auge. Dann, seiner Sinne kaum mächtig, glitt er langsam nach unten, sein ganzer Körper schien wie gelähmt, sogar die Zunge im Mund war schwer und ungefüge.

Sie gingen durch niedergetrampelten Roggen. Die Halme ließen ihre Köpfe bis zur Erde sinken, nur einige ragten schlank und ungebrochen in die Höhe. Überreifes Korn rieselte heraus. Mit einer Hand hielt Grashüpferchen den Hahn an die Brust gedrückt, aus der anderen versuchte er ihn zu füttern. Der Hahn pickte die Roggenkörner, aber manchmal glitten sie ihm aus dem Schnabel. Grashüpferchen lachte fröhlich. Sie hatten die Waldhüterhütte schweigend verlassen. Erst als sie aus den Bäumen heraus aufs Feld getreten waren, hatte Iwan Grashüpferchen gesagt, daß keiner mehr im Heu gewesen sei. Der Rotarmist sei sicher nachts, als sie schliefen, fortgegangen. Während Iwan das sagte, wandte er sich

ab, sein Blick war finster, die Lippen aschgrau. Grashüpferchen dagegen nahm das Ganze nicht so tragisch. Er war sicher, daß der Rotarmist bei seinem Marsch auf ihr Dorf stoßen würde. Und dort würde er den Honig von Onkel Sawa und ihre Äpfel kosten. Er würde seine Wunden auskurieren und sich gesund pflegen lassen – die Frauen im Dorf konnten das, und sei es das alte Weib, das im Sommer und Herbst an der Schlucht immer alle möglichen Kräuter sammelte, sie trocknete, kaute, mischte und verschiedene Aufgüsse braute. Ach, was gab's da zu reden, bei ihnen war er in guten Händen, bei ihnen kam er schnell wieder auf die Beine.

»Natürlich«, stimmte Iwan zu und wandte sich ab. »Und wenn er das Wasser trinkt, das alle aus dem Brunnen in Kolomijtschukiw holen?« beharrte Grashüpferchen.

»Ja . . . «

»Hast du von dem Schlamm gehört, mit dem sich Tante Lebedycha die Beine einschmiert, wenn sie 's Reißen packt?«

»Hab ich«, erwiderte Iwan mit abgewandtem Blick. Das Sprechen fiel ihm schwer, weil etwas die Kehle zusammenpreßte und die Brust einschnürte. Neben Hryzjunjo kam er sich auf einmal sehr erwachsen, ja fast alt vor. Die Beine trugen ihn kaum, als lastete auf seinen Schultern das ganze bisherige Leben mit all seinen Nöten. Und je weiter sie gingen, um so mehr mochte er glauben, daß der Rotarmist sich wirklich besser gefühlt habe und heimlich aufgebrochen war. Mit jedem Schritt wuchs der Wunsch, genau so einen reinen Glauben zu haben wie Grashüpferchen, mit ungetrübtem Blick um sich zu sehen, hinter jeden Busch zu schauen,

ob nicht doch ihr Rotarmist auf sie warte, der ihnen noch gestern von dem Pferd erzählt hatte, dem sie den Paradeschritt beibringen wollten.

»Und die Wurzel vom Tatarenkraut hilft ... und Wermut und Lindenblüten«, fuhr Grashüpferchen fort.

Der Hahn pickte entschlossen aus seiner Hand, und Hryzjunjo ballte sie bis auf eine schmale Öffnung, damit die Körner nicht wieder herausfielen.



## In den Feldern

Nachkriegskindheit.

Die Väter kehrten heim. Die Bahnstation lag hinterm Blauen Wald, daher gingen die Leute den Heimkehrern durch die Felder entgegen, im leisen Rauschen der Eichen. Die da gingen, waren unsere Mütter und Schwestern. Nicht unsere Brüder, denn auch die wurden von der Front zurückerwartet.

Auf den Feldern wogte der junge Roggen. In blaugrüner Welle schmiegte er sich an den Horizont. Deutlich zeichneten sich die schwarzen Krähen am Himmel ab.

Mitten im grauen Wermut stand ein Geschütz. Schweigend, düster. Keins von unseren. Es reckte sein Rohr in den klaren Himmel, zielte in die festliche Bläue. Es schien betrübt, daß es nicht mehr die Stille in Stücke reißen konnte.

So ist es mir in Erinnerung geblieben: Mitten im bitteren Wermut, im jungen Graugrün – ein toter schwarzer Körper, traurig, in bedrückendem Schweigen.

Hinter dem warmen, üppigen Roggen lagen unbestellte Felder. Es gab kein Zugvieh, keine Hände, die sie aus ihrer Ruhe hätten schrecken können. Aber nicht nur deswegen war das Land ungepflügt: Dort im Unkraut lagen Minen. Noch nicht entschärft. Überbleibsel des Krieges.

Im Dorf ragten in den Gärten nackte Schornsteine auf. Schwarzfleckig, verrußt. Und gleich daneben Erdhütten, mit Reisig und mit Sonnenblumenstengeln bedeckt. Drinnen Armut, nur das Nötigste, durch eine winzige Glasscherbe dringen Sonnenstrahlen herein. Aber die Wände sind geweißt. Einige Soldatenfrauen haben sogar Blumen draufgemalt. Anspruchslos, aber hübsch, sogar mit Knospen, in der Hoffnung, daß sie aufblühen mögen.

Es roch auch nach frischgefälltem Holz, nach Spänen. Die Leute machten sich ans Bauen. Noch kämpfte der Tag mit der Nacht – weit weg, hinter fernen Grenzen –, aber hier wußte man schon sicher: Wir brauchen uns nicht mehr in die Erde einzugraben mit unseren Herzen, mit unseren Gedanken, brauchen nicht mehr unsere Kinder unter der schweren, dunklen Erdrinde zu verstecken, um sie vor dem Tod zu schützen.

Am Blauen Wald vorbei gingen sie, um Stepan Halaida abzuholen. Kaum hatte einer die Nachricht mitgebracht, daß Stepan zurück sei, daß ihn jemand auf der Station gesehen habe, ließen sie alles liegen, liefen die Straße entlang und wanderten durch den Roggen in Richtung Bahnstation. In den grünen Wogen tauchten die Köpfe der frohgestimmten Menschen mal auf und mal unter.

Die Kinder liefen um die Wette. Einige von ihnen kannten Stepan, den kräftigen, breitgesichtigen Sänger. Andere hatten ihn noch nie gesehen.

Sie liefen und schrien dabei: »Stepan kommt! Stepan kommt!«

Stepans alte, gebrechliche Mutter trippelte ganz hinten. Man stützte sie. Sie hatte schon mehrere Male sterbenskrank daniedergelegen, war aber immer wieder auf die Beine gekommen. Die alte Frau war in einem Unterstand verschüttet worden, wohin sie sich vor Luftangriffen gerettet hatte. Ein Geschoßsplitter traf sie, und ein Arm mußte amputiert werden.

Nun hastete sie vorwärts und murmelte leise vor sich hin: »Stepan, mein lieber kleiner Stepan . . . «

Sie erblickten ihn auf einem Brachfeld. Auch Stepan bemerkte seine Dorfleute und blieb stehen. Der Wind fuhr durch den Roggen, blies in Stepans grünes Hemd, nestelte am offenen Kragen.

Lachend drängten sie sich um ihn. Jung, breitschultrig, unverletzt, stand Stepan da. Schweigend wartete er auf seine Mutter. Als er sah, wie der eine Ärmel leer im Wind flatterte, erstarrte er für einen Moment, dann stürzte er auf sie zu.

»Wer war das, wer hat Sie so zugerichtet, Mutter?« fragte er und griff nach dem leeren Ärmel.

Die Mutter lächelte.

»Und wer euch ...?«

Die Sonne blitzte in ihren Tränen.

Sie kehrten nach Hause zurück. Inmitten der Getreidewogen das schwarze Geschütz. In den Gärten die traurigen, stummen Schornsteine.

Niemand weinte. Nicht einmal die alte Halaida. Sie sah nur immer auf ihren starken Stepan. Er war lebendig aus dem Strudel zurückgekommen. Warum sollte sie da weinen? Und das Leben schien ihr auf einmal genauso herrlich wie ihr heimkehrender Soldat.

Stepan erkannte sein Zuhause nicht wieder. Vom gan-

zen Gehöft war nur der dürre Flechtzaun übriggeblieben, und auch er war durch Wind und Regen verrottet.

Die Mutter sagte: »Ich lad euch alle ein.«

Keiner lehnte ab. Sie gingen schnell nach Hause, brachten, was sie hatten, breiteten Tücher unterm Kirschbaum aus und verteilten die mitgebrachten Lebensmittel darauf.

Auf den Bäumen glitzerte das Harz. Die Vögel sangen. »Sei nicht traurig, mein Junge«, sagte die alte Halaida. »Wir kommen wieder auf die Beine, alles wird sich zum Guten wenden.«

Damals ... Wir waren hungrig, barfüßig, abgerissen. An den Füßen und Händen hatten wir Warzen, wie Sterne am Himmel. Meistens mußten wir mit Sauerampfer vorliebnehmen. Wir suchten ihn im Wald und auf den Wiesen. Danach kriegten wir so ein stumpfes Gefühl im Mund, daß es uns vorkam, als hätten wir keine Zähne. Nach unseren täglichen Sorgen wartete zu Hause nur die ewige Suppe auf uns. Ein paar Kartoffelstücke, dazu ein dünner Weizenbrei und das übrige Rübenblätter. Durch diesen Hungerfraß hatten wir richtige Wasserbäuche. Sie verzerrten unsere Gestalten, waren schwer und doch immer leer.

Ich weiß noch, wie wir Tante Soja ein Huhn stahlen. Fröhlich gackernd scharrte das Tier im grünen Kartoffelkraut. Ein kleiner stämmiger Junge, den wir »Floh« nannten, stürzte sich wie ein Habicht drauf.

»Was willst du damit?«

Floh streichelte die Henne liebevoll über den vollen Schlund und sagte sorglos: »Die braten wir überm Feuer.«

»Laß sie laufen, die gehört uns nicht«, forderten wir ihn auf. »Wenn das Tante Soja erfährt, sagt sie's unseren Müttern.«

»Wir machen das auf dem Friedhof, da sieht's keiner.« Bei Floh traten überall die Knochen hervor, seine Rippen sahen wie Faßreifen aus.

Die verrückte Halka nahm Floh das Huhn ab, versteckte es unter ihrer schwarzen Jacke, und wir zogen los zum Friedhof. Hier roch es nach Kräutern und Granitgrabsteinen. Zu Häupten der Toten standen schweigend und traurig junge Kirschbäume, neben den Stämmchen leuchteten die ledrig glänzenden Blätter des Immergrüns.

Halka sang mit monotoner Stimme ein verworrenes Lied. Es handelte von einem grauen Landweg und einem Mädchen, das dort als Pappel einen Kosaken vom Feldzug zurückerwartete.

Floh packte das Huhn beim Kopf und begann ihn energisch hin und her zu drehen. Dann warf er es ins Gras, das Huhn aber hüpfte ein paarmal auf, es wollte nicht sterben.

Halka sang:

»Und auf seinem Pferd, dem grauen, kam der Liebste aus dem Feld ...«

Sie saß auf der Erde und starrte auf die hellroten Blutflecke, die auf den Blättern der Ackerwinde leuchteten.

Feuer machten wir auf ganz einfache Weise: Aus einer Patrone schütteten wir das Pulver aus, bündelten mit einer optischen Linse Sonnenstrahlen und richteten den Brennpunkt auf das Häufchen. Nachdem das Pulver sich entzündet hatte, wurden Papier und Späne aufgelegt.

Als das Feuer brannte, fiel uns ein, daß man ja das Huhn auch rupfen müßte. Wir machten uns an die Arbeit und ließen die Federn in alle Winde fliegen.

> »In der stillen Schlucht im Wald bettet er sein Haupt zur Ruh...«

Halka sang immer noch.

Die Henne war schwer, aber mager und bläulich angelaufen. Als wir sie über die weißen, bei Tageslicht kaum erkonnbaren Flammen hielten, tropfte kein bißchen Fett herunter. Das Fleisch briet, wurde dunkler, roch appetitlich.

Kaum daß wir es uns versahen, hatte Floh schon eine Keule abgerissen und stieß die Zähne hinein. Halka tat es ihm nach. Für die anderen blieb nur der Rumpf, der zäh und trocken war.

Das Fleisch war süßlich, nüchtern, nicht ganz durchgebraten. Wir verbrannten uns die Lippen, aber wir rissen es in Stücke.

»Mir hat's noch nie so geschmeckt«, bekannte Floh und wischte mit dem Ärmel den Mund ab.

Im Gras leuchteten weißlich die abgenagten Knochen.

Als wir ins Dorf zurückkamen, erwartete Tante Soja uns schon. Aufgelöst vor Zorn stand sie vor ihrer Hoftür, einen großen Stock in der Hand. Wir blieben in einiger Entfernung stehen.

»Aha«, tobte Tante Soja. »Ihr also habt mir mein Huhn geklaut!«

Damit stürzte sie sich auf uns. Wir stoben nach allen

Seiten. Allein stand sie mitten auf der Straße, schimpfte wie ein Rohrspatz und wünschte uns alle möglichen Übel an den Hals, im Vergleich dazu war die Cholera ein Kinderspiel, Krätze und Warzen aber Freuden, von denen man nur zu träumen wagte.

Halka wohnte in der Mitte des Dorfes. Wie durch ein Wunder war ihr Haus vom Brand verschont geblieben. Meistens kamen wir bei ihr zusammen, schliefen auch dort, wenn mütterliche Züchtigung in Aussicht stand. Manchmal allerdings erschien auch einer von Halkas Verwandten und jagte uns schimpfend weg.

»Laßt euch ja nicht mehr hier blicken. Macht die Frau noch ganz und gar verrückt. Sie ist kein Spielgefährte für euch, sucht euch einen anderen Unterschlupf.«

Halka sagte in solchen Fällen kein Wort, lächelte nur hilflos, und wenn der ungebetene Verwandte nach Hause abzog, lief sie durchs Dorf und rief die Kinder wieder zu sich.

Halka war geistesgestört. So sagten jedenfalls alle. Es hieß, sie habe ganz jung geheiratet, ihr Mann mußte in den Krieg, und bald darauf bekam sie die Nachricht, daß er vermißt sei. Halka schrie nur auf, als sie das Schreiben las. Dann schloß sie sich eine Woche lang in ihr Haus ein. Als sie wieder unter die Leute ging, hatte sie ihre Sinne nicht mehr ganz beisammen. Die Leute sagten, sie sei in ihre Kindheit zurückgefallen, denn seitdem spielte sie immer nur mit uns und vergaß alles auf der Welt.

Auch sie lief mit durch die Felder, um die heimkehrenden Soldaten abzuholen. Gierig blickte sie in die Gesichter der Männer, die sich im Krieg bestürzend verändert hatten, als erste lief sie ihnen entgegen, um sie zu

küssen. Die Mütter und Frauen entrüsteten sich: »Heiliges Kreuz, diese Halka ist ja ganz irre! Wir hätten doch wohl das Recht, unsere Männer als erste zu küssen, aber nein, die rennt vornweg!«

Halka lachte.

»So eine Verrückte«, schimpften sie.

Für uns war sie nicht verrückt, sondern ein guter Kumpel.

»Halka, wie alt bist du?«

Sie lacht.

»Halka, wie heißt du richtig?«

»Halka, wo ist dein Mann?«

»Halka, warum lachst du?«

Sie aber lacht nur, lacht ...

Eines Tages ertönte hinterm Friedhof eine Explosion. Nicht sehr laut, nur kurz und gar nicht schrecklich.

Um die Mittagszeit wurde bekannt, daß Stepan Halaida auf eine Mine getreten sei. Er hatte ein Stück Land gepflügt, über das seit einundvierzig kein Pflug gegangen war.

Als wir zur Unglücksstelle kamen, summten über den hohen Disteln die Bienen. Das Pferd lag mit aufgerissenem Leib da, die blauen Gedärme quollen auf das staubbedeckte Pfefferkraut. Die Luft schien noch nach der Explosion zu riechen.

Stepan lag auf der rechten Seite, den einen Arm angewinkelt, den anderen gleichsam schützend auf die Brust gelegt. Sein Gesicht war still und friedlich. Nirgends sah man einen Tropfen Blut.

Wir standen wie erstarrt. Andere Leute kamen dazu. Wie ein Trauerflor lag der Streifen, den Stepan gepflügt

hatte, über dem weiten, grünen Brachland. Er stach ins Auge, keiner mochte ihn ansehen, aber trotzdem kehrten die Gedanken immer wieder zu dem mit Sonnenstrahlen, Schweiß und Blut gesättigten Stück Erde zurück.

Die alte Halaida wurde hergeführt. Sie weinte nicht, preßte nur die Lippen zusammen, und ihr Blick wurde stechend.

Stepan brachte man auf einem Pferdewagen ins Dorf. Die Räder holperten gleichmütig über den trocknen Boden. Die Leute folgten schweigend, mit gerunzelten Brauen. Die alte Halaida saß neben ihrem Sohn, hatte sich tief über sein Gesicht gebeugt, und der Wind spielte mit dem leeren Ärmel ihrer alten Jacke.

An der zerstörten Mühle stand reglos Halka. Als der Zug näher kam, hörten die Leute sie singen.

> »Und auf seinem Pferd, dem grauen, kam der Liebste aus dem Feld ...«

Halka schaute nicht einmal hin, wer dort auf dem Wagen lag, sah auch nicht, warum die Leute so stumm daherzogen. Keiner rief ihr zu, sie solle schweigen, es sei doch unpassend, zu so einer Zeit zu singen. Die Räder knarrten, langsam bewegte sich der Zug an Halka vorbei, so wie ein Bächlein an einem Stein vorüberfließt.

»In meinem Garten hier, im weißen, warte ich auf dich ...«

Reglos verharrte sie und sang ihr munteres, verworrenes Lied weiter. In den Feldern aber herrschte Stille, irgendwo lag ein totes Pferd mit aufgerissenem Leib, und durch das helle, grüne Feld zog sich ein schwarzes Band ...

Auch an den wilden Honig muß ich immer denken.

Unsere Eltern hatten Bienenkörbe gefunden, sie repariert, und wir Kinder paßten auf, ob sich nicht ein Völkchen auf einem Stamm niederließ, damit wir's einfangen und in den Körben ansiedeln konnten.

Wir gingen auch auf Honigsuche zur Tongrube: Mädchen und Jungen versammelten sich, jeder, der wollte, und so zogen wir los.

In den Lehmwänden nisteten Bienen. Wir fanden ihre Löcher und polkten mit Stöcken und Fingern die Waben heraus. Sie rochen nach Wachs, Blumen und Sonne, aber nie fanden wir Honig darin. Doch wir waren überzeugt, daß wir eines Tages sehr viel Honig finden würden.

Es machte uns nichts aus, daß wir manchmal mit angeschwollenen Gesichtern herumlaufen mußten, weil die Bienen ihre spitzen, brennenden Stacheln in unsere Leiber gejagt hatten. Sie zogen vor zu sterben, als uns an ihren Honig heranzulassen. Wir aber waren auch hartnäckig.

So gingen wir auch dieses Mal. Es war an einem Sonntag. Der Himmel war wolkenlos blau.

Floh erzählte, daß er und seine Mutter von jetzt ab nicht mehr allein sein würden. Seine Mutter wolle einen Mann aus dem Nachbardorf heiraten, einen Kriegsinvaliden ohne Beine.

»Gestern hab ich Borstsch mit Fleisch gegessen«, sagte er stolz.

Wir beneideten ihn. Zum letztenmal hatten wir nämlich

Fleisch gegessen, als wir auf dem Friedhof das gestohlene Huhn brieten.

Dann sagte Floh: »Von jetzt ab werd ich's gut haben!« Keiner antwortete.

Bis zur Tongrube hatten wir noch etwas mehr als einen Kilometer zu gehen, als am Horizont eine kleine Gestalt auftauchte. Neugierig hielten wir Ausschau und rieten herum, wer das wohl sein könnte.

Als der Fremde näher kam, sahen wir, daß es ein Soldat war. Ein Heimkehrer von der Front.

Halka sang:

»Kalte Nebel über Nacht hausten in den Wiesen ...«

»Sei still!« schrie Floh sie an.

Der Soldat trug blitzende neue Stiefel und in der Hand einen Koffer.

Er sah uns und lächelte. Sein Lächeln war sehr froh. Er hatte braungebrannte Wangen und weiße Zähne. Als er mit uns auf gleicher Höhe war, legte er die Hand an die Mütze und ging im Paradeschritt an uns vorüber.

Wir blieben stehen und sahen ihm nach. Plötzlich hielt der fröhliche Soldat inne und drehte sich um. Seine Miene verriet Verwirrung, sein Blick war verstört und befremdet. Er stellte seinen schönen Koffer in den Sand, kam auf uns zu und trat dicht an Halka heran.

»Halka, Liebes, erkennst du mich nicht?«

Sie sah ihn mit leeren grauen Augen an und schwieg. Sie begriff nichts.

Der Soldat wollte sie umarmen, aber sie wehrte sich und schrie: »Nein, nein, nein!«

»Halka, Liebes«, flehte der Soldat. »Ich bin's doch, dein Mann, Semen. Erkennst du mich denn gar nicht?« Sie wiederholte verängstigt: »Nein, nein!«

Floh sagte zum Soldaten: »Halka hat von der Front ein Schreiben gekriegt, daß Sie verschollen sind, und da hat sie den Verstand verloren.«

»Den Verstand verloren ...«, wiederholte Semen mechanisch.

Halka schaute währenddessen auf die grünen Felder. Ihre Lippen bebten, die Hände zitterten, und aus ihrem Mund kam es nur immer wieder: »Nein, nein . . . «

Da schlug Semen die Hände vor die Augen. Aber wir sahen trotzdem, daß er weinte, denn durch die Finger hindurch tropften Tränen auf seine Uniformbluse.

Floh sagte: »Kommt, Jungs, wir wollten doch Honig holen.«

Mit gesenkten Köpfen zogen wir los.

Halka machte Anstalten, uns zu folgen.

»Was willst du?« herrschte Floh sie an. »Du kommst nicht mit!«

Und wir gingen auf Honigsuche, obwohl wir ahnten, daß wir auch diesmal nichts in den Waben finden würden.



## Die Wiege

Die Wolke türmte sich vor dem Fenster und hing mit einem Zipfel am braunen Dachrand des Nachbarhauses. Unten war sie finster und felsiggrau, oben leuchtete sie milchigweiß. Die Augen der alten Frau füllten sich mit Tränen, sie fuhr mit dem Ärmel übers Gesicht und sagte: »Die Windeier und die Schalen bring ich im Korb zum Wasser und nicht in der Wiege, und wenn ihr mich totschlagt.«

Horpyna kratzte mit dem Schüreisen die Glut im Ofen zusammen, die funkensprühend und goldrot aufglimmte. Dann legte sie die mit Eigelb bestrichenen Brote auf die Schaufel und schob sie in den Ofen.

»Im Korb sind doch Kartoffeln«, wandte sie ein.

»Die schütt ich in die Ecke.«

»Aber paßt das Nest auch rein?«

»Aber ja.«

»Dann machen Sie wenigstens eine Schnur dran und tragen Sie sie über der Schulter, und dann lassen Sie das Nest zusammen mit der Wiege ins Wasser, soll sie ruhig mit wegschwimmen. Die ist doch schon ganz löchrig, und die Weidenruten sind verfault. Was sollen wir denn noch mit der dummen Wiege, sie wird ja doch nur von einem Platz zum anderen geschoben. Die Kinder sind ihr längst entwachsen. Und neue Kinder darin schaukeln? Glauben Sie denn, daß noch welche dazukommen, Mutter?«

Die alte Frau schwieg trotzig.

»Sie sind alt, und ich hab auch genug Jahre auf dem Buckel, wie können Sie da noch an Enkel denken? Sie haben doch drei aufgezogen, sie auf den richtigen Weg gebracht, die werden weder Sie noch mich vergessen.«

Horpyna hatte alle Brote hineingeschoben, schloß die Ofentür und kratzte den Teig von den Trogwänden ab, um ihn für den Sauerteig wieder zu verwenden. Das Messer knirschte, daß es einem durch Mark und Bein ging. Die alte Frau schaute immer noch zu der trüben Wolke. Dann nahm sie die Wiege, knotete eine Schnur daran und trug sie zum Bach. Sie trottete den morastigen Pfad entlang, stolperte durch Pfützen und war so wütend, daß es ihr in den Ohren rauschte. Hunde stürzten auf sie zu, die alte Frau wehrte sie ab und schimpfte: »Was bellt ihr so? Ich zeig's euch gleich. Ich brüll so laut, daß ihr selber nie wieder 'n Ton rauskriegt. Und laßt meine Beine zufrieden, paßt lieber auf eure Höfe auf.«

Ein Windei fiel aus der Wiege in eine Pfütze, sie hob es auf, wischte es an ihrem Rock ab und legte es zurück.

»So was Dummes, muß es auch noch runterfallen. Schwimmt weg und geht noch in irgendeinem Strudel unter.«

Leute fragten sie, wohin sie gehe. Sie erzählte, die Tochter habe sie mit den Windeiern und den Schalen in der Wiege zum Steg geschickt. In der Wiege habe sie selber

gelegen, sie habe darin Horpyna in den Schlaf gesungen und ihre Enkel Tag und Nacht geschaukelt. Und sie stapfte weiter durch den Frühlingsmatsch. Bucklig, wie die alte Frau selber, standen die Weiden in grünem Flaum. Von den Feldern her schlich schon der Abend heran und strich geschmeidig wie ein Fuchs durch die Flechtzäune.

Die alte Frau ließ sich auf einem grauen Stein nieder und sah dem fließenden Wasser zu, sah, wie es am Ufer krachte und brodelte, wie die Spritzer hell aufglitzerten, wie sich aus den Schaumkämmen mal ein Auge, mal ein menschlicher Kopf zu bilden schien. Sie holte das Nest aus der Wiege, ließ es ins Wasser, stieß es ab – es schwankte und trieb langsam davon.

»Solln die Gänse groß und kräftig werden, als wärn sie auf dem Wasser aufgewachsen.«

Dann schleuderte sie die Wiege ins Wasser, als risse sie sich ein Stück Herz aus dem Leibe.

»Schwimm dahin, vielleicht finden dich Kinder, flicken die Löcher mit Weidengerten und fangen Gründlinge mit dir.«

Sie humpelte über knirschende Muschelschalen, und wenn die Wiege ans Ufer zurücktrieb, stieß sie sie mit dem Fuß wieder ab. Dann drehte sie sich um und ging. Etwas schmerzte in der Brust, ihr war traurig und bedrückt zumute, sie wußte selber nicht, warum. Sie konnte nicht anders und mußte sich umdrehen. Das Nest war schon verschwunden, aber die Wiege lag fahlgelb und unbeweglich im Sand. Die alte Frau kehrte um, nahm die Wiege auf und schwang sie sich über die Schultern. Wasser tropfte ihr auf die Waden. Die Wiege roch nach Fisch und Sumpf. Das Dorf schlummerte schon, in grau-

rote Dämmerung versunken, und der Abend war sanft und zart wie ein kleines Kind. Die alte Frau hatte ihre Wut vergessen, in ihren Ohren dröhnte es nicht mehr. Sie hielt den Kopf hoch erhoben und grüßte als erste die Leute, denen sie begegnete.

»Guten Abend«, ertönte es als Antwort hinter den Zäunen.

»Guten Abend«, sagten mit freundlichen Stimmen Mädchen, die vom Getreideworfeln aus der Scheune kamen.

Im Stall legte sie die Wiege auf ein paar Säcke und streichelte sie. Diese Berührung ließ in ihr eine Freude anwachsen, die rauh war wie Hanf. Die Wiege roch nach Weidengerten, jede Gerte schrie mit stummer Stimme, und die Alte lauschte aufmerksam.

Sie ging ins Haus. Horpyna preßte gerade Quark in einem Säckchen. Auf der Bank an der Wand leuchteten goldgelb die Roggenbrote. Sie atmeten Ruhe und Wärme.

»Das Nest hab ich ins Wasser gelassen, aber die Wiege hab ich wieder mitgebracht«, sagte die Alte.

Schweigend preßte Horpyna den Quark aus. Die alte Frau atmete erleichtert auf. Dunstige, kirschrote Abenddämmerung lag über dem Dorf.



## Der Scherz

1

Ein strohblonder, dreckverschmierter Knirps kam angelaufen, das Gesicht über und über mit Sommersprossen besät.

»Großvater!«

»Hä?«

»Großvater, Ryhorko liegt im Sterben!«

»Hä?«

»Großvater Ryhorko liegt im Sterben. Er ist schon ganz weiß, und sie haben ihm die Hände auf die Brust gelegt.«

»Ryhorko?«

»Ja, sie haben ihm die Hände auf die Brust gelegt, und alle sind da, um von ihm Abschied zu nehmen. Großmutter Solomka hat gesagt, du sollst auch kommen.«

Was er sagen sollte, hatte der Knirps gesagt. Nun stand er abwartend da, die nackten Beine breit gespreizt, und sah mit runden, hellen Äuglein zu Großvater Illja auf. In dessen Bart hatte sich laut summend eine Biene verfangen, sie arbeitete wütend mit den Flügeln, konnte sich aber nicht befreien. Die Biene tat dem Jungen leid, er hätte am liebsten die Hand ausgestreckt, um sie

aus dem krausen Haar herauszuholen, wagte es aber nicht. Der Großvater stand so groß und schweigsam vor ihm, daß er Angst hatte, seinen Bart anzufassen.

Aber die Biene gab nicht auf, summte wütend, und auf ihren kleinen Flügeln blitzten in gelben Pünktchen die Sonnenstrahlen. Der Knirps konnte es nicht länger mit ansehen.

»Großvater!«

»Hä?«

»Großvater, laß doch die Biene frei!«

»Hä?«

Der Junge reckte sich zu dem behaarten, knorpligen Ohr des Alten hoch und schrie: »Eine Biene hat sich im Bart verfangen, laß sie frei!«

Beunruhigt schielte Illja mit kurzsichtigen Augen auf seinen Bart, der sich über der eingefallenen Brust ausbreitete, langte nach dem kleinen, unermüdlichen Geschöpf und gab ihm die Freiheit wieder. Die Biene war im Nu fort, und nur aus dem immer leiser werdenden und schließlich ganz verstummenden Summen konnte man entnehmen, daß sie auf den Weidenbaum zusteuerte.

»Also Ryhorko liegt im Sterben?« fragte Illja und legte die riesige, zerfurchte Handfläche ans Ohr, um besser hören zu können.

»Ja, und die Hände haben sie ihm auf die Brust gelegt!«

Als könne er das soeben Gehörte nicht glauben, schüttelte Illja verwundert den Kopf, wobei die schlaffen Adern am Hals stark hervortraten.

»Na, dann soll er noch ein bißchen liegen und warten«, witzelte Illja – er galt im Dorf als Spaßvogel. In seinen Augen flackerte etwas wie ein verschmitztes Lächeln auf,

erlosch aber sofort wieder. Der Junge lief davon. Illja nahm das Beil, dessen Schneide gräulich schimmerte, und begann einen Pfahl in den Boden zu schlagen. Er war gerade dabei, einen Flechtzaun auszubessern, der schon mächtig löchrig war und auseinanderzufallen drohte. Die Kühe versuchten auf ihrem Weg von oder zur Weide, sich durch die Lücken zu zwängen und in den Garten einzudringen. Seine Alte paßte schon immer mit einem Stock in der Hand auf und vertrieb das Vieh unter lautem Geschimpfe. Da er sich nun heute schon mal den Zaun vorgenommen hatte, mußte er ihn auch zu Ende reparieren. Mochte Ryhorko mit dem Sterben ein bißchen warten. Er würde sicher auch nicht sterben wollen, ohne Illja noch einmal gesehen zu haben. Sie hatten ja ihr ganzes Leben Seite an Seite verbracht. Schon als Hosenmätze waren sie zusammen losgezogen, zusammen waren sie dann den Mädchen nachgestiegen, zusammen alt geworden, da hatten sie auch in dieser Minute zusammen zu sein. Ryhorko mußte also ein bißchen auf ihn warten, ob er wollte oder nicht. Er war fast fertig, und er konnte die Arbeit nicht einfach liegenlassen, damit seine Alte ihn dann ausschimpfte, daß man es noch am anderen Dorfende hörte.

Es war Mai, die Bäume in den Gärten standen in voller Blütenpracht. Die Zweige waren in eine weißrosa Duftwolke gehüllt, die von einem Baum zum anderen, von einem Garten zum anderen wallte. In dieser Duftwolke, die weder die warme Luft noch die zärtliche Sonne vertreiben konnten, sangen die Vögel, summten die Insekten, brummten erregt und geschäftig die Bienen. Unter den Füßen grünte das frische Gras, und es tat einem fast leid, darauf zu treten. Durch die Straßen

und Wege ging sacht ein leichter, durchsichtiger Wind, fiel nur manchmal in Laufschritt, als liefe er mit jemandem um die Wette, und ließ auf dem kurzen Gras, auf den duftenden Zweigen der Bäume zarte Spuren zurück, die aber sofort wieder verschwanden, und von neuem schritt der Wind leise und unsichtbar dahin.

Illja spitzte den Weidenpfahl am unteren Ende, sog dabei den frischen Holzgeruch ein und rammte den Pfahl in die feuchte Erde. Dann füllte er die Lücken im Zaun mit jungen, biegsamen Weidenzweigen, die er vom Ufer der Waldseen geholt hatte, und mit Haselnußgerten, an denen die warmen Kätzchen matt und hilflos herabhingen.

»So, jetzt kann ich gehen«, sagte Illja laut zu sich. Er war in dem Alter, in dem man gern mit sich selber spricht. Die Leute wundern sich nicht, sie bemitleiden ihn nicht einmal, denn sie wissen, daß ein alter Mann, der ein langes Leben hinter sich hat und dessen Gedächtnis schwach geworden ist, mit sich selber spricht und sich selber zuhört, wenn's sein muß.

Er trug das Beil in den kühlen, halbdunklen Schuppen, legte es in eine Ecke und sah zum Haus hinüber. Seine Alte war noch nicht da. Sie war frühmorgens zum Laden gegangen, um Salz zu kaufen, und stand dort sicher immer noch vor der Tür und tratschte, weil sie ihr Leben lang nicht genug davon bekommen konnte.

Der Weg war staubig, und Illja ging deswegen auf der grasbewachsenen Böschung entlang, die bereits ein wenig ausgetreten war. Er trat mit seinen Stiefeln fest auf und trug den Kopf hoch erhoben, ohne nach rechts und links zu sehen. Er dachte an Ryhorko. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß man einmal

sterben müsse. Vielleicht er als erster, vielleicht aber auch Ryhorko. Nun war Ryhorko also an der Reihe.

Weiß schimmerte die saubere Rinde der Birken, und auch ihre Blättchen waren hell und sauber. Üppig drängte sich der Holunder aus dem Graben, bedeckte die Taubnessel als flacher, dunkelgrüner Teppich den Boden. Die Leute hatten längst die Maisstengelmatten vor den Hauswänden entfernt, und die Gehöfte lagen nicht mehr so winterlich starr da. Von den Dächern leuchtete das grüne Moos. Die frisch geputzten Fensterscheiben hatten an Tiefe gewonnen, in ihnen spiegelten sich der Himmel und die mit weicher Maienstille übergossenen Bäume. Fast auf jedem Dach standen oder saßen geschäftig besorgte Störche.

Der Großvater bewegte die Lippen. Er sprach mit sich selber.

2

Da liegt Sekletas Hütte. Das Dach hängt schief, die Strohgarben auf den Latten sind vom Wind teilweise abgetragen. Das Dach müßte längst neu gedeckt werden, aber niemand ist da, der das tun könnte. Und so regnet es durch, und die Decke ist voll schwarzer Wasserflecken. Auch die Fenster hängen schief und mit ihnen der Himmel. Der Hof ist nicht einfach mit Gras bewachsen, sondern vollkommen von Unkraut überwuchert. Nur ein schmaler, kaum sichtbarer Pfad führt von einer Lücke im Flechtzaun zur Haustür, denn außer Sekleta benutzt ihn kaum einer. Sekleta geht schon achtzig Jahre auf ihm entlang, sie wohnt hier. Sie geht gebückt und sieht zu Boden, stützt sich dabei auf einen Stock, um nicht ganz mit der Erde zu verwachsen. Sekleta hat einen Garten,

von dem sie lebt. Außerdem bringt ihr der eine mal etwas Milch, der andere eine Schüssel heißen Borstsch. Zum Teufel! Dabei warn wir doch alle mal jung -Ryhorko, Sekleta und ich. Wir waren arme Burschen, Sekleta dagegen die Tochter eines reichen Bauern. Hübsch war sie, weil sie immer genug zu essen und anzuziehen hatte. Und sie hat Ryhorko geliebt, der so ein schlanker, großer und hübscher Bursche war. Sie hat's so weit mit ihm getrieben, bis ein Kind kam. Ryhorko hat gesagt: Komm, laß uns heiraten und unsern Sohn gemeinsam aufziehen, dann brauchst du nicht mit deiner Sündenfrucht allein durch die Welt zu ziehen. Aber Sekleta wollte keinen Knecht heiraten. Im Sommer hat sie zwar im Gebüsch, auf Heuböden, auf dem Feld, in Strohmieten mit ihm geschlafen, aber heiraten wollte sie ihn nicht, obwohl ihre Eltern darein eingewilligt hätten - wegen der Schande vor den Leuten. Sekletas Sohn ist später an einer Erkältung gestorben. Ryhorko hat sich nicht viel daraus gemacht. Der konnte an jedem Finger zehn Mädchen haben, wenn er gewollt hätte. Er hatte einfach anständig handeln wollen, aber die dumme Frau war zu stolz. Auf die Knie ist er vor ihr nicht gefallen und hat sie schließlich sitzenlassen. Sekleta ist ihm später dann selber nachgelaufen, wurde böse und verschlossen und hatte für niemanden mehr ein gutes Wort, konnte bloß noch keifen. Deshalb hat sie auch alle ihre Schneidezähne verloren und einen ganz häßlichen Mund gekriegt. Keiner hat sie mehr gern angeschaut, jeder hat sich zur Seite gedreht oder ist gleich gegangen. Jetzt wohnt Sekleta in der verfallenen, windschiefen Hütte dahinten, bettelt die Leute um ein Stückchen Brot oder einen Krug Milch an, und ihr Rücken krümmt sich

immer mehr . . . Nein, ich geh nicht rein zu ihr, um ihr zu sagen, daß Ryhorko im Sterben liegt und daß sie von ihm Abschied nehmen soll. Nicht, weil sie sich weigern würde. Nein, die nimmt ihren Stock und geht. Aber wenn sie Ryhorko mit den auf der Brust zusammengelegten Händen liegen sieht, wird in ihren Augen kein Kummer, sondern Freude sein. Aus ihrem häßlichen Mund werden keine Worte der Trauer, sondern der Genugtuung kommen. Und dann kann sich Solomka bestimmt nicht beherrschen, greift zur Topfgabel und jagt Sekleta aus dem Haus. Vielleicht macht sie's auch nicht zu dieser Stunde, aber die zahnlose Alte braucht trotzdem nicht zu kommen. Soll sie ruhig in ihrer Armenhütte sitzen bleiben und mit halbblinden Augen auf die Straße blinzeln. Ich geh auch nicht zu Rusja. Die braucht das auch nicht zu wissen. Nein, die läuft nicht in Solomkas Hütte und bittet um Verzeihung. Die stellt sich nur ans Tor und verkündet dem ganzen Dorf ihre Freude, das Gott endlich so gnädig ist und Ryhorko zu sich nimmt. Rusja ist ein verfluchtes Weibsbild. Einen Mann hat sie gehabt, einen zweiten, einen dritten, bis sie auch den ins Grab gebracht hat, und dann wollte sie keiner mehr. Da ist sie Ryhorko nachgelaufen. Der brauchte nur auf dem Feld zu mähen, schon scharwenzelte sie um ihn herum. Oder wenn er Futter zum Kuhstall fuhr, stand sie schon auf der Straße und lauerte ihm auf, damit er sie mitnahm. Solomka, die damals noch eine junge, gesunde und hübsche Frau war, hat eine mächtige Wut auf sie gehabt. So manches Mal ist sie mit allen möglichen Gegenständen, die ihr gerade in die Hände gerieten, hinter der Rusja hergerannt. Ryhorko aber hat sich köstlich amüsiert und die beiden wieder versöhnt. Oh, das warn Zeiten!

Bald konnte es auch Illia nicht länger mit ansehen und mischte sich, zusammen mit ein paar Männern aus dem Dorf, ein. Eines Nachts hängten sie Rusias Gartentor aus und hievten es leise bis zum Schornstein ihres Daches hinauf. Dann warteten sie fast die ganze Nacht bis zum Morgen, bis Rusja herauskam, um die Kuh zu melken. Sie guckte - das Tor war weg! Diebe! Diebe! rief sie. Die Nachbarn kamen herbeigelaufen, einer sah zum Dach hoch und prustete los. Und dann wälzten sich alle im Gras vor Lachen. Rusja lief vor Wut rot an und zitterte wie im Fieber. Das Tor wurde wieder heruntergeholt und eingehängt. Rusja aber schaffte sich einen Hund an, den sie am Tor festband, obwohl sie sicher von vornherein ahnte, wer ihr diesen Streich gespielt hatte; außerdem konnten es die Männer nicht lange für sich behalten und erzählten es ihr. Wieviel Flüche sie damals über Illja ausgeschüttet, wieviel Schlechtes sie ihm an den Hals gewünscht hatte! Oh, wenn sich all die Verwünschungen bewahrheitet hätten! Nein, er geht nicht zu Rusja rein und sagt ihr nichts davon, daß sich die Dorfbewohner versammeln, um von Ryhorko Abschied zu nehmen. Sie braucht's nicht zu wissen. Denn auch, nachdem die Männer ihr das Gartentor aufs Dach geschleppt hatten, machte sie der Solomka weiter zu schaffen. Ryhorkos Frau fuhr der Rusja noch des öfteren in die hervorquellenden Augen und zerrte sie an ihren schwarzen schönen Haaren.

Aber zu Onyssja geh ich. Geh rein und sag: Guten Tag, Onyssja! Sie steht von der Ofenbank auf, grüßt, wischt die Gästebank mit einem trockenen Lappen ab und fordert mich zum Sitzen auf. Grauhaarig und still, läßt sie sich wieder auf ihrem warmen Ofenplatz nieder

und fragt, wie draußen das Wetter sei, wie das Korn auf den Feldern gedeihe. Und ich sage dann: Ryhorko liegt im Sterben. Man hat ihm schon die Hände auf die Brust gelegt. Sie sieht mich einen Augenblick starr an, dann fangen ihre Lippen und Hände, ihr ganzer dürrer Körper an zu beben. Lautlos laufen ihr die Tränen über die Wangen. Ihre Trauer ist echt, weil sie Ryhorko ein Leben lang mit aller Kraft geliebt hat. Sie hat nie geheiratet. Aber sie ist Ryhorko nicht nachgelaufen. Ihr brauchte Solomka nicht aufzulauern und die rachsüchtigen Krallen nach ihren blauen Augen auszustrecken. Onyssja hat sicher nur nachts geweint. Sie konnte nicht vergessen, wie sie mit Ryhorko einen ganzen Abend vor dem Haustor gestanden hatte, wie sie sich am nächsten Abend mit ihm auf den Wiesen vor dem Dorf getroffen hatte. Vor allem aber konnte sie den dritten Abend nie vergessen ... Es gibt noch solche Frauen! Wenn sie jemanden in ihr Herz geschlossen haben, dann für immer. Andere wechseln die Männer schnell, nehmen's nicht ernst, gehen mit einem und denken an einen anderen, und der dritte ist der Herzallerliebste. Natürlich gibt's auch unter uns Männern solche. Nehmen wir bloß mal Ryhorko. Aber das ist ja was ganz anderes. Mann ist Mann!

3

Auf Ryhorkos Hof spielten Kinder. Kreischend jagten zwei kleine Knirpse den strohblonden, sommersprossigen Jungen, konnten ihn aber nicht fangen. Sie stoben so wild umher, daß herausgerissene Grasbüschel unter den schwarzen Fußsohlen hervorspritzten. Ein kleines, schmales Mädchen stand in der Tür und lugte neugierig in den

engen Flur, wagte sich aber nicht weiter, sondern lauschte nur auf das, was da drinnen vor sich ging.

Als Illja und Onyssja durch das offene Gartentor traten, verstummten die Kinder und blieben stehen. Aber ihre Wangen waren gerötet, und die Augen blitzten vor Freude und Vergnügen. Onyssja sah mißbilligend zu ihnen und drohte dem strohblonden Knirps mit dem Finger.

»Du, du!« sagte sie.

»Was ist denn, Großmutter?« fragte der Junge mit unschuldiger Miene.

»Du Lümmel du!«

»Was denn? Ich hab doch gar nichts gemacht.«

Die Alte sah ihn mit stillem Blick an.

»Tobt hier nicht rum!« Sie wies auf die Hütte, in der sie die Dorfbewohner wußte, hörte aber von dort keinen einzigen Laut.

Die Fenster lagen dunkel und schweigend da, das kleine Mädchen stand unbeweglich in der Tür.

Als sie die morschen Stufen zur Haustür hinaufstiegen, ließ Illja Onyssja vorgehen, blieb auf dem kleinen Treppenabsatz stehen, langte nach den Tischlerwerkzeugen, die in einem Regal lagen, und nahm den Hobel heraus. Am scharfen Schneidmesser war ein feiner, gewundener Span hängengeblieben. Er stammte von einer Birke. Illja sog den Geruch des trockenen, gut abgelagerten weißrindigen Baumes ein und legte seufzend den Hobel zurück. Die Sachen hat er mir alle versprochen, dachte er. Aber was soll ich damit? Wäre besser, wenn die Werkzeuge ihren Besitzern nie aus den Händen fielen. Ihm wurde noch trauriger zumute, weil sie jetzt schon tot und unnütz herumlagen. Jaja! Er würde sie also

kriegen, und eines Tages würde er sie auch wieder jemandem vermachen und der wieder einem anderen. Und so würde es immer weitergehen. Er dachte: Wer hat sie eigentlich vorher gehabt? Sie haben ja nicht ewig in diesem Regal gelegen, in dem schon die Spinnen ihre Netze gesponnen haben, um Fliegen und andere Insekten darin zu fangen.

Vor langer Zeit, an einem Sonntag, war Ryhorko in die Stadt gegangen, hatte das Werkzeug erhandelt, war ins Dorf zurückgekehrt, hatte seine Frau nach Hause geschickt und sich zu Illja begeben, um sich mit.ihm gemeinsam an seiner Neuanschaffung zu freuen.

Illja seufzte noch einmal. Um durch die niedrige Haustür zu treten, mußte er den Kopf fast bis auf die Brust senken, verweilte einen Moment gebückt im dunklen Flur, und als er den Kopf wieder hob, stand die alte Solomka vor ihm. Der Kummer hatte sie noch kleiner und dürrer gemacht, das schwarze Kleid hing an ihrem mageren Körper. Solomka hatte schon viele Tränen vergossen. Bereits während der Krankheit ihres Mannes hatte sie in jedem Winkel geweint, nur damit er es nicht sah und sie ausschimpfte. Er mochte nicht, wenn jemand weinte. Aber heute morgen, als Ryhorko zu ihr sagte, daß seine Stunde gekommen sei, und sie bat, die Leute zu holen, damit er von ihnen Abschied nehmen könne, verbarg Solomka ihre Tränen nicht mehr. Sie flossen wie von selbst, und sie mußte immerzu ihren Schürzenzipfel hochnehmen, um die salzigen, bitteren Tränen wegzuwischen. Als Onyssja ihr gesagt hatte, daß auch Illja da sei, war sie ihm entgegengegangen. Nun stand sie im dämmrigen Flur, in dem es stark nach Hühnern und nach Dill aus der Vorratskammer roch. Sie weinte wieder.

Eine Träne nach der anderen rann aus den tiefliegenden Augen zum spitzen Kinn und fiel zu Boden. Aber sie jammerte nicht. Ihre Lippen bebten, blieben jedoch stumm, wie auch ihre Hände und ihr ganzer Körper, obwohl alles unter der unsäglichen Last von Trauer zu ächzen schien.

»Gehen Sie rein, Illja Trochymowytsch, er wartet«, sagte Solomka.

Großvater sah, daß sich ihre Lippen bewegten, hörte aber nichts und fragte: »Hä?«

»Gehen Sie schon, er wartet.«

»Hä?«

Sie wies nur noch mit der Hand auf die Stubentür und fing mit ihrer Schürze einen Tränenbach auf, der ihr die eingefallenen Augen herunterlief.

Ryhorko lag mit über der Brust gekreuzten Armen auf dem Bett. Gegen das einfallende Licht vom Fenster zeichnete sich deutlich seine spitze Nase ab. Er hatte die Lippen fest zusammengepreßt, und sein verschwommener Blick, der nichts sah, war auf den schwarzen Tragbalken gerichtet, der die Zimmerdecke in zwei Hälften teilte. In diesen Balken hatte er vor langer Zeit das Datum seiner Hochzeit mit Solomka eingebrannt und dann zu seiner jungen Frau gesagt: »Und an beiden Seiten des Balkens brennen wir die Geburtsdaten unserer Söhne und Töchter ein. Siehst du, wieviel Platz da noch ist? Wir müssen uns also Mühe geben, Solomka. Brauchst nicht gleich rot zu werden!« Nun blickte Ryhorko auf den Balken, auf dem nichts weiter eingebrannt war. Sie hatten keine Kinder. Weder Söhne noch Töchter . . .

Auf einer Bank an der Wand saßen Frauen und Männer mit hängenden Schultern und traurigen Gesichtern. Onyssja blieb einen Moment am Ofen stehen, fragte ihre Nachbarin etwas und näherte sich dann langsam und leise Ryhorkos Lager.

»Verzeihen Sie mir, Hryhori Karpowytsch.«

Ryhorko schwieg.

»Wenn ich vor Ihnen irgendwie schuldig bin, dann nehmen Sie die Kränkung nicht mit, sondern verzeihen Sie mir.«

Ryhorko schwieg.

»Verzeihen Sie ...«

Ohne jede Bewegung, nur mit den Lippen flüsternd, sagte Ryhorko: »Ich verzeihe ...«

Dumpf über den gelben Lehmboden stapfend, näherte sich Illja seinem Freund Ryhorko und stand nun dicht vor ihm. Die Nase zeichnete sich nicht mehr so scharf und spitz ab, aber Ryhorkos Körper lag ausgestreckt und willenlos da. Illja wollte einen Blick von seinem Freund erhaschen, aber es gelang ihm nicht, obwohl jener seine Augen offen hatte und zu dem leeren Balken an der Decke starrte.

Illja wollte sich schon über ihn beugen und so wie die anderen Abschied von ihm nehmen. Er hob sogar die Brust, um Luft zu holen, die Lippen formten bereits das erste Wort. Aber ob nun eine Träne ihm die Sicht trübte oder ob Erinnerung ihn überkam, jedenfalls sah er Ryhorko mit einemmal als jungen Burschen vor sich. Das Gesicht des alten Mannes wurde glatt und faltenlos, und die Augen leuchteten wie Rittersporn am Feldrain. Illja sah einen gesunden, blühenden Mann vor sich. Sogar der ihm in der Jugend eigene Zug von Verwegenheit erschien auf seiner Stirn. Überraschend für Illja selber liefen seine Gedanken plötzlich in eine andere

Richtung, seine Lippen formten andere Worte, und um sie nicht sofort wieder zu verlieren, fragte er laut: »Ryhorko, wollen wir nicht noch mal den Spargel schießen lassen?«

Das war eine Wendung, die Ryhorko immer in seiner Jugend gebraucht hatte, wenn er mit Mädchen oder jungen Frauen schäkerte. Wenn er ihnen diese Frage stellte, wollten sie sich stets vor Lachen ausschütten. Jetzt entschlüpften Illja diese Worte ganz von selber. Die Frauen an der Wand zuckten zusammen, jemand hüstelte. Illja dachte schon: Ja, wie denn? Ich wollt doch was ganz anderes sagen. Wie konnt ich bloß, in so einer Minute?

Ryhorkos Blick sammelte sich, auf der Stirn bildete sich eine Falte und verschwand wieder, als habe er sich an etwas erinnert. Und auf einmal lachte Ryhorko los, erst lautlos, nur mit den Lippen, mit den Augen, mit dem ganzen Gesicht. Und sein Lachen wuchs und wuchs. Zuerst schien es vollkommen fehl am Platz inmitten der kummervoll schweigenden Menschen, in dem Haus, das ganz nach Trauer roch. Aber dann fiel auch Illja mit seinem knarrenden Lachen ein, und die Leute gerieten in Bewegung.

»Hahaha!« lachte Ryhorko nun schon aus vollem Hals. Er nahm den einen Arm von der Brust und legte ihn neben sich, die andere Hand führte er zum Gesicht, wie um eine verschmitzte Lachfalte oder eine salzige Träne wegzuwischen.

»Hahaha!« antwortete Illja.

Und dann lachten sie wie in jungen Jahren, als sie noch vor Kraft und Gesundheit strotzten.

Verwirrt neigte sich Solomka über Ryhorko. Sie wußte

nicht, ob sie sich freuen oder ob sie dieses Lachen mit noch bittererem Weinen beantworten sollte.

»Was hat er?« fragte sie Illja.

»Ryhorko lacht«, erklärte der.

Noch zweimal schien Ryhorko die Frühlingssonne. Seine Arme füllten sich wieder mit Kraft, und Kraft mag nicht ruhen. Wie früher kamen die Dorfbewohner zu dem Alten, der eine brauchte eine neue Tür, der andere ein Faß zum Einlegen. der dritte eine neue Holzrolle für den Ziehbrunnen und dergleichen. Und alle Wünsche mußten doch befriedigt werden, denn wenn man mit lebendigen Menschen lebt, muß man auch lebendige Arbeit tun.



## Dieses schreckliche, dieses herrliche Leben ...

Die Fröste hatten sich in diesem Jahr verspätet, aber sobald der Himmel sich unfreundlich verdunkelte, sobald die Blätter auf den Bäumen ihr sorgloses Gelb verloren und sich in welkes, hilflos raschelndes Laub verwandelten, sobald das Wasser in den Seen sich mit ängstlichen, bleiernen kleinen Wellen überzog, begann auf einmal alles ringsum nach dem nahen Winter zu riechen, versank alles in Niedergeschlagenheit. Von zottigen grauen Morgennebeln dampfend, dachte das Feld daran, daß es sich auf die ersten Fröste vorbereiten müsse, denn das Getreide war längst gemäht und gedroschen, und die Vögel, die den ganzen Frühling hindurch ihre sonnigen Lieder gesungen und dem Feld weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe gegeben hatten, waren längst in wärmere Gefilde geflogen.

Auch die Schluchten dachten das gleiche, denn die Brombeeren waren längst von ihren Hängen verschwunden, die Schneeballsträucher, die noch vor gar nicht langer Zeit wie Sterne geleuchtet hatten, standen ohne ihre roten Beeren da, und durch die Schluchten wehte ein so harter, räuberhafter Wind, daß man unwillkürlich wünsch-

te, hinter schützenden, hohen Schneewehen zu sitzen. Die kahlen, verwaisten Wiesen sehnten sich nach jungem Gras, nach dem Vieh, das auf ihnen geweidet hatte, nach Kinderstimmen. Die Faulbäume am schmalen, spindeldürren Flüßchen bedauerten, daß sie ohne Flügel geboren waren, sonst wären sie wie die Vögel, die eben noch auf ihren Zweigen gesessen hatten, aufgeflogen und in warme Länder gezogen und hätten aus der Luft mit ihren Wurzeln und Zweigen den Wäldchen, Schluchten und Dörfern zugewinkt.

Auch der graue Hase begann an den Winter zu denken. Nicht, weil er Frühling, Sommer und Herbst nicht liebte. Er mochte den Frühling, weil mit Anbruch der warmen Tage die ganze weite Welt sein Zuhause wurde. Es gab genug Verstecke, genug zu fressen, und wenn die ständige Angst um sein Leben auch nicht ganz aufhörte, so war sie doch gedämpft, und sogar die Füchse, seine ewigen Feinde, und die Habichte, die unermüdlich am endlosen Himmel schwebten, schienen ihm nicht mehr so gefährlich. Und im Sommer war es schön, weil die Füchse dann Vogelnester fanden, immer satt waren, und wenn sie den grauen Hasen auch nicht völlig in Ruhe ließen, so konnte er ihnen doch jetzt leicht entkommen. Auch im Herbst war das Leben frei und glücklich. Auf den Kolchosfeldern gab es süße Möhren, soviel das Herz begehrte, und in den ständig bewässerten Gärten stand der pralle, knackige Kohl, obwohl sich gerade zu dieser Zeit die Unruhe in ihm einnistete, denn der Hase spürte, daß die große Wanderung nach Süden, zum Meer und zur Sonne, begann, er hörte Tag und Nacht die Flügel der Zugvögel in der Luft rauschen.

Der Hase liebte also den Frühling, den Sommer und

den Herbst. Aber mit den ersten Frösten mußte er an den Winter denken. Sein gutgenährter Körper begann sich mit flaumiger Wolle zu bedecken, das graue Fell ging aus und wurde allmählich durch ein helleres ersetzt. Solange es aber noch nicht richtig weiß war, bot er einen kläglichen und lächerlichen Anblick. Jetzt konnte ihn jeder Feind sehen, daher mußte er die ganze Zeit über auf der Hut sein, sich zwischen Erdhügeln auf dem Feld oder im Gras der kleinen Senke verstecken. Ständig hieß es die Löffel gespitzt und die Läufe zum Aufbruch bereithalten. Selbst der kehlige Schrei einer Krähe, die einsam am feindlichen Himmel flog, erschreckte ihn, er sprang auf und hastete entsetzt davon, bis er in einem anderen Versteck wieder zur Ruhe kam. In dieser Zeit beneidete der Hase sogar die Feldmäuse. Sie hatten Körner in ihre Löcher geschleppt, sich unter die Erde verkrochen und hockten nun dort. Er beneidete die haushälterischen und weisen Ziesel, die vor niemandem wegzulaufen und sich zu verstecken brauchten. Sogar die Ameisen, die unter der Baumrinde oder in den Spalten untergeschlüpft waren, beneidete er.

Jetzt suchte er gerne das nächste Dorf auf. Hier fühlte er sich sicherer und weniger gefährdet. Er versteckte sich auf einem Beet und schlummerte bis zum Morgen. Vor Hunden hatte er keine Angst. Wenn die einen Hasen sahen, bellten sie nur und setzten ihm blindlings hinterher, so daß sie bald nichts mehr vor sich sahen. Er brauchte nur einen Haken zu schlagen und sich hinter einen Stall zu hocken. Der Verfolger, Rjabko oder Sirko oder wie er sonst heißen mochte, raste noch eine ganze Weile lauthals bellend durch die Gegend, bis er anhielt und fröhlich und voll naivem Erstaunen mit

dem Schwanz wedelte. Auch Kinder fürchtete der graue Hase nicht. Sie liefen nur ein Stückchen, blieben dann stehen, ruderten mit den Armen, schrien: »Has-Has-Has!« und dachten wohl darah, daß sie ihm nur Salz auf den Schwanz zu streuen brauchten, um ihn zu fangen.

Der erste Schnee fiel, und inmitten der weißen Pracht ähnelte der graue Hase, der immer noch auf sein helles Winterfell wartete, einem schmutzigen, hilflosen Wollknäuel, das alles auf der Welt fürchtete. Aber dann wurde sein Fell immer heller, flaumiger, so daß er richtig dick aussah. Wenn auch nicht Ausgeglichenheit (wie kann ein Hase ausgeglichen sein?), so kehrten doch eine gewisse Ruhe und Sicherheit in ihn zurück. Er schlief wie gewöhnlich mit gespitzten Löffeln und offenen Augen, aber beneidete nicht mehr die Mäuse, Ameisen und Ziesel, weil er das Bewußtsein seiner Hasenwürde wiedererlangt hatte.

In dem neuen, weißen Fell, das ihn wärmte und unauffällig machte, gefiel sich der Hase wieder. Er gefiel sich natürlich so, wie die Eiche oder die Birke oder der Habicht sich selber gefallen würden. Aber da wurde es auf einmal wieder wärmer, der Schnee taute unterm sanften Wind, die Sonne warf Händevoll Strahlen in die dunklen Schatten, das Wasser rann in glucksenden Bächen, und es gab ein paar frühlingshaft klare und reine Tage.

Bestürzt über die Inkonsequenz in der Natur, über die Launen des jungen Winters, verkroch sich der Hase unter eine im Feld vergessene Weizengarbe, blickte mit erschrockenen Augen um sich und dachte schon, der Winter würde nie kommen. Am liebsten hätte er sich in die Erde eingegraben; nun beneidete er wieder einmal die Ziesel. Bald aber zogen Wolken auf, die Welt

verfinsterte sich, und Schlechtwetter setzte ein. Mal tröpfelte es, mal nieselte es, die Felder verödeten, die Wiesen waren naß und glitschig, die Wege verschlammten. Im Wald tropfte es eintönig, das welke Gras begann zu faulen, das Holz roch dumpf und herbe. Alles Leben suchte Schutz und fand ihn nicht, es begann einen üblen, modrigen Geruch auszustrahlen. Aber alles Leben war ruhig, der Hase indes konnte nicht mal bei diesem Wetter sein Fell vergessen, und das machte sein Dasein noch freudloser.

Die Luft wurde trockener und kälter, aber kein einziges Schneeflöckchen fiel vom Himmel. Der nun weiße Hase fand keine Ruhe inmitten der schwarzen Felder, daher hielt er sich lieber in den rostroten Wiesen und im Gebüsch auf. Einmal wäre er beinahe einem Fuchs in die Fänge gelaufen. Er trabte gemächlich vor ihm und schnüffelte mit spitzer Nase mal hierhin, mal dorthin, als rieche er schon etwas Leckeres. Der Hase schlug einen Haken, der Fuchs hörte es - und die Jagd begann. Der Fuchs glitt wie ein schneller, lautloser Schatten hinter ihm her durch ein Erlengehölz, und seine Augen glühten wie zwei blutige, starr geradeaus gerichtete Fünkchen. Da aber in jeder Zelle des Hasen eine mächtige Furcht saß, die ihn vorwärts trieb, ihn mit leisem Schmerz in Brust und Pfoten schnitt, da die Luft, gleichsam seinen Lebenswillen anrufend, herrlich und schrecklich in den Löffeln pfiff, lief er kraftvoll und gleichmäßig dahin. Er sprang über Büsche, schlug unerwartet einen großen Haken, kroch so schnell unter ein paar Zweige, daß sie sich nicht einmal bewegten, und war entkommen.

Er spürte längst, daß er in Sicherheit war, daß er

anhalten und verschnaufen konnte, aber da die Angst nun der Freude wich, überließ er sich dieser Freude und rannte weiter und weiter. Die ganze Welt kam ihm entgegen: die schwarzen Hügel, der schwarze Wald am Horizont, der Rauch aus der Lehmgrube am Dorf. Er verharrte kurz, dann raste er weiter in eine andere Richtung, blieb wieder stehen, spitzte die Löffel und warf erneut seinen unermüdlichen, ruhlosen Körper voran.

Er war sicher, daß er dem Fuchs aufs neue begegnen würde. Einmal in dieser Gegend, würde der ihn nicht vergessen und wieder Jagd auf ihn machen. Wenn Schnee läge, könnte er sich ja verstecken, so aber verriet ihn überall das weiße Fell. Er fürchtete sich sogar davor, nachts zu laufen, weil er glaubte, es leuchte im Dunkeln. So lag er nächtelang reglos im Versteck. Aber auch tagsüber war es nicht leichter. Da sah man sein weißes Fell von allen Seiten. Der Hase war todunglücklich. Am liebsten hätte er sich im Bach ertränkt, um all seinen Leiden ein Ende zu machen. Ungerecht verfuhr die Natur mit den Tieren. Warum gab sie dem einen zum Beispiel Kraft und Mut, ein warmes Lager und so eine leckere Tatze, an der er den ganzen Winter über saugen konnte, und dem anderen schenkte sie dabei ewige Angst und Furcht, ständige Mühen bei der Futtersuche? Von selber kommt's ja nicht, und wenn du so um dein Leben besorgt bist, dann racker dich ab, daß es dir zum Halse raushängt. Und der Hase trauerte und war untröstlich.

Aber der Fuchs ließ ihn nicht lange Trübsal blasen. Als der Hase einmal, fast hinter jedem Baumstumpf niederhockend, zu einem Kleefeld schlich, beobachtete er ihn aus seinem Versteck in einer kleinen Senke. Und als Langohr an einem Weidengebüsch überm Sumpf angelangt war und gerade die Rinde einer Weide benagen wollte, sprang er aus dem Hinterhalt hervor und flog langgestreckt wie ein rotflammender Pfeil dahin, daß das Gras unter ihm jeden Moment Feuer zu fangen schien.

Der Hase bemerkte ihn ziemlich spät, konnte aber noch rechtzeitig in einem kräftigen Satz zur Seite springen, so daß er den Zähnen des Fuchses entkam. Die sekundenlange Verblüffung des Räubers reichte aus, um dem Hasen einen sicheren Vorsprung zu geben. Er preschte vorwärts. Seine Hinterläufe waren schneller als die Vorderläufe, so daß er sich ein paarmal überschlug, er rappelte sich aber sofort wieder auf, schwarz von der feuchten Erde, und raste noch hastiger weiter. Der Fuchs setzte die Verfolgung fort. Immer mehr erwachte das Raubtier in ihm, das den unstillbaren Wunsch hat, in diesem ewigen Wettlauf von Jäger und Gejagtem der Sieger zu sein. Aber es war ein schlauer Fuchs, der wußte, daß er an einen starken, erfahrenen Hasen geraten war, daß er zur List greifen mußte, wenn er ihn erwischen wollte. Der Hase indes war schon hinter den Hügeln, lief aber immer noch weiter, irrte zwischen einzelnen Sonnenblumenstengeln und Kartoffelmieten umher, um seine Spuren zu verwischen, empfand wiederum Freude daran, daß er lief und entkommen war, Freude am Leben, unbändiges Vergnügen daran, daß er die Erde unter den Pfoten spürte, daß die Luft an ihm vorüberpfiff. Das Leben kam ihm gar nicht mehr so sinnlos und schwer vor. Diese Flucht weckte in dem Hasen Mut und Selbstachtung. Mochte nun die ganze Welt ihn mit

Schrecken verfolgen, sie würde ihn nicht einholen, er würde ihr entkommen, und das bedeutete siegen – denn andere Siege waren ihm nicht beschieden.

Endlich fiel Schnee. Es war Tag, und der Hase beobachtete aufmerksam, wie endlos weiße Fliegen herunterschwebten, wie sie sich auf seinem Fell, auf dem mit Löchern übersäten Rübenfeld, in den Furchen niederließen, wie die Ferne allmählich immer weißer wurde, wie sich die Erde festlich erneuerte, wie nach und nach das Gefühl für die Entfernung schwand. Seine Löffel bebten, die spitzen Schnurrhaare waren vor Erregung gesträubt, als wittere der Hase Gefahr. Aber das war die Freude. Auch nachts schneite es unaufhörlich weiter, und der Hase, froh, daß er jetzt nicht so leicht zu fangen war, hoppelte ein wenig über die Felder und lief dann zum Dorf hinüber. Dort huschte er lautlos durch ein Weidengebüsch, machte Pause im Kolchosgarten und fand sich in einem Garten mit alten Obstbäumen wieder. Dort tat er sich gütlich an Kirschbaumrinde, auf dem Nachbargehöft kostete er genüßlich die Rinde von Apfelbaumsetzlingen, hoppelte noch so ein bißchen hierhin und dorthin, als wolle er sich von seiner völligen Freiheit und Straflosigkeit überzeugen, und lief erst gegen Morgen gemächlich aufs Feld zurück. Er war satt und zufrieden darüber, daß er gut gespeist hatte und daß Schnee fiel, der seine Spuren verwischte. Es lebte sich doch nicht so schlecht auf Erden, wenn man ein kluges Köpfchen auf den Schultern trug und Kraft in den Läufen hatte. Der Hase stimmte sogar ein Lied an, aber die Kohlmeisen, die ihn verstanden hätten, schliefen noch, und so erfuhr keiner, was er da vor sich hin muckerte. Vielleicht, daß er kühn und fröhlich sei?

Oder daß er weder Fuchs noch Wolf fürchte, auch wenn sie ihn rudelweise überfielen? Oder ... Aber wir wollen nicht weiter rätseln, um so mehr, als der Hase unsere Vermutungen nie bestätigen kann.

Aber wie glücklich unser Hase auch sein mochte, das Schicksal bescherte ihm eine neue Begegnung mit dem Fuchs. Als die Fröste einsetzten, verspürte der Fuchs immer häufiger Hunger und dachte daher immer öfter an den schnellen Hasen, der ihm so einfach entwischt war. Nachts träumte er sogar schon von ihm und leckte sich die Schnauze vor Verlangen. Seitdem hatte der Fuchs ein paar kleine Hasen erwischt, die er zwar mit Behagen verputzt hatte, aber er wartete auf den Moment, da er endlich jenen Frechling fangen würde. Oh, diesmal ließe er ihn nicht so ruhig entkommen, er würde ihn schlau und hartnäckig verfolgen und ihn für seine Frechheit büßen lassen.

Und sie trafen wieder aufeinander. Der Fuchs erkannte sofort sein Langohr und der seinen alten Bekannten. Sie liefen über ein verkrustetes Feld, das hell im Sonnenlicht glänzte. Ab und zu brach die Kruste unter dem schwereren Fuchs ein, der Hase aber preschte gleichmäßig und schnell dahin. Bei einem plötzlichen Sprung jedoch riß unter ihm die Schneedecke ein. Außerdem hatte der Hase in der letzten Zeit wenig gefressen – alles war zugeschneit, die Bäume fingerdick vereist – und war von Kräften gekommen. Der Fuchs, der längst begriffen hatte, daß der Hase nicht mehr derselbe wie vorher war, blieb hartnäckig an seinen Fersen, beschleunigte ein wenig das Tempo, und so liefen sie jetzt in gleichbleibender Entfernung voneinander. Sie rannten eine Senke hinunter, als sie aber wieder oben angelangt und noch ein Stück-

chen gelaufen waren, verlangsamten sie mit einemmal ihre Geschwindigkeit, als hätten sie einander vergessen, als fühle sich der Hase gar nicht mehr vom Fuchs verfolgt und der jage ihm auch nicht mehr nach. Ihre Aufmerksamkeit wurde von einer Gruppe Menschen gefesselt, die einen Ring gebildet hatten und auf sie zukamen. In diesem Ring befanden sich noch zwei aufgescheuchte Hasen.

Die Jäger hatten sich so sehr auf diese beiden Hasen konzentriert, daß sie zunächst weder den Hasen noch den Fuchs bemerkten. Als sie sie aber entdeckten, trauten sie ihren Augen nicht. Am frühen Morgen waren die achtundzwanzig Jäger mit der Stadtbahn hinausgefahren, seit dem Morgen wanderten die achtundzwanzig Jäger erfolglos durch Senken und Felder in der Hoffnung auf Beute, aber außer Krähen fanden sie nichts. Bis sie endlich aus dieser Mulde die beiden Hasen herausgescheucht hatten, die sie eben mit höchster Wachsamkeit umzingelten und deren Lage immer hoffnungsloser wurde. Da aber wurde die Aufmerksamkeit der Jäger von dem Fuchs und dem Hasen gefangengenommen, der Ring zerfiel, und die Männer beschleunigten ihre Schritte. Die Hasen verschwanden unbemerkt in der Senke und entgingen so den Schüssen.

Jetzt waren also Fuchs und Hase umzingelt. Das kam so unerwartet für die beiden, daß sie zunächst nichts begriffen, als sie aber begriffen hatten, rannten sie hintereinanderher und spürten den Atem der Gefahr immer näher kommen. Plötzlich stürzten die Jäger vor, aus Angst, die Beute könnte ihnen entgehen. Unregelmäßige Schüsse knallten. Der Fuchs fiel sofort um und rührte sich nicht mehr. Der Hase rannte noch einmal wie ein

Wilder im Halbkreis, plötzlich aber zuckte sein Körper mitten im Sprung zusammen und stürzte in den Schnee. Als die Männer zu ihm liefen, war an seinem Kopf im Schnee ein winziger Blutfleck zu sehen.

Die Jäger nahmen Fuchs und Hasen auf und machten sich lärmend auf den Heimweg. Sie stritten sich darum, wer den Fuchs und wer den Hasen getroffen habe. Da sie sich nicht einigen konnten, stritten sie immer heftiger. Die einen riefen, der Straßenbahnschaffner mit den langen Beinen und dem mickrigen Schnauzbart hätte ihn getroffen, die anderen behaupteten, der Englischlehrer, ein kleiner, fetter Mann, von dem sie nur wußten, daß seine Frau ihn verlassen hatte, sei es gewesen, wieder andere wollten weismachen, daß sie selber den Fuchs getroffen hätten. Darüber, wer den Hasen getroffen habe, stritt keiner. Irgendwie tat ihnen das Langohr leid, das, von dem Fuchs verfolgt, dann auch noch mitten in die Schüsse hineingelaufen war und, als es in der Luft zusammenzuckte, so richtig kläglich wie ein Kind geschrien hatte.

Plötzlich blieb der Mann, der den Hasen trug, fassungslos stehen. Meister Lampe hatte sich aus dem Strick herausgewunden, war zu Boden gefallen, sofort wieder aufgesprungen und raste, bevor sich einer besinnen konnte, wie besessen übers Feld, als sei ihm überhaupt nichts passiert. Die Jäger standen verdutzt da, einer hob das Gewehr, um hinterherzuschießen, aber es war sinnlos. Sie schrien ihm nach, einer lachte, und plötzlich fielen auch die anderen ein. Allen wurde auf einmal ganz leicht ums Herz, das Schuldgefühl war weg.

»Has-Has-Has!« tönte es dem Hasen hinterher.

»Halt ihn! Halt ihn!«

»Streut ihm Salz auf den Schwanz! Salz auf den Schwanz!«

»Lauf nur, laß dich nicht wieder erwischen!«

Muntere Stimmen und Gelächter hallten durch das Gelände, der Frost kniff in die Wangen, der Atem ging leicht. Alle redeten durcheinander: Wie der Hase sich losgemacht hätte, wie er gerannt sei ... Der, dem er entwischt war, schrie am lautesten. Was für ein Schlaukopf das war, der überlistete jeden, nicht nur den Fuchs und nicht nur sie, die Jäger. Sie empfanden echte Freude darüber, daß der Hase ihnen entwischt war, daß er noch wer weiß wie lange in schnellem Lauf über die weißen Felder, wo er jeden Erdbuckel kannte, preschen und noch lange dieses schreckliche und doch so herrliche Leben leben würde.



## Der blinde Senja

Ortschyk hat nur einen Freund, den blinden Senja. Aber kann man denn auch viele Freunde haben? Sagen wir, acht oder zehn? Erst erzählt man einem ein Geheimnis, dann dem zweiten, dem dritten, bis es alle wissen! Und dann ist es kein Geheimnis mehr, und man ist seinen Freunden kein Freund mehr, sondern einfach ein Klatschmaul.

Der blinde Senja aber ist ein Freund! Er hört immer aufmerksam zu, wobei ein verhaltenes Lächeln über sein Gesicht huscht. Senjas Wangen sind bleich und hilflos, und wenn er die Straße entlang geht, trägt sein Gesicht einen Ausdruck, als würde er überall anstoßen. Er bewegt sich so, als ob er gegen die Luft prallen würde, und die Hände hat er immer in Abwehrbereitschaft, falls er stolpern sollte.

Als kleiner Junge konnte Senja noch etwas sehen, aber dann erblindete er ganz. Manchmal fragt er Ortschyk: »Erzähle mir mal, wie ich ausseh!«

»Deine Haare sind rotblond«, beginnt Ortschyk. »Im Dorf gibt's weiter keinen Rothaarigen. Deine Lippen sind voll wie Kirschen, deine Wangen prall wie Brötchen, und große Ohren hast du wie eine Fledermaus ... Siehst also aus wie alle anderen.« Darüber freut sich Senja besonders.

Als der Vater eines Tages einen kleinen Hund mitbrachte, tastete Senja ihn behutsam ab und versuchte sich ein Bild von dem Welpen zu machen. Als die Kuh kalbte, befühlte Senja auch das Kalb, um es kennenzulernen. Das ist nun mal Senjas Angewohnheit, und wenn's ein Brot oder ein Buch ist, das er mit den Fingern berührt. Manchmal legt er den Gegenstand auch an die Wange oder streift ihn mit den Lidern oder mit der Stirn. So macht er sich im Frühling und im Sommer mit den Blumen vertraut. Er scheint jede Blume zu kennen, aber wenn er auf eine neue trifft, hält er sie wieder ans Gesicht.

Senja sitzt nicht gern zu Hause rum. Durchs Dorf geht er selbständig, kennt sogar die Leute. Manchmal hat ihn der Vater schon mitgenommen, wenn er zum Beispiel Rüben zur Bahnstation brachte oder ins Nachbardorf zur Mühle fuhr. Die Eisenbahn prägte sich Senja danach ein, wie die Lok pfeift und wie die Waggons über die Schienen donnern, und die Mühle nach dem Dröhnen des Mühlsteins.

Nicht mal jeder Dorfjunge weiß, was für Vögel ihn umgeben. Senja aber geht die Straße entlang, lauscht und sagt: »Oh, da krächzt eine Blauracke!«

»Wo denn? Wo denn?« fragen sie und blicken sich nach allen Seiten um.

»Na da!« sagt Senja und zeigt auf den Baum, von wo der Gesang kommt.

Sie schauen hin, und da sitzt tatsächlich ein kleiner Vogel und läßt sein »Rack-rack« erschallen. Aber wer weiß denn heute noch, daß das eine Blauracke ist? Nur Senja, denn der Vater hat ihm einmal von Vogelstimmen erzählt, und da hat er sich alles gemerkt. Andere Kinder kennen nur Spatzen oder Krähen, höchstens noch die Nachtigall und auch nur dann, wenn sie schlägt, aber wenn sie still auf einem Zweig sitzt, erkennt sie keiner.

»Da flötet ein Hänfling«, sagt Senja.

»Hört ihr den Wiedehopf?« fragt Senja.

»Eine Eule ist eben vorbeigeflogen«, stellt Senja aufhorchend fest.

»Da ist doch eben ein Wiesel durch die Kartoffeln gelaufen«, errät Senja.

»Oh, ein Maulwurf wühlt in der Erde«, meint Senja und hebt die Brauen.

Und tatsächlich, da flötet ein Hänfling, den keiner außer Senja beachtet hat. Ein Wiedehopf hat ein-, zweimal dumpf aufgeschrien, als wolle er jemand erschrecken. Eine Eule ist durch die Luft gerauscht und hat Unruhe um sich verbreitet. Ein Wiesel ist wie ein Schatten durch den Garten gehuscht. Die Kinder gucken zu den Beeten, da wächst und wächst ein kleiner Hügel – ein Maulwurf wühlt im Erdreich.

So einer ist der Senja!

Ortschyk geht nicht sehr oft zu ihm, aber wenn er auch nur über die Schwelle tritt, ruft Senja ihm schon entgegen: »Ortschyk ist da! Guten Tag, Ortschyk!«

»Wie hast du denn das rausgekriegt?« fragt Ortschyk, immer aufs neue erstaunt.

»Komische Frage!« Senja lächelt. »Dich hör ich doch gleich am Gang. Du tapst doch immer so.«

»Wieso tapse ich?« entrüstet sich Ortschyk scheinbar.

»Glaubst du es nicht? Hab ich etwa schon mal danebengetippt?« ruft Senja lachend. »Na? Hab ich das?«

 ${
m Schon}$  gut«, gibt Ortschyk zu.  ${
m NKomm}$ , wir gehn zum Fluß.«

Sie streifen gemeinsam durch Felder und Wälder. Manchmal nimmt Ortschyk seinen Freund auch mit ins Kino, und dann lauscht Senja mit angehaltenem Atem. Mitunter darf er auch mal in die Schule rein. In der Klasse sitzt Senja dann so, als sei er gar nicht da. Die Lehrer stellen ihn sogar als Vorbild hin und sagen, er wäre ein Musterschüler.

Aber jetzt gehen sie zum Fluß. Senja hat einen Stock aus Birnbaumholz, mit dem er den Weg abtastet. Wenn sie an einem Zaun vorbeikommen, klopft er gegen die Latten, wenn sie durch einen Garten streifen, tastet er mit seinem Stock nach jedem Baumstamm. Und wie er jetzt so neben Ortschyk hergeht, fährt er leicht mit dem Stock übers Unkraut, um nicht in eine Senke zu fallen.

Dabei konstatiert er: »Jetzt gehn wir an Harbus' Haus vorbei.«

»Als ob ich das nicht wüßte ...!« meint Ortschyk achselzuckend.

»Von da riecht's nämlich immer nach saurem Quark«, beharrt Senja. »Sie trinken doch die frische Milch nicht, sondern machen Quark draus, und den verkaufen sie auf dem Markt.«

Etwas später bemerkt er: »Oh, das ist doch Kononez auf seinem Fahrrad ... Hörst du, wie bei ihm die Kette quietscht?« Und er ruft dem Radfahrer entgegen: »Grüß dich, Kononez, wohin quietschst du so?«

Der wulstlippige Postbote entgegnet: »Ich quietsche zur Post, und dann quietsche ich zurück.«

»Hat mir keiner geschrieben?«

»Doch, schon, sie haben bloß vergessen, den Brief einzustecken.«

»Na, dann erinner sie dran.«

Sie gehen weiter, und Senja fährt fort: »Und hier wohnt Herlanez. Seine Gänse schnattern, als wären wir keine Menschen, sondern Wölfe ... Hier ist die Schule ... Gehn wir mal rein? Ist zwar kein Unterricht mehr, aber das macht ja nichts.«

In der Schule wird Senja ganz still und lauscht nur. Sogar die Lippen sind gespitzt, als sollten sie gleich etwas zu kosten bekommen oder hätten es schon gekostet und hingen nun dem Geschmack nach. Senja reckt die Brust und tritt langsamer und ganz unsicher auf. Schließlich bleibt er im Korridor stehen und horcht. Nirgends ein Rascheln, ein Laut.

»Komm, wir gehn in deine Klasse«, bittet Senja. Im Klassenraum setzt er sich auf eine Schulbank, legt die Hände auf den Tisch und hält den Kopf hoch erhoben. Woran denkt er? Ortschyk scheint es, daß Senja jetzt etwas erfaßt, was nur er erfassen kann, und empfindet auf einmal ganz besondere, liebevolle Zuneigung zu seinem Freund. Am liebsten würde er jetzt seinen Arm streicheln, aber etwas hält ihn zurück.

»Und was ist Geographie?« unterbricht Senja die Stille. »Lernt ihr die auch hier?«

»Ja. Hab ich dir doch schon erzählt.«

»Handelt die von fremden Ländern und fremden Menschen? Von Tieren und Vögeln? Aber wie geht denn das – Menschen und Vögel zusammen?«

»Menschen, Vögel, Bodenschätze, Industrie . . . «

»Aber wie kann man das alles auf einen Haufen

werfen? Wenn's nach mir ginge, würde ich die fremden Menschen und die ganzen Vögel getrennt lernen, wie sie singen und so, und die Wälder auch extra... Sag mal, gibt's in anderen Ländern genausolche Störche wie bei uns?«

»Sicher, bloß die heißen da anders.«

»Wie solln die denn anders heißen?«

»Na, in deren Sprache.«

»Und haben sie auch Kuckucke, die die Jahre zählen, wenn man sie fragt: ›Kuckuck, Kuckuck, wie alt werd ich‹?«

»Sicher nicht«, meint Ortschyk seufzend. »Woher solln sie solche Kuckucke nehmen wie bei uns? Einmal ist morgens einer auf unsere Koppel geflogen, der hat bis zum Mittag gekuckuckt. Wieviel Jahre der versprochen hat, sag ich dir!«

»Dafür gibt's bei uns keine Nashörner«, meint Senja.

»Was solln wir mit Nashörnern?« fragt Ortschyk verwundert, »die fehln uns gerade noch!«

»Warum denn?« beharrt Senja sorglos. »Die würden uns nichts tun und wir ihnen auch nichts.«

»Hm«, brummt Ortschyk. »Na, komm weiter.«

Sie sind am Fluß angelangt. Ortschyk sucht eine möglichst flache Stelle, und sie ziehen sich aus. Senja steigt ganz vorsichtig ins Wasser und versucht dabei, die Beine möglichst wenig anzuheben. Die Hände hält er so, als würde er jeden Moment hinschlagen. Ortschyk dagegen läuft schnell hinein, daß das Wasser spritzt. Er hat keine Angst vor dem Fluß, er hat ihn schon ein paarmal durchschwommen, obwohl er breit ist. Er taucht, schwimmt ein Stück, taucht wieder mit offenen Augen, er hofft, wenigstens einen Fisch zu sehen. Aber außer

der trüben, dämmrigen Strömung, in der fahles Sonnenlicht eingestreut ist, kann er nichts entdecken. Er kommt wieder hoch, holt tief Luft, legt sich auf den Rücken und läßt sich von den Wellen schaukeln. Wenn die Ohren ins Wasser tauchen, zirpt darin der aufreizende Schmerz vom Dröhnen eines fernen Motorbootes.

Dann geht er zu Senja zurück. Der liegt im Sand und schaut in den Himmel. Ortschyk setzt sich neben ihn und erzählt lachend etwas. Aber Senja reagiert nicht. Ortschyk läßt sich ebenfalls auf den Rücken fallen, und vor seinen Augen eröffnet sich das klare Himmelsblau, das so leicht und unendlich ist, daß er meint, ihm müßten gleich Flügel wachsen und er würde als Vogel hoch hinauffliegen. Der große, seltsame Himmel strahlt und lacht, als könnte auch er wie ein Mensch Freude und Glück empfinden.

Plötzlich durchfährt Ortschyk ein Gedanke, der ihn in seiner Einfachheit bestürzt: Senja kann ja das alles nicht sehen. Er liegt auf dem Rücken, aber hinter seinen Augen sind Leere und Finsternis.

»Woran denkst du?« bricht er das Schweigen und beugt sich über Senja, dessen Gesicht bleich und leer ist wie ein Feld, auf das kein einziges Korn gefallen ist.

Senja schweigt, nur die Lider beben sacht.

»Also, woran?« beharrt Ortschyk.

Wenn Senja doch wenigstens lächeln würde, aber nein, er tut so, als hätte ihn gar keiner angeredet. Oder ob er nichts hört? Ortschyk kriegt es mit der Angst zu tun. Er packt Senja bei den Schultern, starrt ihm ins eigenartig leblose Gesicht und schreit: »Antworte! Warum sagst du nichts, Senja? Was ist los mit dir?« Er hat plötzlich das Gefühl, daß etwas Wichtiges, ganz Schlimmes mit

Senja passierte und er ihn retten müsse. »Antworte, hörst du?«

Da springt Senja überraschend auf, stürzt sich auf Ortschyk, setzt sich ihm auf die Brust und lacht laut und triumphierend. Sein Gesicht ist dabei so glücklich und sorglos, seine Freude so stürmisch und unbeschreiblich echt, daß Ortschyk zu seiner eigenen Überraschung ganz gekränkt ist. Tränen in den Augen, versucht er sich zu befreien.

»Laßlos, Senja, laßlos! Nicht doch, laßlos . . . «

Senja aber ist so hingerissen davon, daß der Freund eben soviel Kummer und Schmerz seinetwegen empfunden hat, daß er ihn nicht freigibt.

»Nun laß doch los«, bittet Ortschyk mit ganz kläglicher Stimme. Er kommt sich um etwas ganz Schönes betrogen vor. »Laß los.«

Die Tränen laufen ganz von selbst über die Wangen. Er möchte sie zurückhalten, aber sie laufen unaufhörlich. Senja hört den Freund schluchzen, hält inne. Seine Miene verrät Bestürzung, beinahe Angst. Ohne zu begreifen, was los ist, gibt er Ortschyk frei, und während er neben ihm sitzt, breitet er nur ab und zu die Arme aus, als wolle er mit dieser Bewegung seinen Freund beruhigen.

Ortschyk schämt sich bereits seiner Tränen, gleichzeitig aber ist er froh, daß sie fließen und ihm das Herz erleichtern. Er unterdrückt das Schluchzen, und die bitteren Tränen rinnen lautlos die Wangen hinab ... So sitzen sie eine ganze Weile schweigend, als sei in ihrem Leben etwas Großes und Bedeutendes geschehen. Beide schauen zum Himmel auf. Ortschyk merkt, wie die Tränen langsam versiegen und sein Gesicht abkühlt.

»Warum hast du geweint?« fragt Senja.

»Und warum hast du nichts gesagt?« fragt Ortschyk zurück. »Ich ... Ich wollte eben einfach weinen.« »Und ich hab bloß so gelegen. Ich wollte eben einfach so liegen.«

»Bist du ein Dussel«, meint Ortschyk lächelnd. »Konntste dir nicht was Besseres einfallen lassen?« »Als ob man das mit dir könnte.«

Auf dem Heimweg treffen sie ein paar Jungen, die dabei sind, einen Ziesel aus seinem Loch herauszulocken. Sie holen in Blechbüchsen Wasser vom Fluß und gießen es vorsichtig, damit nichts vorbeigeht, ins runde Loch. Aber der Bau scheint ziemlich groß zu sein, denn das Wasser verschwindet darin wie nichts. Ortschyk macht mit, Senja aber hockt sich vor dem Bau nieder und horcht aufmerksam.

Da springt der Ziesel unerwartet heraus, mit nassem Kopf, herabhängenden Barthaaren, feuchtglänzendem Fell, angstvoll lodernden Augen, und rennt davon. Die Jungen setzen ihm nach, auch Senja. Er bewegt sich in dem lärmenden Gedränge, als könnte er sehen. Plötzlich dreht der Ziesel sich um, flitzt, ein kleines Wollknäuel, zurück und will in seinem Bau verschwinden.

»Senja, halt ihn, halt ihn!« schreien die Jungen Senja zu, der hinter den andern zurückgeblieben ist und dem Zieselloch am nächsten ist.

Senja bleibt verwirrt stehen, er weiß nicht, in welche Richtung er laufen und wie er den Ziesel festhalten soll. Plötzlich bückt er sich, fährt mit den Händen über den Boden, auf seinem Gesicht malen sich Bestürzung und Verzweiflung. Auf einmal glaubt er, ihn erwischt zu haben, wirft sich bäuchlings nieder, als wolle er den

Ziesel mit seinem ganzen Körper gegen den Boden pressen, aber da ist das kleine Tier schon in seinem Bau verschwunden.

Die Jungen lachen.

»Ach, der Senja! Wie er auf den Stein gefallen ist!« »Na, Senja, hast du den Ziesel?«

»Und wir hatten uns so auf dich verlassen.«

Senja bemerkt den Spott nicht. Er ist erregt und erzählt lebhaft: »Ich wußte, daß er mir entwischt. Durch die Finger ist er durch. Der Schwanz hat mir grad noch die Hand gekitzelt.«

Ortschyk und Senja gehen weiter. Sollten die Jungen dem Ziesel nur auflauern, wenn sie wollten, sie brauchten ihn nicht. Senja erzählt: »Ich war mal mit meinem Vater im Wald. Da haben wir gesehen, wie ein Fuchs in seinem schmalen Bau verschwunden ist. Einen halben Tag lang haben wir davorgehockt, aber er hat nicht mal rausgeguckt. Vater wollte ihn töten, aber dann sagte er: »Den überlisten wir nicht, dafür ist er ja ein Fuchs«, und wir sind wieder nach Hause gegangen.«

Ortschyk blickt sich um. Überm Fluß und über den Wiesen krümmt sich hufeisenförmig ein großer Regenbogen, obwohl es doch gar nicht geregnet hat und nicht danach aussah. Das eine Ende taucht in die Waldseen ein, mit dem anderen stützt er sich irgendwo hinter dem Dorf auf. Wieviel blaue, grüne, sonnendurchflutete Welt hat doch unter diesem Regenbogen Platz!

Ortschyk bleibt stehen, sieht lange zu dem Regenbogen, da fällt ihm auf einmal ein, wie schön es wäre, wenn er da durchgehen könnte wie durch ein goldenes Tor.

»Ortschyk!« ruft Senja. »Wo bist du?«

»Hier!« antwortet Ortschyk, der sich nicht von der Stelle rühren mag.

»Was machst du da?«

»Ich steh einfach so!« erwidert Ortschyk und will schon von dem Regenbogen erzählen, bezähmt sich aber und beißt sich auf die Lippen. Warum soll er davon erzählen, wenn Senja ihn doch nicht sehen kann? Genausowenig, wie er den Ziesel sehen konnte, den er fangen wollte.

Auf einmal verblaßte für ihn der Regenbogen, als hätte er gar nicht wie ein farbenprächtiges Tor in die Welt geleuchtet.

»Ortschyk!« ruft Senja. »Komm doch!«

»Komm ja schon!« ruft Ortschyk zurück und geht schnell zu seinem Freund.

Auf dem Weg ins Dorf erzählt der blinde Senja allerlei, aber Ortschyk ist traurig und bedrückt, als habe er sich vor seinem Freund schuldig gemacht und als laste nun diese Schuld auf seiner Seele.

Er bringt Senja nach Hause und schlendert noch durchs Dorf. Warum hat er Senja nichts von dem Regenbogen gesagt? Nur weil er ihm nicht weh tun wollte? Er hätte es ruhig erzählen sollen. Wenn Senja ihn schon nicht sehen konnte, hätte er wenigstens von ihm gehört und sich darüber gefreut.

Er strolcht noch ein wenig herum und läuft dann eilig zu Senja.



## Haare, rötlich wie Herbstlaub

Gestern war ich bei einer Frau, die ich anscheinend liebe. Wieder sprachen wir davon, wovon wir schon früher gesprochen hatten: Daß wir einander vergessen müßten, daß wir es auch vergessen würden. Als ich aber in ihre gütigen, hellen und vor Erregung geweiteten Augen blickte, auf die vom Küssen leicht geschwollenen Lippen, in ihr Gesicht mit den feinen, etwas strengen Zügen – das vierte Jahrzehnt hatte sie bereits berührt –, dachte ich: Ich werd sie nicht vergessen können. Und sie dachte wohl das gleiche. Obwohl wir beide wußten, daß es besser war, auseinanderzugehen, um uns selbst und dem Dritten, der zwischen uns stand, kein Leid zuzufügen.

In der Straßenbahn dachte ich daran, wie sie weggegangen war: eine kleine Straße fast im Zentrum von Kiew, auf einer Seite mit Schwarzpappeln bewachsen und auf der anderen durch einen Holzzaun begrenzt, hinter dem ein tiefer, leerer, grauer Graben verläuft. Sommersprossengleich übersät herbstliches Laub den Asphalt. Sonne und Schatten beben unter den Pappeln, sie aber geht, ohne sich umzusehen. Früher hatte sie sich immer umgeblickt, war ein Stück gegangen, hatte sich

wieder umgedreht, und ihre weiten Augen hatten dabei geleuchtet. Diesmal aber schritt sie geradeaus, tat keinen Blick zurück, nur ihre rotblonden Haare wippten beim Gehen auf den Schultern. Sie hatten einen goldenen Schimmer, sie trug sie mal aufgelöst, mal zu einem Knoten gesteckt. Als sie bereits an der Großbäckerei vorbeiging, dachte ich: Herbst, die Blätter färben sich rötlich, fallen zur Erde. Und ihre Haare sind wie diese Blätter, sie rascheln zwischen den Fingern, und wenn man sie küßt und sie mit den Lippen berührt, sind sie genauso trocken und spröde.

Das schwarze Tuch tief in die Stirn gebunden, stieg eine alte Frau mit einem großen Korb in die Straßenbahn. Sie setzte sich mir gegenüber und starrte mich die ganze Zeit über mit leerem, ausdruckslosem Blick an. Ich sah aus dem Fenster. Die Linden leuchteten, auf den Gesichtern der Menschen lag helle Sonne. Mädchen mit strahlendem Lächeln gingen auf der Straße. Jetzt muß doch Altweibersommer in den Dörfern sein, dachte ich. Er liegt auf dem Unkraut, auf den Erdhügelchen, er schwebt in weißer Trauer in der Luft, legt sich an jemandes Schläfe und schaukelt sacht im leichten Wind ... Schon seit mehreren Tagen herrschte dieses ruhige Wetter, man hoffte, daß es auch morgen oder übermorgen so anhalten werde. Plötzlich war mir, als sei ich schon einmal in dieser Straßenbahn gefahren, dieselbe alte Frau habe mir gegenübergesessen und der Herbst sei wie ein Abschiedslächeln des Sommers. Wann war das gewesen? In welchem Jahrhundert und auf welchem Planeten? Von wem kam ich damals, und zu wem fuhr ich? Plötzlich hatte ich die deutliche Gewißheit, daß ich dieses Glück, das mich wärmte, schon vor langer Zeit gekannt hatte. Die Gewißheit war so felsenfest, daß ich verwundert um mich blickte. Das Rattern der Straßenbahn hatte ich doch schon mal gehört (wann? wo?), die Pappeln mit ihrem lustig bebenden, an Fuchsfellmützen erinnernden Blätterwald waren mir bekannt und vertraut (auf welcher Straße bin ich an ihnen vorübergefahren? auf welchem Planeten?), ebenso das Gefühl des Glücks, des seelischen Friedens, die Gewißheit, daß das alles ewig und unvergänglich sei (geschah mir das vor Millionen von Jahren? mit wem? zu welchem tiefen Geheimnis öffneten sich mir die Türen, aus denen die Dunkelheit unbegreiflicher Ewigkeit mir entgegenwehte?).

Ich stieg aus der Straßenbahn, sah vom Steilhang auf den Dnepr hinunter und nahm alles tief in mich auf: die dunstige Wasseroberfläche, die weite Ebene, die ganz in der Ferne in einen blassen Schimmer gehüllt war, die kühnen Schwünge der Motorboote ... Werde ich mich immer an den Tag erinnern, als ich auf den Telefonanruf wartete, daran, wie wir uns trafen? Werde ich noch jene Küsse spüren, da man mit den Lippen nicht so sehr die Lippen fühlen als sie vielmehr einatmen möchte, ihr ganzes ovales, bräunlich schimmerndes Gesicht, sie ganz und gar einatmen? Ist das der Ausbruch von rasender Verzückung? Ist es das, was wir Leidenschaft nennen? Werde ich mich an jene Worte erinnern, die unbedingt gesagt werden mußten, an die man so wenig glauben durfte nach alldem, was gewesen war, und vor dem, was kommen mußte? Werde ich mich an das Glück erinnern, da die Worte, fähig, tief zu verwunden oder zu kränken, weder verwundeten noch kränkten, weil sie vom Bewußtsein abglitten wie Schnee vom Eis?

Aber vielleicht gerät auch alles in Vergessenheit? So, als wäre nichts gewesen? Es wäre nicht das erste Mal, daß ein wichtiges Ereignis in meinem Leben in der Entfernung verblaßt, mein Gedächtnis sich dagegen an irgendwelche unwesentlichen Details, an bedeutungslose Dinge klammert, an irgend jemandes Lächeln, an den flüchtigen Blick eines Fremden. All das sprudelte urplötzlich und unerwartet aus den dunklen Wassern des Gedächtnisses herauf und verschwand ebenso schnell, um niemals wiederzukehren. Aber irgend etwas aus diesem Chaos verfolgt mich unablässig, drängt sich mir immer wieder auf, und gerade in den unpassendsten Augenblicken. Ich kann diese Erinnerungen nicht mehr ruhig hinnehmen, suche darin nach einem versteckten Sinn, der mir immer wieder entgleitet, von dessen Existenz ich dennoch mehr und mehr überzeugt bin.

Als ich klein war, jagten meine Eltern mir nach ums sonnenüberflutete Haus, wollten mich fangen und zu irgendeinem Onkel bringen. Natürlich waren das nur scherzhafte Drohungen, niemand hätte mich hergegeben, und niemand hätte mich genommen, aber immer habe ich seit damals das Gefühl, daß man mich tatsächlich weggeben wollte. Wer dieser Onkel war, weiß ich nicht, ich habe ihn nie gesehen, aber noch heute ist mir, er könnte, schwarz und unerbittlich, plötzlich aus dem Nichts, aus dem Dunkel nicht endgültig ausgerotteter kindlicher Ängste auftauchen, mich bei der Hand nehmen und entführen. Noch ein zweiter Traum verfolgt mich, uralt und verschwommen, dennoch sehe ich deutlich die Treppe, die vom Dachboden auf den schwach erleuchteten Flur führt, der keinen Ausweg hat. Ich beuge mich über das Geländer, sehe nach unten und soll -

ich weiß nicht mehr, warum - in den Flur hinuntersteigen. Noch eine andere Erinnerung: Ein warmer, grauer Weg geht durch die Felder, geheimnisvoll leuchtet der Himmel, keine Menschenseele ist ringsum. Oder: Ein Wald im Vorfrühling, alles ist kahl, dunkel, die Zweige glänzen feucht, an den Birken hängen die ersten Kätzchen, an den Weiden sind sie flaumig und mit einer gelben Schale umgeben. Damals habe ich doch das erste bläulichweiße Schneeglöckehen mitten in einem Schneeflecken gefunden ... Oder nicht? ... Ich komme im Winter aus der Schule im Nachbardorf. Märzstürme auf den Feldern, nasser Schnee verklebt mir die Augen, schneidet ins Gesicht. Wenn wenigstens ein Licht vom Dorf zu sehen wäre! Und plötzlich ein klagender, verzweifelter Schrei hinter mir. Vielleicht eine Katze? Ich gehe schneller, laufe, laufe, bis ich, wie mir scheint, weit genug weg bin, bleibe stehen, lausche, und wieder der Schrei. Ich nehme all meinen Mut zusammen, gehe zurück. Nichts. Kaum habe ich mich wieder umgedreht, da schreit es wieder, ganz nahe. Was war das? Wirklich eine Katze?

Ein Zufall, nichts weiter. Ich weiß, daß man dem keine Bedeutung beizumessen braucht. Man möchte es vergessen, kann es aber nicht. Und unwillkürlich versucht man, hinter alldem einen Sinn zu finden. Aber nicht Details und Zufälligkeiten schwimmen an die Oberfläche, sondern ein Gefühl wird in mir wach, daß ich das alles schon einmal erlebt habe, und bis ins letzte kann ich mir dann vorstellen, was weiter geschieht. Da traf ich unlängst einen alten grauhaarigen Mann, mit Brauen, buschig wie Taubenflügel, und alles, was er mir sagen wollte, wußte ich schon im voraus. Woher? Warum? Oder man geht

durch eine unbekannte Landschaft, in der man noch nie vorher gewesen ist. Plötzlich ist man ganz sicher, den Hügel da schon einmal gesehen zu haben, man weiß, wie üppig das Gras neben der kleinen Pfütze wächst, und allein das Gefühl, daß man die ähnlichen Umstände kennt, war auch schon da. Und wenn dieses Gefühl der Wiederholbarkeit des Seins kommt, wird man innerlich ruhig und gelassen, als hätte man etwas begriffen, was man mit Worten nicht ausdrücken kann.

Aber woher kommen diese Ruhe, diese Gelassenheit? Wie oft schaue ich auf den mir so vertrauten Dnepr, und doch ist er immer ein anderer. Stets sehe ich den Herbst, einen gelbgefärbten Baum neu. Und noch nie ist iemand durch die alte Kiewer Gasse davongegangen wie sie - schnell, entschlossen, als hätte sie sich endgültig mit etwas Unabänderlichem, mir nicht Bekanntem abgefunden. Ich sah ihr nach und spürte auf den Lippen ihre spröden Haare, die zwischen den Fingern raschelten wie trockenes Laub. Aber es geht mir nicht darum. Wo, auf welchem Planeten, in wieviel Jahren wird jemand anderem dieser Herbst plötzlich so schmerzlich vertraut vorkommen, dieser weiche Monat Oktober mit seinen bebenden Schatten und dem Licht unter den Pappeln, dem aschgrauen, breiten Graben auf der einen Seite der Straße und auf der anderen die kleine Frauengestalt mit den Haaren von der Farbe rötlichen Herbstlaubes? Und ihr nachblickend, wird sich jener ferne Fremde daran erinnern, wie er ihre Haare küßte, die spröde und hart seine Lippen streiften und trocken raschelten.

### Morgendämmerung

In grauen Tautropfen hat sich die morgendliche Kühle auf die gefingerten Blätter des Klees gesetzt. Wenn man zurückschaut, sieht man die dunkle Kette der eigenen Spuren, die einem nacheilen. Weiter hinten, über der kleinen löffelartigen Mulde, hängen zerzauste Nebelschwaden. Ein sachter Wind streicht herüber von der Schlucht linker Hand, durch die sich ein schmaler Bach schlängelt. Die Frische berauscht, es wird einem ganz süß davon im Mund, in den feuchten Augen und in der Seele. Irgendwo im Innersten duften und rascheln wie Seide die Frühlingsgräser – so wie damals in der Kindheit –, sie funkeln, von der Sonne durchleuchtet, wie Smaragde.

Im Juni oder Juli sind die Felder am Morgen nach einer warmen oder schwülen Nacht von einem grünlichen Dunstschleier überzogen, der leicht und gleichsam durchsichtig ist, so als ob Sternenstaub in der Luft schwebt oder der Mondstaub sich nicht setzen will. Und der Weg zwischen den Feldern ist weiß überpudert, liegt träge, noch ganz verwaist, und Träume streichen darüber hin. Der erste Traum ist der Traum des Wermuts, bitter,

beunruhigend und staubig, der zweite der Traum der Kornblume, blauäugig, mädchenhaft, der dritte der Traum der Zichorie, leicht und duftig. Aber nicht nur diese Träume ziehen dort entlang, denn nicht nur diese Pflanzen wachsen am Wegrand; dort schlummern auch Pfefferkraut, wilder Majoran, Beifuß, Hagebutte, und unbeweglich stehen Roggen und Weizen. Feierlich, mit unnachahmlicher angeborener Würde. Beim Anblick all dessen wünscht man, es möge aus den grünen Getreidewogen eine Nixe oder die Feldkönigin oder irgendein hiesiger Erdgeist emportauchen, und man bedauert sehr, daß dies nicht geschieht und man selber nicht mehr die Kraft hat, an so eine Möglichkeit zu glauben.

Plötzlich bleibe ich stehen, weil sich das grünliche Himmelsgewölbe immer deutlicher weitet, in die Höhe wächst, an Feierlichkeit gewinnt - nicht leidenschaftsloser Feierlichkeit, sondern solcher, die einen Schauer des Entzückens hervorruft. In den Augen entzünden sich Funken, man spürt sogar, wie der Blick heller wird. Die Sonne steht noch hinterm Horizont, ist aber überall zugegen. Im Osten fließen die noch kargen Farben warm und weich ineinander, als vermische sie ein schwaches Licht, das, noch nicht aufgegangen, dennoch mit fröhlichem Lächeln sein Auferstehen feiert. Über dem Horizont schweben reglos die himbeerfarbenen Flügel der Wolken. Auch violette und rötliche Federn sind darin und gelber Gänseflaum. Die Flügel sind gleichsam in der Schwebe erstarrt, aber ihre Färbung ändert sich schnell. Die violetten Federn werden heller, schwellen gleichsam an, die gelben verblassen wie Löwenzahn. Aber da schießt die noch unsichtbare Sonne ein Bündel Pfeile aus ihrem Köcher, die Pfeile durchbohren die Flügel,

verwunden sie ohne Schmerz, und sie flammen still auf. Unter diesem gewaltigen Gewölbe kommen einem gute Gedanken in den Sinn, und es verlangt einen danach, sich zumindest ein ganz wenig der Reinheit ringsum anzugleichen, wenigstens ein Fünkchen der Makellosigkeit, der Güte und Liebe zu übernehmen, die die Natur in sich birgt. Wäre es doch möglich, sich selbst nicht mehr zu spüren, in dieser Unendlichkeit aufzugehen, ein Teil dieser Höhe, dieser Farben, dieser Feierlichkeit zu werden und darin den Sinn des Lebens zu finden!

Die weite, ebene Wiese ist mit Tau übersät wie mit Sternenstaub. Man möchte endlos darüber hin gehen. Zwei Pferde grasen hier. Ich will vorbeigehen, aber der Blick schweift wie von selber immer wieder zu ihnen hinüber, und ich bewege mich immer mehr nach links, bis ich ganz in ihrer Nähe angelangt bin. Der Graue und der Braune rupfen Gras, aber so behutsam, als liebkosten sie die Wiese mit ihren feuchten Lippen. Sie scheinen mich nicht zu bemerken. Aber ich brauche nur zwei Schritte auf sie zuzumachen, als die beiden die Köpfe heben und die Mähnen aufflattern. Nun äugen sie aufmerksam zu mir herüber. Sekundenlang sehe ich grenzenlose Verwunderung in ihren Augen, dann drehen sie mir die Schweife zu und grasen weiter, nur ein kurzer Hauchlaut ist zu hören, wenn sie Gras zupfen. Schnalzend strecke ich die Hand aus und versuche, mich ihnen zu nähern.

Der Graue hat mir den Kopf ganz zugewandt, während der Braune nur mit einem blitzenden, wachsamen Auge zu mir schielt. In diesem Auge ist so viel Tiefe zu spüren, als ob ein Häuflein Erde, dem eine Form verliehen und das mit Eigenschaften lebender Materie ausge-

stattet wurde, mich und meine Absichten zu verstehen sucht.

Ich schnalze so liebevoll wie möglich und mache noch einen Schritt vorwärts.

Der Graue legt dem Braunen den Kopf auf den Hals, seine Lippen beben sacht, die Nüstern blähen sich, und über den gebogenen Hals läuft ein Zittern, als flögen große Fliegen unter der Haut. Auch der Braune grast nun nicht mehr, und dann galoppieren beide wiehernd davon.

»Ach, ihr Dummerchen«, rufe ich ihnen nach. »Ich will euch doch nichts tun, nur ein bißchen streicheln. Habt ihr Angst, ich will mich draufsetzen und ein Stück reiten? Braucht ihr nicht.«

Ich tue so, als beachte ich sie nicht weiter. Die Pferde beruhigen sich und grasen wieder. Mit dem freundlichsten Lächeln versuche ich noch einmal, mich ihnen zu nähern. Sie lassen mich heran, als ich aber den gebeugten Hals des Braunen berühre, zuckt er ängstlich zusammen. Der Graue zupft Gras, aber das mir zugewandte Auge verfolgt jede meiner Bewegungen.

»Na, seht ihr«, rede ich ihnen gut zu. »Und ihr habt solche Angst gehabt. Bin doch nicht so gemein, daß ich euch schlagen oder irgendwas antun könnte.«

Das Fell des Braunen ist feucht, die Pferde haben anscheinend die ganze Nacht auf der Weide verbracht. Aber wenn man die Hand länger darauf ruhen läßt, merkt man, wie heiß es darunter ist, die Haut scheint direkt Wärme auszustrahlen. Ich nehme diese duftende Wärme auf, meine Hand streicht über die Mähne, ich strecke schon die andere Hand aus, um mich festzuhalten und aufzusitzen, aber da springt der Braune, der in

meiner Bewegung etwas Verdächtiges entdeckt hat, plötzlich zur Seite, und sofort folgt ihm der Graue nach. Den Rücken gebogen und mit beiden Vorderhufen die Luft durchpflügend, entfernen sich die beiden in leichtem Galopp.

Wie oft ich ihnen von nun an nachgehe, sie lassen mich nicht mehr heran. Eben noch fast zahm, sind sie nun vollkommen unzugänglich, besonders der Braune. Er grast nicht, sondern hat den Kopf erhoben, tut so, als blicke er vor sich hin und schnuppere den Kleeduft, in Wirklichkeit aber beachtet er jede meiner Bewegungen.

»Ich möcht doch bloß ein ganz kleines Stück reiten«, bitte ich. »Nur einen Katzensprung, nicht mehr. Bleibt doch stehen, habt keine Angst ...«

Beide Pferde lauschen. Der Graue hat ein Ohr angelegt, und in seiner Haltung spüre ich eine kluge, fast menschliche Ironie. Der Braune schnuppert nach wie vor den feuchten Duft von Klee und Krauseminze, beobachtet mich aber in Wirklichkeit. Nein, besser, ich verberge meine Absichten nicht, und ich gehe mit langen Schritten auf sie zu ...

Sie sehen mich beide an. Als ich die Hand ausstrecke, stieben sie zur Seite. Sie traben gemächlich davon, es wirkt nicht wie Flucht. Auf dem taubedeckten Wiesenteppich bleiben dunkelgrün ihre Spuren zurück. Ich möchte die Pferde zurückrufen, aber die Worte bleiben mir im Halse stecken, und ich habe das Gefühl, als drücke mir jemand immer mehr die Kehle zu. Ich wische mit der Hand die Augen trocken, die Pferde aber traben ohne Eile weiter und weiter. Schon sind sie dort, wo die grünen Wellen eines Roggenfeldes an die Wiese schlagen. Dann sind sie auch da vorüber. Ich

bleibe so lange stehen, bis sie ganz in der Ferne anhalten, aber nicht wieder grasen, sondern mit erhobenen Köpfen reglos verharren.

Inzwischen ist die Sonne aufgegangen. Die Wolkenschwingen haben sich verflüchtigt, die Himmelsbläue ist höher gestiegen und kräftiger geworden. Jetzt ist schon der ganze Himmel gleichsam aus einem seltsamen, durchsichtigen Wachs geformt und mit Immergrün bestreut. Wiesen und Felder haben sich verändert. Der Nebel hat sich aufgelöst, nirgendwo mehr sind die hellen, zerfransten Schwaden zu sehen, und nur auf dem Grunde der Schlucht, dort, wo Schatten ist, bebt gleichsam die Kühle. Sicher streichen keine Träume mehr den Weg entlang, sondern ein Staubvorhang wird darüber schweben, der nach raschelnder Wärme riecht. Die Träume sind aufgescheucht worden vom Quietschen der Fuhrwerksräder, vom hastenden Gedröhn der Autos.

Langsam wandere ich weiter, muß aber immer wieder an die beiden Pferde denken. Das Gefühl eines unerwarteten Verlustes will nicht weichen. Als hätte ich eben eine Freude erleben können und sie doch nicht erlebt. Die Wiese vor mir ist ganz hell geworden, der Wind streicht nur noch sacht über die Graswogen, und die Kamillen wiegen sich leise auf dem Stengel. Es ist, als liege über allem ein unaussprechliches und glückliches Lächeln. Ich drehe mich um. Die Pferde sind kaum noch zu erkennen, stehen nach wie vor mit erhobenen Köpfen da und grasen nicht. Ein Windhauch schmiegt sich an meine Brust wie ein Kind, streichelt mir das Gesicht, die Brauen, und in seinen Berührungen spüre ich die Liebkosungen meines Sohnes. Da sind auch schon der kleine, von Schilf eingerahmte Bach und die Gärten und

Strohdächer zwischen den Bäumen zu sehen, und irgendwo wartet auf mich die Chaussee, auf der ein Bus mich entführen wird . . .

Jetzt, da ich an jenen Morgen denke, sehe ich immer noch deutlich den mit spitzen Tautropfen übersäten Klee vor mir, die Glasperlenketten auf der Melde, die Spinnweben auf dem Schlehenstrauch. Ich träume sogar die Träume der Feldblumen und Kräuter, die Träume, die so lange über den Sandweg streichen, bis die Pflanzen selber erwacht sind. Ich spüre die Weite des Himmelzeltes, die mit den ersten Sonnenstrahlen weicht, so wie die Stimmung verschwindet, von der alles im Morgengrauen durchdrungen war, denn die Pappeln am Dorfrand sind aus ihrem sprachlosen Entzücken erwacht. und über die Wiesen wallt kein weißer Nebel mehr. Sogar das Gefühl des unerwarteten Verlustes – als ich so gerne reiten wollte, die Pferde mich aber nicht heranließen und mit wehenden Mähnen dem Sonnenaufgang entgegentrabten -, sogar dieses bittere Gefühl verfolgt mich heute noch. Die Kehle krampft sich mir zusammen. und ich muß unwillkürlich lachen, obwohl mir gar nicht danach zumute ist. Ich spüre sogar, wie ein Windhauch sacht meine Brauen streichelt, wie er sich darin verfängt und keinen Ausweg findet ...



## Großmutter Horpynas Abend

Sie sitzt immer auf der Bank vorm Haus. Alt, gebückt, auf den knorrigen Stock gestützt, wärmt sie sich in der Sonne. Und so wie die Sonne von Osten nach Westen wandert, wandert auch das Gesicht der Greisin mit. Sie möchte, daß so viel Sonnenstrahlen wie möglich auf die tiefen Falten, auf das dunkel gewordene Gesicht fallen. Es ist Ende Juni, die große Hitze hat eingesetzt, in dieser Zeit ist die alte Frau entspannt und zufrieden. Sie möchte nichts tun, sich nicht bewegen, an nichts denken, einfach so auf der Bank sitzen, die rissigen schwarzen Hände auf den Stock gestützt, und zuhören, wie die Spatzen im Kirschgarten tschilpen und die Hühner gackern. Oh, diese Nachbarshühner! Sie steht auf, geht langsam durch die Beete zum dunkelgrünen Hanfstreifen und krächzt - woher hat sie bloß diese Stimme?

»Kschsch, ihr Verdammten! Krepieren sollt ihr! Daß euch der Teufel . . . «

Ein oder zwei Hühner fliehen erschrocken aus dem Kartoffelkraut und flattern über den Graben davon. Die Alte schreit hinterher: »Alles Schlechte wünsch ich euch! Ihr sollt kein einziges Ei legen! Die Schlünde sollen euch anschwellen!«

Sie flucht und schimpft hingebungsvoll, selbstvergessen. Manch einer bleibt stehen und schüttelt verwundert den Kopf. Eine Zunge hatte die Alte!

Die Hühner sind längst aus dem Garten, aber die Greisin wirft immer noch Erdbrocken und schimpft. Dann dreht sie sich langsam um, fährt tastend mit dem Stock den Weg entlang und geht zurück. Und wieder sitzt sie, reckt ihr ausgedörrtes, längliches Gesicht der warmen Sonne entgegen, döst vor sich hin und spricht mit sich selber. Sie merkt, wie die Zeit vergeht. Sie klingt wellenförmig um sie herum, fließt und fließt, und die Alte schaukelt leise mit dem Strom mit, schließt die Augen, und schon ist ringsum dunkle Nacht - sie ist eingeschlummert ... So habe ich sie für immer in Erinnerung: Gebückt, ausgetrocknet von Alter und Krankheiten, zusammengeschrumpft, sitzt sie mit geschlossenen Augen da und wiegt ab und zu den Kopf hin und her. Dann hebt sie ihn, hält ihn eine Weile angestrengt gerade, doch schon sinkt er wieder herunter. Ich würde gerne wissen, woran die alte Frau denkt. Denkt sie überhaupt an etwas? Vielleicht lauscht sie nur, wie in ihren Ohren monoton die Zeit rauscht, spürt mit dem ganzen Körper, wie die Sonne über den Himmel wandert, und läßt unbewußt ihr Gesicht mitwandern?

Das kleine Mädchen wußte, daß keiner so süße Birnen hatte wie Großmutter Horpyna. Sie hießen Butterbirnen und waren groß und rundbäckig. Noch hingen sie fest an den Zweigen und fielen nicht herunter. Aber etwas später, wenn sie von der Sonne schwer geworden sind,

werden sie sich plötzlich losreißen und durch das blanke Laub ins Gras fallen. Dann werden sich vor Großmutter Horpynas Gehöft die Kinder einfinden, die kleinen und die etwas größeren, der Speichel wird ihnen im Mund zusammenlaufen, und mit hungrig glänzenden Augen werden sie auf den dumpfen Birnenfall horchen.

Vielleicht ist die Großmutter jetzt gar nicht zu Hause? Das Mädchen kletterte vorsichtig über den Flechtzaun und schlich an der Hauswand entlang zur Ecke. Aber die Großmutter schien wohl auf sie zu warten. Sie saß auf der Bank, hatte die Hand vor die Augen gelegt und tat so, als sähe sie nichts. Dem Mädchen blieb nichts anderes übrig, als ihr guten Tag zu sagen.

»Wie?« Die Großmutter verstand nicht und sah sich erschreckt um. »Ach, du bist es, Tatjanka! Was schleichst du dich denn so leise ran?«

Ah, dachte das Mädchen schlau, als ob du mich nicht gesehen hättest! Aber so schnell kriegst du mich nicht. Brauchst dir gar nichts einzubilden.

»Ach, bloß so, Oma Horpyna«, sagte sie. »Ich wollt nur fragen, wie's Ihnen geht, was die Gesundheit macht.«

Bei sich dachte sie: Mama hätte sofort gemerkt, was dahintersteckt, aber die Großmutter merkt nichts, die ist alt. Bei ihr soll ja schon der Sand rausrieseln. Sie schaute nach, ob noch keiner zu sehen war. Aber nichts rieselte, die Bank war sauber, und auf dem Hof wuchs Gras.

»Wie soll's gehen, 's geht eben so«, winkte Großmutter Horpyna unbestimmt ab und schloß wieder die Augen. Tatjana sah ängstlich nach ihrem Stock. Wenn sie die Oma nicht rechtzeitig gesehen hätte, hätte sie den Stock vielleicht tüchtig zu spüren gekriegt. Die Großmutter saß eine ganze Weile stumm da, der Kopf sank immer tiefer, und das Mädchen dachte schon, sie sei eingeschlafen. Um sie aufzuwecken, sagte sie: »Ich war heute auf dem Feld.«

Da die alte Frau gar nicht reagierte, sondern nach wie vor stumm auf ihrem Platz saß, wiederholte Tatjana lauter und hartnäckiger: »Ich war heute auf dem Feld.«

»Wie? Auf dem Feld? Und wie ist's da draußen?« Auf Horpynas Gesicht erschien ein schwaches Lächeln, das bei ihr starkes Interesse bedeutete. Aber Tatjana konnte noch nicht in dem faltigen, häßlichen Gesicht lesen, und so sagte sie leichthin: »Gut! Die Ernte ist grad im Gange!«

»Die Ernte ...«, hauchte die Großmutter und schloß die Augen.

Tatjana glaubte, sie wäre wieder im Einschlummern, aber vor dem inneren Auge der Greisin erstand ein großes, helles Feld mit hohen, gelben Weizenhalmen, mit schweren Roggenähren, am Wege blühte junger wilder Mohn, im Getreide schaukelten in blauen Wellen die Kornblumen, und über einem Meer von Wegwarte brummten bernsteinfarbene Bienen. Überall Menschen, herber Schweißgeruch, am Horizont zittert die heiße Luft, und sie, Horpyna, sitzt nicht mehr vorm Haus, sondern ist eine junge Frau, geht lächelnd übers Feld, beugt sich leicht über eine Korngarbe und bindet sie so fest, daß sie auch ein starker Mann nicht gleich aufkriegt. Wieviel Garben hatte sie in ihrem Leben gebunden, wieviel Arbeiten verrichtet! Gott allein wußte es! Dicht neben ihr roch es nach sonnenwarmem Korn, und dieser kräftige Geruch kitzelte in Mund und Nase. Dann wieder schien es der Alten, als liege sie auf einem Haufen

Roggenstroh, die müden Arme unterm Kopf verschränkt, und über ihr schweben die Wolken am Himmel dahin, schwebt die Zeit mit kaum hörbarem Klingen. In der Nähe singen die jungen Frauen von den vollen Kornkammern, die endlich die reichen Gaben der Felder aufgenommen haben ... Sie öffnete die Augen. Vor ihr stand Tatjanka, lagen die Gärten, es war heiß, und die alte Horpyna spürte auf einmal wie nie zuvor, daß sie schon alt war, daß sie die Arme gar nicht mehr heben konnte - und die Erinnerungen eilten davon, zerstoben unwiederbringlich in den Winkeln ihres Gedächtnisses. Aber die Erinnerung an die eben noch einmal erlebte Jugend, die Erinnerung an ihre Kraft und Arbeitsfreudigkeit verließen die Greisin nicht. Sie spürte eine angenehme Erregung in der Brust, in den Armen und Beinen, wo das ruhige, erkaltete Blut pulsierte. Und die Großmutter erhob sich, ging durch die Beete und krächzte laut: »Kschsch, ihr Verdammten! Schert euch weg, wühlt mir nicht die Zwiebeln und die Gurken um!« Denn das war in der letzten Zeit die Arbeit, die ihr das Alter beschieden hatte.

Ein Gewitter zog auf. Die Alte spürte den herannahenden Regen am Ziehen im Kreuz und einem Stechen wie mit tausend Nadeln in den Beinen. Bald darauf grollte ein gutmütiger Donner, es wurde dunkler und kühler, ganz in der Nähe krähte dreist und verwegen ein Hahn. Horpyna ging eilig ins Haus, zog sich etwas Warmes an, um sich vor Feuchtigkeit zu schützen, schloß den Keller polternd mit einem schweren Deckel, legte Strohmatten auf die zum Trocknen ausgelegten Zwiebelketten und trug ein paar Krüge in den Flur, die man zum Trocknen auf Zaunpfosten gestülpt hatte. Sie waren noch warm von

der Sonne, rochen innen nach Milch und Salzgurkenlauge, und als Horpyna sie auf den Boden stellte, tönte es kurz, aber hell: »Bamm!«

Tatjanka tauchte wieder auf. Sie war nur kurz auf die Straße gerannt, um nachzusehen, ob die Herde noch nicht von der Weide käme, dann hätte sie ihre Kuh gleich mitgenommen, aber das Vieh war noch nicht da. Auf der Straße erhob sich eine leichte Staubsäule, die Laub, Papierfetzen und Strohhalme mitführte. Vom kleinen Fluß her roch es nach Wasser und Moder. Das Mädchen drehte sich auf einem Bein herum und ging wieder zur Großmutter Horpyna. Sie wollte doch so gerne die zuckersüßen Birnen kosten. Aber das konnte sie nicht so direkt sagen, daher begann sie hintenherum.

»Großmutter!«

»Was denn?«

»Sehen Sie, was da für Wind aufkommt?«

»Ja, seh ich, und?«

»Der weht Ihnen noch alle Äpfel vom Baum!«

»Gott verhüt es!«

»Und die Birnen auch!«

»Die Birnen auch, sagst du?«

»Na ja.«

»Die Mutter Gottes mag's verhüten!«

»Wissen Sie, Großmutter, was jetzt an der Kolchosscheune los ist?«

»Nein, weiß ich nicht.«

»Da schaufeln die Mädchen das Korn zusammen und decken's mit Zelttuch ab, damit's nicht naß wird.«

Großmutter Horpyna dachte über das Gehörte nach. Schon platschten einzelne Tropfen schräg auf die weißen Wände und hinterließen lange Streifen. Ein Tröpfchen fiel direkt auf Großmutters Nasenspitze und verharrte ängstlich darauf.

»Dann muß man ihnen helfen«, meinte die alte Horpyna nüchtern, aber in einem Ton, als zweifle sie, ob es sich lohne oder nicht. Sie fügte hinzu: »Dann muß man ihnen zur Hand gehen.« Jetzt war kein Zweifel mehr in ihrer Stimme.

Sie schloß die Zimmertüren und die Haustür ab und humpelte mit angehobenem Rocksaum vom Hof. Sie glaubte, je rascher sie ein Bein vors andere setzte, desto schneller würde sie zum Speicher gelangen. Aber sehr bald geriet sie außer Atem und ging langsamer, obwohl hartnäckige Tropfen sie einholten.

»Gott schickt euch Hilfe, Mädchen!« sagte sie, als sie endlich den Kolchoshof erreicht hatte, und nahm, ohne zu fragen, eine Schaufel, die bei der Worfelmaschine stand.

»Wolln Sie etwa auch helfen?« fragten die Mädchen. »Will ich. Zieht ein Gewitter auf, man kann doch das Korn nicht verderben lassen.«

Und sie machte sich daran, den Weizen zu schaufeln. Ihre hageren, dunklen Hände spannten sich so, daß die dunkelblauen Adern im nächsten Moment zu platzen schienen, und die Nackenwirbel stachen spitz und bedrohlich hervor. Die Mädchen sagten nichts. Mochte die Großmutter nur arbeiten, wenn sie wollte, hatte sie doch ihr Leben lang am Speicher gearbeitet. Und die Mädchen fuhren fort, sich unter Gekicher zu erzählen, was für komische Sachen sie mit den Burschen erlebt hatten. Guck an, die jungen Dinger, dachte die alte Horpyna schwer atmend. Nichts als Bengels haben sie im Kopf, diese Schamlosen.

Als sie endlich alles geschafft hatten, stellten sie sich in der Scheune unter und lauschten auf den niederrauschenden Regen. Großmutter Horpyna hatte sich auf ein paar Leinensäcken niedergelassen, lehnte den Kopf gegen die Wand, streckte die Beine von sich und schloß die Augen. Die Mädchen alberten und lärmten herum. Als eins von ihnen, ein dickliches, pockennarbiges Mädchen, unabsichtlich die alte Frau anstieß, rutschte sie langsam von ihrem Sackhaufen an der Wand entlang und legte ihren aschgrauen Kopf auf die Säcke.

»Was haben Sie denn, Großmutter?« fragte das pokkennarbige Mädchen mit ersticktem Lachen und beugte sich über die Greisin. Der Kopf der alten Horpyna schaukelte von einer Seite zur anderen, während ihr Körper langsam zu Boden glitt.

»Was ist denn, Großmutter?«

Erschrockene Gesichter beugten sich über sie. Die frische Röte wich nicht so schnell, um der Trauer Platz zu machen. Bei der einen oder anderen zuckten die Mundwinkel immer noch unwillkürlich vor Lachen, und der Frohsinn wollte nicht aus den Augen weichen.

»Sie ist tot ...«

Die Mädchen schwiegen. Sie wußten nicht, was man in so einem Falle sagte, wenn alles so unerwartet kam. Das pockennarbige Mädchen dachte sogar daran, daß es gut sei, daß die alte Frau so einen schönen Tod hatte. Sie hatte ihr Leben lang gearbeitet und war mitten in der Arbeit dahingeschieden. Ihr war ja alles nicht mehr leichtgefallen. Sie wußte ja gar nicht mehr, wie alt sie war. Daher war es gut, daß alles so endete.

Zur gleichen Zeit schlich Tatjanka in Großmutters Garten und sammelte im strömenden Regen Birnen auf. Sie waren naß, kalt und glitschig. Als das Mädchen ein paar davon in die Bluse steckte, schauderte es unwillkürlich vor Kälte. Es war schon dunkel. Der Himmel wurde ab und zu auseinandergerissen und grollte wütend, erhellt von milchweißen Blitzen. Jedesmal zuckte Tatjanka zusammen aus Angst, ein Blitz könne sie treffen. Sie versteckte die Birnen nicht nur unter der Bluse, sie aß auch welche nebenbei, schnell, gierig, weil sie doch schon so lange Appetit drauf hatte. Die Birnen waren süß, fest, das Gehäuse schmeckte nach nichts. Wenn sie noch ein bißchen hängen oder im Gras liegen würden, dachte Tatjanka bedauernd, dann wären auch die Kerne dunkel und süß, dann würden sie noch besser duften. Eine Birne schmeckte überhaupt nicht, das Mädchen schleuderte sie in ein Johannisbeergebüsch.

Aber dann war es Zeit zu verschwinden. Großmutter Horpyna würde gleich kommen. Mit einer Hand hielt sie das Röckchen mit den Birnen auf, die andere stützte sie gegen die pralle Bluse, und so schlich sie gebückt und sich nach allen Seiten umsehend durch den Garten und verschwand schnell in der schmalen Gasse.



### Lagerfeuer in der Nacht

Die Blätter sind von den Bäumen gefallen. Vor kurzem noch prangten sie in herbstlichen Farben, schwebten nach unten, und jetzt stehen die Bäume kahl. Sie haben auch nachts geprangt, die Blätter, als nichts zu sehen war. Und sie sind auch nachts, nicht nur am Tage, zu Boden geschwebt. Aber das blieb dem Auge ebenfalls verborgen. Nur erraten kann man, wie sie nachts prangen und herunterfallen. Ich weiß, daß es in der Senke eine ganze Menge Blätter gibt. Man kann sie zusammenkehren und ein Feuer anzünden. Drei Linden hat es dorthin verschlagen, sonst wächst nichts da, nicht einmal Schlehensträucher. Und ringsum liegen die Felder, bereits umgepflügt oder noch mit Stoppeln bedeckt. Ich hoffe, daß ich solche trockenen, roten Blätter zusammenharken kann, obwohl ich noch weit, sehr weit zu gehen habe, aber zugleich hab ich auch Angst, der Wind könnte sie schon auseinandergefegt haben. Was werde ich tun, wenn sie schon in alle Winde verstreut sind?

Unter meinen Füßen kracht die Eiskruste, die die Pfütze auf dem Weg gebannt hat. Zuerst knirscht sie hell, dann bricht sie mit einem hohlen Geräusch. Und als ich weiter über die Kruste gehe, birst sie noch mit feinem Klang, aber unter dem eisigen Wohlklang lärmt es bereits dumpfer, weicher. Der Weg ist weiß bereift und hart, von Frost umklammert. Am Ufer weidet kein Vieh mehr. Graue Melancholie breitet sich aus. Drei Enten schwimmen langsam hintereinander, als wären sie miteinander verknüpft, auf dem Teich, ohne die eintönige, ermüdende Linie der Bewegung zu unterbrechen.

Ich schreite ruhig und gemächlich dahin, spüre noch keine Erregung, obwohl ich weiß, daß sie bald in mir aufklingen wird. Ich kann den Augenblick nicht bestimmen, wann sie einsetzen wird - vielleicht rührt sie sich schon unmerklich in mir: ich wandere also ruhig dahin, schaue nach allen Seiten, als wollte ich diese sonderbare, vorsichtige Erwartung ganz und für immer in mich aufnehmen. Noch wohnt in mir nur ein einziger Gedanke daß sie heute kommen wird. Sie hat nicht geschrieben, daß sie mich besuchen will, wir haben nichts miteinander ausgemacht, als wir zusammen waren, schon gar nicht, wo wir uns treffen würden. Dennoch bin ich hinausgegangen in die weiten, erwartungsvollen Felder, mal hell, mal dumpf klirrt unter meinen Füßen das Eis, ich gehe zu der Stelle, wo der Pfad von der Bahnstation den Weg kreuzt, der zu unserem Dorf führt. Sie kann nur hier entlangkommen.

Ich weiß noch sehr gut, wie in mir die Gewißheit wuchs, daß sie kommen würde. Es war im Unterricht. Vielleicht mache ich mir auch nur vor, daß es im Unterricht war, vielleicht hatte ich die Gewißheit schon früher, als ich darüber noch gar nicht nachgedacht hatte. Jedenfalls, wir schrieben Beispiele aus der Grammatik an die Tafel. Nacheinander traten die Kinder aus ihren

Bänken hervor, nahmen die Kreide und schrieben Wörter auf die schwarze Tafel. Die weißen Linien schienen ununterbrochen aus ihren Fingern zu rinnen. Dann schrieben die Kinder die Beispiele in ihre Hefte. Ein Wort nach dem anderen rann aus ihren Federn, ich hatte teil an diesem geheimnisvollen Prozeß, und plötzlich wußte ich, daß sie heute kommen würde. Es schien keineswegs so unverhofft, ich war auch sofort überzeugt, daß sie kommen würde, wie hatte ich das bloß nicht wissen können? Die Kinder indessen schrieben und schrieben, die Kreide hinterließ weiße, reifähnliche Spuren. Ich wußte schon, daß ich nach dem Unterricht durchs Dorf, hinaus in die Felder gehen und sie abends an der Weggabelung, in der Mulde erwarten würde. Ich würde ein Feuer entzünden, ein mit gelber Flamme aufsteigendes, würde die klammen Finger daran wärmen. Um mich herum würde die undurchdringliche, schwarze Nacht sich ausbreiten und mich mit seltsamer, sanfter Kälte umwehen.

Und jetzt gehe ich also durch die Felder, schreite leicht und mühelos aus. Ich spreche mit ihr, obwohl sie nicht neben mir geht. Sie ist jetzt noch wer weiß wie weit, aber ich erzähle ihr, wie ich diesen Herbst auf der Jagd war und mit der Schrotbüchse auf dem Wasser Enten geschossen habe. Warum ich ihr gerade von der Jagd erzähle, weiß ich nicht, aber ich möchte einfach meine jüngsten Erlebnisse mit ihr teilen. Wie mein Nachbar Kowal und ich bei grauem Morgennebel im sachte schaukelnden Boot gesessen haben, wie mein Gefährte lautlos in die vorgehaltene Hand gähnte, ich aber vor Erregung und vor morgendlicher Kühle zitterte. Über dem kleinen Wäldchen hatte sich der Himmel bereits hellwäßrig bezogen, die Wolken zeichneten sich deutlicher

ab, da schoß Kowal unerwartet. Jetzt, da ich mich an Kowals Schuß erinnere, zucke ich unwillkürlich noch einmal zusammen. Ich erinnere mich ganz deutlich, daß ich bei dem Schuß am ganzen Leib wie erstarrt war. Ich erzähle nichts Besonderes, und sie weiß das auch, aber sie erlebt zum erstenmal meine Jagd mit, während ich das schon wer weiß wie oft erlebt habe, es gefällt uns beiden, und sie lächelt insgeheim.

Wir hatten uns auf der Hochzeit meiner Schwester in einem Dorf bei Lwow kennengelernt. Im schwach erleuchteten Klubhaus spielte die Musik, und wir tanzten schweigend. Wir wollten wohl beide nichts sagen, drehten uns nur im Walzer, tranken auf die Gesundheit des Brautpaares, gingen über den stillen, sommerlichen Hof, am Himmel leuchteten hell die Sterne, Schweigen hüllte die Häuser ringsum ein, auch wir schwiegen. Ich war damals noch Student, was sie war, wußte ich nicht, wollte auch nicht fragen. Sie gefiel mir auch so. Warum sollte ich sie da unbedingt ausfragen, woher sie sei, was sie hierhergeführt habe, wo ich doch spürte, daß die Fragen nicht angebracht sein mochten, daß sie unser beider Stimmung verderben konnten? Wir tanzten weiter, es war angenehm, sich unter den Klängen der Musik, inmitten lachender, fröhlicher Menschen zu drehen und doch, gleichsam abgetrennt von allen, unter sich zu sein. Am nächsten Tag, einem Sonntag, kam sie nicht mehr zum Fest, meine Schwester sagte, sie sei schon am Morgen wieder nach Hause, nach Lugansk, gefahren, sie sei hier nur auf der Durchreise bei Verwandten gewesen. Also eine Zufallsbekanntschaft. Ich hatte nichts über sie erfahren. Nun, da ich keine Möglichkeit mehr hatte, sie nach Namen und anderem zu fragen, spürte ich Be-

dauern und Wehmut im Herzen. Erst später teilte mir meine Schwester in einem Brief ihren Namen und ihre Adresse mit. Sie heißt Lessja. Wir begannen uns zu schreiben. Sie arbeitet in einer Backwarenfabrik und macht ein Fernstudium an einer Fachschule für Energiewirtschaft. Ich lud sie zu mir ein, sie schrieb in scherzhaftem Ton, sie käme unbedingt, ich solle sie in nächster Zeit erwarten. Ich hielt das nur für einen Scherz, dachte, daß wir vielleicht später mal vereinbaren würden, daß ich sie besuchen käme. Aber heute im Unterricht, als unter den Kinderhänden die weißen Kreidelinien hervorwuchsen, als sie die Grammatikbeispiele von der Tafel abschrieben, war ich plötzlich überzeugt, daß sie heute kommen würde, daß ich ihr unbedingt entgegengehen müsse, weil ja der Zug abends eintraf und sie sich allein in der Dunkelheit verirren würde ....

Ich schreite leicht und mühelos aus. Heiter und froh ist mir ums Herz. Es ist, als ginge sie schon neben mir, obwohl ich sie erst abholen will. Ich stimme ein Lied nach dem anderen an, die Melodien wirbeln in meinem Kopf umher, ich greife mal die eine, mal die andere auf und denke schon wieder an die nächste. So wandere ich in einem stillen Chaos von Texten und Melodien, wir beide gehen gleichsam durch dieses Klingen, und ich spüre, wie meine Unruhe wächst, wie der Reif auf dem Wege immer unruhiger schimmert, wie die Felder grau werden. Keine Menschenseele ringsum. Doch dann sehe ich auf einmal ganz in der Ferne die Gestalt eines Jungen über ein großes Stoppelfeld eilen. Aber er kommt nicht auf mich zu, taucht nur dann und wann am dunstigweißen Horizont auf und hastet durch die Einöde.

Ich gehe noch eine ganze Weile so durch die Felder.

Parallel zu mir stapft in der Ferne der Junge. Dann wendet er sich nach rechts, wird im weißen Dunst immer kleiner und ist schließlich ganz aus meinem Blickfeld verschwunden. Ich gehe durch eine Mulde, über hartgefrorenen Ackerboden. Es dunkelt bereits. Bald sehe ich meine einsamen, aufgeplusterten Linden vor mir. Aus der Dämmerung auftauchend, kommen sie immer näher, wachsen vor meinen Augen, und bald stehe ich vor ihnen. Hier trifft der Weg von der Bahnstation auf die schmale Landstraße in unser Dorf. Hier also muß Lessja vorbeikommen.

Ich stehe ein paar Minuten da, aber es ist ungewohnt, nach dem langen Marsch so stillzustehen, und so gehe ich um die Linden herum, berühre jede einzeln mit der Hand. Die Bäume sind schon kahl, die Blätter liegen reifüberstäubt am Boden. Der Wind hätte sie bestimmt schon davongetragen, aber sie lagen in kleinen Mulden, umgeben von Unkraut. Ich mache mich daran, Laub zusammenzutragen, reiße auch hier üppig wuchernde, trockene Gräser mit, von denen feiner Reif herunterrieselt. Bald hauche ich schon in die klammen Finger und hüpfe herum. Hoch über mir kreist hartnäckig eine Krähe. Unmerklich läßt sie sich ein wenig herunter, und bald dringt ihr grobes Krächzen, das sie ab und zu ausstößt, an mein Ohr. Mir ist es unangenehm, daß sie gerade über meinem Kopf so suchend kreist, ich nehme einen gefrorenen Erdklumpen auf, schleudere ihn hoch, aber er fliegt nicht weit und fällt lächerlich und sinnlos zur Erde. Ich setze mich auf den Laubhaufen, starre zu Boden, halte mir die Ohren zu und sehe das bereifte Gras vor mir.

Als ich nach einer Weile den Kopf hebe, ist die Krähe

verschwunden. Ich freue mich, daß der Himmel klar ist und nichts mehr über mir kreist.

Dann fällt mir ein, daß sie ja jetzt schon durch die unbekannten, abendlichen Felder gehen mag, daß alles sie hier erschrecken könnte und ich ihr unbedingt entgegengehen müsse. Ich brauche ja gar nicht mehr weit zu gehen, und dann treffen wir uns. Ich gehe, renne fast. Zuerst laufe ich bis zu einem Stoppelfeld, mein nächstes Ziel sind Sonnenblumenstengel und dann Telegrafenmasten, die sich als schmale graue Kette durch die Felder ziehen. Aber Lessja ist nirgends zu sehen. Sie ist noch nicht da, der Zug kommt ja später. Und ich wandere traurig zurück. Inzwischen ist es dunkel geworden. Ich sitze auf dem trockenen Laub- und Unkrauthaufen, nur die drei Linden umringen mich schweigend und stumm und ragen wie dicke, zottige Wesen aus der Dunkelheit auf.

Ich stelle mir vor, daß der Zug schon angekommen ist, stelle mir vor, wie er mit seinem mächtigen Scheinwerferstrahl die Dunkelheit durchschneidet, wie er donnernd weiterfährt, wie Lessja mit ihrem Köfferchen eilig die Station verläßt und ab und zu auf die Skizze guckt, die ich ihr gezeichnet habe, damit sie sich zurechtfindet, und die sie sicher schon auswendig kennt. Sie muß mit einem Köfferchen kommen, denn alle zwanzigjährigen Fernstudentinnen gehen jetzt mit kleinen Köfferchen. Außerdem fährt sie ja in eine unbekannte Gegend, und da hat sie sicher ihr neues Kleid, eine Bluse oder sonst noch was eingepackt. Und jetzt fürchtet sie sich, so allein zu gehen, bedauert schon, daß sie mir nicht geschrieben hat, ich solle sie vom Bahnhof abholen, so wäre es besser gewesen, aber nun ist nichts mehr zu machen, sie ist

selber schuld, sie will mir eine freudige Überraschung bereiten, will etwas tun, was uns beiden Freude macht.

Ich hole eine Schachtel Streichhölzer aus der Tasche. Die Schachtel ist klein und kalt, man mag gar nicht glauben, daß man nur ein Hölzchen anzustreichen braucht, damit wie ein wildes kleines Wesen ein Flämmchen aufzuckt, das den ganzen Laubhaufen in Flammen setzt. Ich schiebe Blätter und Gräser ein wenig beiseite, streiche die Hölzchen an, halte das Flämmchen vorsichtig in der hohlen Hand heran, und gleich darauf springt es auf die Grashalme über. Es ist beweglich und gefräßig, erfaßt immer mehr Halme und Blätter, um mich herum entsteht ein helles Knäuel, und ich sitze zusammengekrümmt in diesem Knäuel, wie in einem Nest. Die Nacht ringsum ist noch schwärzer, fast undurchdringlich geworden. Wenn plötzlich ein Halm stärker aufflammt, entsteht in der Dunkelheit ein Schlupfloch, durch welches das Licht dringt, und in dem Lichtstreifen sind die graubereiften Gräser, die Erdbuckel und Furchen zu sehen. Mein Schatten schwankt hinter mir auf und ab. Am Feuer hat er scharfe Konturen, aber weiter weg verschmilzt er mit der Nacht, löst sich in ihr auf, und ich kann mir nur schwer vorstellen, wie weit er reicht, denn er ist sehr groß. Er scheint bis zum Himmel zu reichen, den ich jetzt nicht sehen kann, weil er in der Höhe verschwunden ist.

Nach und nach werfe ich auch Reisig ins Feuer. Ich beobachte, wie sich die Zweige krümmen, wie sie zuerst von gelber und weißer Glut erfaßt werden, sich dann mit Asche bedecken, knacken, kaum spürbare Wärme abgeben, wenn ich mich zurückbeuge, um neues Reisig heranzuholen, und sengende Hitze ausstrahlen, wenn

ich den Finger darüber halte. Mir ist eigenartig zumute, wie ich hier so mitten in dieser Herbstnacht sitze, einsam auf sie warte und nicht weiß, wo sie jetzt sein könnte. Vielleicht denkt sie überhaupt nicht daran, mich zu besuchen, sondern macht zu Hause irgend etwas, ist zu einem Konzert in den Werkklub oder mit Freundinnen ins Kino gegangen. Sie hat ja soviel Möglichkeiten in Lugansk, ihrer Heimatstadt, wo ihr von Kindheit an alles vertraut ist. Ich fühle mich noch einsamer mitten auf dem herbstlichen Feld in der kleinen Schlucht. Es schmerzt der Gedanke, daß sie offenbar nur Spaß gemacht und gehofft hat, ich würde ihre Worte auch nur als Scherz auffassen. Es kann eigentlich auch gar nicht anders sein. Ich erinnere mich gut an die Zeilen in ihrem Brief, die ich als Scherz auffassen sollte. Als aber unter den Kinderhänden die weißen Kreidelinien hervorwuchsen, als die Kinder die Grammatikbeispiele an die Tafel schrieben, war ich überzeugt, daß sie kommen würde und ich ihr bis zur Weggabelung entgegengehen müßte.

Jetzt schüre ich das Feuer und warte auf Lessja. Wenn ich mich rühre, rührt sich auch mein Schatten. Es riecht nach Rauch und Reif. Die Stille wird nur selten unterbrochen durch das Knacken der Halme oder eine Bewegung meiner Füße. Ich schaue ins Feuer, dann hebe ich den Blick und starre in die Dunkelheit. Etwas Sonderbares regt sich in mir, als sei ich ganz allein auf der Welt oder in einer endlosen Weite und hätte niemanden, mit dem ich reden könnte und der mir zuhört. Plötzlich ist mir, als hätte ich überhaupt das Sprechen verlernt, als würde ich nie mehr ein Wort herausbringen. Und da versuche ich, irgendein Wort zu sprechen. Ich suche es

in den dunklen, riesigen und leeren Winkeln meines Gedächtnisses, aber da ist nichts, als sei nie etwas dort gewesen. In meinem Gedächtnis lebt nur ein Gedanke das Feuer, das vor mir hin und her schwankt und meinen Schatten tanzen läßt. Da entschließe ich mich endlich. öffne die Lippen und sage: »Feuer.« Zuerst lausche ich dem Klang meiner Stimme, staune, daß sie hier so fremd klingt, lausche, wie sie verhallt, im Nichts verschwindet, ohne eine Spur zu hinterlassen, denn sie ist in niemandes Bewußtsein eingedrungen. Ich versuche, mich an ein anderes Wort zu erinnern, krame in den Winkeln meines Gedächtnisses und finde - wer weiß woher - das Wort »Feld«. Unausgesprochen scheint es gewaltig zu sein, und so sage ich leise, unter Anstrengung: »Feld.« Lausche wieder auf den Klang, auf die nachfolgende Stille, beobachte, wie die Flammen züngeln. Ich suche nach einem dritten Wort, aber vergeblich. Mich ergreift Trauer, ja sogar ein wenig Angst. Ich werfe noch mehr Laub ins Feuer, und als es hell aufflammt, sich ein großes Lichtbündel über der Erde erhebt und auch mich einhüllt, weiß ich plötzlich das neue Wort, das ständig in mir war. Es ist noch größer als »Feuer« oder »Feld«. Es scheint endlos, uferlos zärtlich und erregend. Dieses Wort hat die ganze Zeit in mir geklungen, ich hatte nur nicht den Mut, es auszusprechen. Aber ich überwinde mich, öffne die Lippen und sage laut: »Lessja!« Und lache. Da sitze ich nun am Feuer, warte auf sie, obwohl sie gar nicht versprochen hat zu kommen, sondern nur Spaß gemacht hat. Ich aber warte auf sie, damit sie nicht vorbeigehe . . .

#### Über den Autor

»Die Schriftsteller der jungen Generation (wie natürlich auch alle anderen Schriftsteller) dürfen ihre Kindheit nicht vergessen - sie haben dazu kein Recht, weder vor den Gefallenen noch angesichts jener grausamen Wirklichkeit, die mit dem Stöhnen und Schreien der Kinder aus Vietnam und von allen anderen Orten des Erdballs, wo Gewalt und Ungerechtigkeit das Haupt erheben, zu uns dringt. Und man kann und darf nicht vergessen, daß die Literatur alle Perioden unseres Lebens darstellen mußseien sie einfach oder kompliziert gewesen. In einem schönen Volkslied kann man auf kein Wort verzichten - ebensowenig lassen sich Tage, die man selbst durchlebt hat, aus der Erinnerung streichen.« Mit diesen Worten verteidigte Jewhen Huzalo im Jahre 1971 »sein« Thema, mit dem er zu Beginn der sechziger Jahre in die Literatur eingetreten ist und zu dem er oft wieder zurückkehrt, gegen den Vorwurf einer Flucht ins Autobiographische. Die Kindheit und frühe Jugend seiner Generation im ukrainischen Dorf, die unter dem Zeichen von Krieg und Nachkriegszeit standen, liefern ihm das Material für die künstlerische Umsetzung der Tragik der Ereignisse. Damit wird ganz Individuelles gesellschaftlich bedeutsam, zeigen sich im Einzelschicksal große geschichtliche Abläufe.

Jewhen Huzalo wurde am 14. Januar 1937 in Stary Shywotiw im Gebiet Winniza als Sohn eines Lehrerehepaares geboren. Nach Abschluß der Schulzeit wandte auch er sich zunächst der Pädagogik zu – im Jahre 1959 legte er die Lehrerprüfung an der historisch-philologischen Fakultät des Pädagogischen Instituts in Neshyn ab. Im Anschluß daran arbeitete er in den Redaktionen einiger Zeitungen in verschiedenen Gegenden der Ukraine, siedelte später nach Kiew über, wo er nacheinander bei der Literaturzeitung »Literaturna Ukrajina« und als Redakteur im Verlag »Radjansky Pismennyk« tätig war. Heute lebt Huzalo als freischaffender Schriftsteller in Kiew.

Mit seinen ersten Erzählungen trat Huzalo 1961 an die Öffentlichkeit. Im Jahre 1962 folgte bereits der erste Sammelband mit dem programmatischen Titel »Menschen unter Menschen« (Ljudy sered ljudej), der eine äußerst produktive literarische Tätigkeit einleitete: So erschienen in den Jahren 1964 bis 1973 elf weitere Erzählungsbände (darunter Geschichten für Kinder) sowie eine repräsentative Auswahl (»Nowelly«, 1969). Mit »Todeszone« (Mertwa sona), 1967, einer Darstellung des Lebens im okkupierten Hinterland während des zweiten Weltkrieges, versuchte sich Huzalo darüber hinaus erstmalig im Metier des Kurzromans, der in der Folgezeit zu seinem bevorzugten Genre wurde. Hier sind vor allem die beiden Werke »Landlehrer« (Silski wtschyteli), 1971, und »Schulbrot« (Schkilny chleb), 1972, zu nennen, in denen die Frage des gegenseitigen Vertrauens im Verhalten zwischen den Menschen – wiederum auf der Grundlage eigenen Erlebnismaterials – in den Mittelpunkt gestellt wird. Zu Huzalos jüngsten Büchern gehört der Zyklus von Kurzromanen »Bereshansker Porträts« (Bereshanski portrety), 1975, der dem Alltag im heutigen Dorf gewidmet ist. Seine Werke wurden ins Russische sowie in andere Sprachen der Sowjetunion. außerdem ins Deutsche, Polnische, Bulgarische, Tschechische, Ungarische, Rumänische, Englische und Portugiesische übersetzt.

Huzalo knüpft an Traditionen der realistischen ukrainischen Erzählkunst an. Psychologisch betonte Wirklichkeitsanalyse verbindet sich bei ihm mit verhalten lyrischer Sicht auf die Dinge und Erscheinungen des Lebens. Mit großer poetischer Meisterschaft werden menschliche Beziehungen gestaltet, wobei sich im Unscheinbarsten wesentliche Züge einer neuen Zeit andeuten. Immer ist es dabei der einfache, von vielen unbeachtete Mensch, der Charakterstärke und ein reiches Seelenleben offenbart. Fremde begegnen einander und trennen sich wieder, und nach der Verabschiedung bleibt oftmals ein Gefühl der Trauer zurück, das Bewußtsein, etwas im Leben verloren zu haben. Und dennoch ist der Gewinn für den einzelnen unvergleichlich größer – er ist einem anderen Schicksal begegnet, das ihn nicht gleichgültig läßt . . .

Rolf Göbner

# HRYHIR TJUTJUNNYK

## Der Einzelgänger

Im Winter kann Oles entweder durch den Wald oder auf dem Fluß entlang zur Schule gehen. Letzteres ist bequemer, aber nach den ersten Frösten ist das Eis noch dünn, so daß die schwarze Untiefe durchscheint. Darum schärft ihm die Mutter jedesmal ein, wenn er aus dem Haus geht: »Hörst du, Junge, geh nicht auf dem Fluß lang. Das Eis ist noch zu dünn.«

Oles steht gehorsam in der Tür und hört zu. Er reicht kaum bis zum Riegel. Seine Augen sind dunkel und tief wie schattiges Wasser und weit aufgerissen, als wolle er die ganze Welt auf einmal in sich aufnehmen.

Oles mag den Winter. Er tritt gern als erster Pfade in den Schnee und stäubt mit Vorliebe die weißen Mützen von den Zaunspitzen, die dann nackt und schamhaft dastehen wie frischgebackene, kahlgeschorene Rekruten.

Außerdem zeichnet Oles gern alle möglichen Figuren in den Schnee. Er hockt sich nieder und führt den Finger mal hierhin, mal dorthin. Auf einmal wird ein Haus draus, aus dem Schornstein quillt Rauch, auf dem Zaun kräht der Hahn, den Schnabel weit geöffnet wie zwei Scherenspitzen. Oles steckt den kalt gewordenen Finger

in den Mund, schlägt die Stiefel aneinander und beschaut sein Werk, bis jemand vom Hof ruft: »Warum gehst du nicht in die Schule, Junge? Na warte, ich sag's der Mutter!«

Wie ein vom Schuß aufgeschrecktes Tier springt Oles auf, lacht mit feiner Stimme und flüchtet in die Kiefern.

Hier im Wald gibt es nur wenig Schnee. Da und dort lugen gefrorene grüne Grasbüschel durch das Weiße, ragen niedrige Baumstümpfe heraus mit Harz an den Einrissen, das braungelb ist wie alter Honig. Kein Laut ringsum. Nur manchmal rieseln ein paar Schneeklümpchen von einem Zweig, die der Wind von der Baumkrone heruntergepustet hat. Ganz in der Nähe klopft ein Specht ... poch-poch-poch. Oles beugt sich ächzend vor und äugt aufmerksam um sich. Sein Mantel ist aus dikkem, grobem Stoff, da fällt es einem kleinen, schmächtigen Jungen wie ihm schwer, sich vorzubeugen. Sein Atem geht keuchend, die Augen quellen vor, so daß ihm jeder Ast wie ein Vogel vorkommt.

Da, unter der alten Kiefer leuchten Kienäpfel! Plautz! Noch einer ist runtergefallen! Da ist also der Holzhacker!

Oles stellt sich auf Zehenspitzen und schleicht vorsichtig den kleinen Hang hinauf.

Als der Specht den Jungen hörte, stellte er sein Klopfen ein, drehte den rostroten Schnabel nach allen Seiten und richtete ihn auf Oles, als wollte er sagen, was hast du hier zu suchen? Dann zuckte er zusammen, schlug mit den Flügeln gegen die Baumrinde und war verschwunden. Im schmalen Astloch blieb ein Zapfen zurück. Oles hätte ihn sich gerne geholt und probiert, ließ es aber sein und preßte das Ohr gegen den Stamm. Der Baum schwankte

leise hin und her, unter der Rinde knirschte es kläglich, und unter Oles' Füßen rührten sich die Wurzeln – die Kiefer lag im Sterben...

Oles kratzte mit den Stiefeln Schnee über einem Wurzelende zusammen, trat ihn schön fest in der Hoffnung, daß nun die Kiefer nicht umfallen würde, und rannte durch den Schnee zur Schule.

Schon von weitem sah er die Brücke mit der Brüstung zu beiden Seiten. Dahinter leuchtete durch das Geflecht der weißverschneiten Bäume der rote Ziegelbau der Schule. Pappelstämmen gleich, stieg steiler Rauch aus den Schornsteinen. Es roch nach Torf und frühlingshaft nach feuchtem Weidenholz. Links von der Brücke lagen dunkle Wuhnen, in denen sich das Wasser leise kräuselte und in der Sonne blitzte – dort waren Quellen. Rechts von der Brücke, wo das Wasser flacher und das Eisdaher fester war, tummelten sich Massen von Schülkindern. Das Eis bog sich, krachte von Üfer zu Üfer, bauschte sich auf wie eine Leinwand überm Heuhaufen, wenn der Wind wehte. An den Brüchstellen strömte das Wasser in kleinen Bächen aus und ergoß sich über das Eis.

»He, Oles«, riefen ein paar Jungs. »Mach mit, wir trampeln das Eis auf!«

»Warum macht ihr das?« rief Oles zurück. »Ist doch noch viel zu dünn.«

Die Kinderschar lachte: Na, so ein Kauz!

Kampflustig zeigte Fedko Toikalo seine Zähne, wies auf Oles und schrie so laut, daß sein Hals ganz läng und dunn wurde: »Schlagt den Verräter!«

Er stürzte auf Oles zu, stieß ihm den Ellbogen im Gesicht und verschwand zwischen den Brückenpfählen.

Oles lächelte verlegen, fuhr mit dem nassen Handschuh über die Beule unterm Auge und schlitterte zur Schule. Unter den Füßen knackte das Eis friedlich wie Reisig im Wald. Am Auge zuckte es und war ganz schwer. Oles legte sich bäuchlings nieder, drückte die pochende Stelle aufs Eis und betrachtete den Grund. Er war trübe von feinem Schlamm, Luftbläschen stiegen auf, die rund und hell wie ein Wolfsauge am Eis haftenblieben. Die Strömung strich durch grüne Hornblätter, und mit dünnen Beinchen strampelten kleine spinnenartige Käfer, die versuchten, die rasche Strömung seitlich zu überwinden. Oles träumte von einer Hütte unter buschigem Flügelfarn. Er sitzt am Fenster und paßt auf die Fische auf. Wenn er will, kann er rausgehen, und keiner sagt was dazu. Er kann gehen, wohin er will. Da schwimmt eine Karausche vorbei. Er packt sie an den Rückenflossen. »Guten Tag, Tantchen! Wie geht's Ihnen?«

Oles schrie vor Entzücken auf und drückte die Stirn noch fester ans Eis.

Plötzlich huschte ein schwarzer Schatten durch die Wasserpflanzen und erstarrte seitlich zu einem länglichen Fleck. Oles kroch näher, riß die Augen angestrengt auf und ächzte vor Staunen: Ein Hecht! Zwischen seinen Zähnen zappelte eine kleine Plötze.

»Laß sie los«, hauchte Oles und hieb mit der Hand gegen das Eis. Aber der Hecht rührte sich nicht. Nur die Plötze war verschwunden. Oles sprang auf und stampfte mit dem Stiefel auf der Stelle herum, wo der Hecht stand, bis das Wasser hervorgluckste.

In der Schule klingelte es, nach und nach wurde es still. Oles aber saß mitten auf dem Fluß vor der mit Entengrün vermischten Wasserlache und weinte. Unter der Brücke schlug ein heftiger Wind gegen die Pfähle, fegte trockene Schilfblätter zu einem Haufen zusammen und wehte sie ans Ufer.

Oles stand auf, steckte die Bücher unter den Mantel und wanderte langsam zur Schule.

Die erste Stunde war Zeichnen. Matilda Petriwna, die ältliche Lehrerin, ging zwischen den Bankreihen hindurch, machte eine geheimnisvolle Miene und sagte langsam: »Und heute, liebe Kinder, wollen wir einen Blumentopf zeichnen.« Sie holte einen Topf aus ihrer Aktentasche und stellte ihn feierlich auf den Tisch.

Die Kinder zeichneten, so gut sie konnten. Beim einen wurde es ein Milchkrug, beim andern eine Tonschüssel oder etwas Ähnliches. Da sie das Loch auf dem Boden nicht zeichnen konnten, brachten sie es seitlich an. Oles ließ seinen Bleistift angestrengt übers Papier kratzen und schmatzte vor Eifer mit den Lippen. Als jedoch die Lehrerin vor seiner Bank stehenblieb, sah ihr von seinem Blatt ein Specht mit verächtlich zusammengekniffenen Augen entgegen, so als wollte er sagen: Was willst du hier?

»Oles, ich habe doch allen die Aufgabe gestellt, einen Blumentopf zu malen«, sagte Matilda Petriwna streng. Ihr gefiel der Specht, aber sie wußte nur zu gut, was Prinzipienfestigkeit eines Lehrers bedeutet, und fügte hinzu: »Dafür bekommst du eine Vier.«

In der Klasse wurde es ganz still. Die Bestschüler sahen ihren Gefährten, der eben noch zu ihnen gehört hatte, mitleidig an, und die Schwachen freuten sich, daß ihr Trupp sich vergrößerte. Oles suchte seine Bücher zusammen, stand auf und ging zur Tür.

»Wo willst du hin?« fragte die Lehrerin erstaunt. Oles erwiderte finster: »So was will ich nicht!« »Was willst du nicht?«

»So einen Topf zeichnen.«

»Warum denn nicht?«

»Weil ich lieber einen Specht zeichnen möchte.«

Während Matilda Petriwna noch überlegte, wie es um ihre Autorität stand, war Oles schon draußen, zog eilig seinen Mantel über und lief zur Haustür hinaus.

Im Schulgarten flatterten Kohlmeisen umher. Im Gestrüpp balgten sich Spatzen und pickten an den Kletten. Irgendwo bei den Weiden am andern Flußufer wurden Baumstubben gerodet. Peng-peng – dsing – die Axt war abgerutscht.

Oles stellte sich vor, wie schön es jetzt auf der Wiese wäre, und lief zum Weidengestrüpp.

Dort strolchte er bis zum Abend herum, betastete kalte Vogelnester, aß erfrorene Schneeballstrauchbeeren, bis ihm ganz stumpf im Mund wurde. Dann suchte er faulige Espenholzstücke, steckte sie in den Mantel, zog ihn über den Kopf und guckte, ob sie leuchteten. Im riedgrasverfilzten Gebüsch raschelte der Wind, piepsten Mäuse. Am Ufer rieben sich die Weiden aneinander und klagten leise.

Die Sonne brach sich einen schmalen Spalt durch die Wolken am Horizont, ein heller Strahl fiel auf die Wiesen. Oles blinzelte ihm fröhlich entgegen, schielte auf seine Nasenspitze und fing ein Goldtüpfelchen auf.

Gegen Abend senkten sich die Wolken herab, die Pappeln überm Dorf dagegen wurden größer und nahmen ein kriegerisches Aussehen an. Es war Zeit, nach Hause zu gehen. Oles schlich sich an den Gärten vorbei zum Dorfanger und wartete, bis die Kinder aus der Schule kamen.

Am Flechtzaun saßen ein paar Männer auf Balken oder hockten auf der Erde, rauchten Selbstgedrehte und führten ihre gemächlichen Gespräche.

»Guck mal, die Weide auf der Wiese ist ganz schwarz. Sieht nach Tauwetter aus.«

»Dann müßten die Fische ins Netz gehn.«

Die Schultür wurde aufgestoßen, Kinder strömten heraus.

Als die Jungen die Männer am Zaun bemerkten, fielen sie übereinander her, um zu kämpfen. Sie schüttelten und zerrten einander, lärmten, lauschten aber mit einem Ohr, was die Männer über sie sagten.

»Guck dir den Kampfhahn an!«

»Und der da ist wohl Natalkas Sohn.« Sie hatten Oles entdeckt. »Das issn ganz Friedlicher . . . «

»Ja, 'n kleiner Einzelgänger.«

Oles hörte es, verstand aber nicht, ob sie ihn lobten oder sich lustig über ihn machten.

Auf der Brücke wartete Fedko Toikalo auf Oles. »Hier«, sagte er errötend und steckte Oles eine noch warme, zerdrückte Pirogge zu. »Nimm schon, du Dussel, die ist mit Fleisch.«

Oles wollte gar keine Pirogge, freute sich aber, daß sich der Klassenkamerad mit ihm aussöhnen wollte, kramte hastig in den Taschen nach einem Gegengeschenk und holte ein paar duftende Hopfenranken heraus, verschiedengeäderte trockene Blätter, ein aus Garn und Ochsenhaar geflochtenes Nest einer Beutelmeise, das wie ein kleiner Wollpudel aussah.

»Guck mal, du bist ja ganz naß«, sagte Fedko und strich über Oles' Mantel.

Oles wurde noch aufgeregter, weinte fast vor Rührung

und dem süßen Gefühl der Freundschaft. Er drückte Fedko das Beutelmeisennest in die Hand. Fedko steckte es unter den Mantel und druckste herum.

»Die Lehrerin war vielleicht wütend, als du abgehauen warst ... hi-hi ... o Mann!«

Dann schlug er sich mit den Büchern auf den Hintern, rief »Hühott!« und rannte zum Fluß, um fremde Netze zu durchstöbern.

Im Dorf dämmerte es erst, während die Finsternis im Kiefernwald schon die Baumkronen zu einer dichten Kuppel zusammenrücken ließ. Oles hüpfte durch den Wald und bemerkte plötzlich, daß auch die Bäume hüpften, sich drehten, sich voreinander verbargen, als spielten sie Versteck. Und wenn Oles stehenblieb, blieben auch die Bäume stehen.

Auf der andern Seite des Waldes knirschte ein Schlitten durch den Schnee, Pferde schnaubten, und Großvater Prokip rief: »Hüa-hüa!«

Als er Oles sah, zog er die Zügel an.

»Steig auf, Jungchen, wir holen Stroh.«

Frohgelaunt stieg Oles auf, machte es sich bequem und winkte den Pferden zu. »Hühott!«

»Nanu, hast wohl 'ne Eins gekriegt?« fragte Prokip und entblößte das leere Zahnfleisch.

Verschämt hob Oles den Ärmel vors Gesicht. »Heute nicht. Bloß gestern.«

Sie fuhren an einer Mulde vorüber, die fast bis oben hin zugeschneit war. In den Feldern ragten schemenhaft Strohmieten auf wie eine kleine Siedlung.

»Hü-hüaa!« ächzte Prokip und schwang die Peitsche. Die Pferde legten die Ohren an und fielen in Trab. Aber die Kiefern hinter ihnen schwankten und rauschten, und Oles schien es, als blieben die Pferde stehen. »Großvater, was ist ein Einzelgänger?«

»Na, einer, der viel allein ist, der alles allein macht.« Prokip faßte sich mit spitzen Fingern an die Nase und schneuzte so laut, daß die Pferde zusammenfuhren und lostrabten. »Wer hat denn so was zu dir gesagt?« fragte er wenig später.

»Die Männer auf dem Anger.«

»Ach, diese Hornochsen. Hör nicht auf die.« Nach kurzem Schweigen fuhr er fort: »Stimmt natürlich, 'n fixer Bursche bist du nicht gerade. Schnüffelst immer irgendwo in der Erde rum. Mußt dich mehr an die Leute halten. Na, du weißt schon . . . dem einen eins mit dem Ellenbogen, dem andern mit Ehrerbietung . . . Und schon bist du'n Stück nach vorn gerückt. Aber Erster wirst du nicht, weil du den nichts einholst. So ist das!«

Oles schnaufte schuldbewußt. »Großvater, warum frißt der Specht Kiefernzapfen und der Hecht Plötzen?« »Weil jeder 'ne andere Natur hat.«

»Aber ich hab dem Specht keine Zapfen weggenommen«, rühmte sich Oles.

»Richtig. Was willst du auch damit? Ja, wenn du was findest, was sich lohnt, 'n Brett, sagen wir, oder 'n Nagel, dann nimm's.«

»Warum?«

»So was kann man immer gebrauchen.«

Beim Aufladen kletterte der Großvater mehrere Male von der Miete herunter und stampfte so auf dem Stroh herum, daß der Schlitten knarrte.

»Stampfen mußt du, Jungchen, stampfen!« keuchte er. »Ich schmeiß noch mehr runter.« Und er kletterte wieder auf die Miete.

Anfangs gab sich Oles Mühe, doch dann wurde er müde und setzte sich.

»Warum laden wir denn soviel auf?«

»Warum, warum?« gab Prokip aus der Dunkelheit zurück. »Ist doch für einen selber und nicht für die Schwiegermutter. Haha! Weißt du, was 'ne Schwiegermutter ist? Nein? Na, wenn du groß bist, erfährst du's. Ein verfluchtes Weibsstück!«

»Und wenn's den Pferden zu schwer wird?« beharrte Oles.

»Macht nichts. Dafür haben wir's leichter. Heiz tüchtig mit Stroh ein, und dann lieg auf dem Ofen, soviel du Lust hast. Ruh dich jetzt aus, danach stampfst du noch 'n bißchen weiter. Hast doch immerhin 'n bißchen Gewicht «

Sie fuhren erst in der Dunkelheit nach Hause zurück. Nasser Schnee puderte die Pferderücken weiß. Prokip knallte mit der Peitsche und fluchte.

Oles schnaufte wütend, und jedesmal, wenn Prokip ausholte, fuhr er ihm in den Arm, damit es die Pferde nicht traf.

»Schlag sie nicht«, bat Oles. »Du siehst doch, wie schwer sie ziehen müssen.«

Prokip seufzte, wickelte die Peitsche um die Hand, um sie nicht zu verlieren, und drehte sich zu Oles um.

»Hör zu, du Dummerchen, was ich dir sage. Und schreib's dir hinter die Ohren. Ohne Hiebe geht's nun mal auf dieser Erde nicht. Wenn du nicht schlägst, wirst du geschlagen.«

Er hüllte Oles in den muffigen Geruch seines lange nicht gewaschenen Bartes und krächzte ihm ins Ohr: »Kapiert?« Oles wurde traurig. Er sehnte sich nach dem Dorf, wo der Schnee dichte rötliche Netze um die Straßenlaternen flocht und die Fenster der Häuser freundliches Licht ausstrahlten.

Wie eine weiße Wand stand der Wald vor ihnen. Er rauschte nicht mehr und erschreckte die Pferde nicht. »Er schweigt«, sagte Oles leise.

»Weil er voll Schnee ist«, erklärte Prokip. »Der Wind kann die Zweige nicht bewegen, weil sie so schwer sind «

Zu Hause wartete Oles nicht ab, bis Großvater und Mutter das Stroh abgeladen hatten, sondern zog sich schnell aus und kletterte auf den Ofen. Eine Weile später stapften Schritte im Flur, und Großvaters Stimme war zu hören.

»Ich sag's ja«, brummte er. »'n fixer Bursche isser nich, Natalka. Is 'n Einzelgänger. Den zertreten sie. Der is doch noch wie 'n junger Baum.«

Dann trat der Großvater in die Stube und blickte zum Ofen.

»Bist durchgefroren, was, Jungchen? Halt die Füße schön ans Warme und leg die Wattejacke obendrauf.«

Oles grub sein Gesicht tiefer ins Kissen und weinte leise vor sich hin.

Prokip hob die Brauen. »Hm, was flennst du denn?« »Lassen Sie ihn in Ruhe«, bat die Mutter traurig. »Essen Sie schon.«

»Was denn?« brummte Prokip. »Hab doch gar nichts Schlimmes gesagt.«

Er aß hastig, die Augen schuldbewußt aufgerissen, schmatzte leiser als sonst und ließ Krümel in den Bart rieseln.

Oles merkte gar nicht, wie er einschlief. Im Traum bat er seine Mutter, ihm das Märchen vom Iwassyk-Telessyk zu erzählen, schrie erschrocken auf, als die Hexe die Eiche anknabberte, und lachte froh, als das Gänschen Iwassyk auf seine Flügel nahm. Im Morgengrauen rauschten wieder die Kiefern in der Kälte und krähten die Hähne auf dem Dachboden. Ein neuer Tag begann.



## Komet

Onkel Tychon macht sich unter den Zweigen der Strohweide am Boot zu schaffen.

Der Schlüssel knirscht im Schloß, als reiße der Wind nachts ein Tor auf.

»Tja, wenn ich jetzt 'n bißchen Petroleum hätte«, sagt Onkel Tychon, »dann würd's vielleicht aufgehn.«

Und dann hämmert er wohl mit einem Ziegelstein am Schloß herum. Kling, klang ..., geht es.

Mitten auf dem Fluß ragen im Mondlicht ein paar schwarze Stangen auf. Jemand muß über Nacht ein Netz ausgeworfen haben. Die Stangen werfen lange, dünne Schatten aufs Wasser, der Mond steht noch tief. Im Riedgras schreit ein Wasserhuhn, schlägt aufgeschreckt mit den Flügeln.

Ich sitze auf der Weide und schaukle sachte hin und her, damit die Zweige nicht abbrechen. Ich sitze und lausche dem aufkommenden Wind. Zuerst rascheln in der Nähe träge die Blätter der Schwarzpappel, dann überträgt sich das Rascheln auf die Eiche, Eicheln fallen ins Gras, die Erlen heulen tief wie ein Wirbelwind in den regennassen Flügeln einer Windmühle. Und der Wald

schließt sich an, lauter, hallender. Sicherlich werden so Flüsse, Gefühle, Musik geboren.

Oben rauscht es, aber unten auf dem Fluß bewegt sich kein einziges Schilfrohr. Das Wasser glänzt wie Honig in Bienenwaben.

Die Kette klirrt auf den Boden des Kahns. Das Ruder schlägt gegen die Bordkante.

»Na, dann mit Gott, wie man so sagt«, murmelt Onkel Tychon. Eine Welle rollt vom Ufer weg auf den Mond zu, schaukelt ihn, er wird zuerst lang und flach und dann wieder rund.

Onkel Tychon nimmt mich nicht mit, weil der Kahn zu alt ist. Wenn man den Finger ins Holz drückt, bleibt er drin stecken.

Das Boot schiebt sich wie ein schwarzer Keil aus dem Gestrüpp hervor, und Onkel Tychons Schatten gleitet übers Wasser, bis sein Kopf zu den Seerosen am anderen Ufer reicht.

Der Mond aber steigt höher und höher. Die gezackten schwarzen Schatten des Ufers schrumpfen immer mehr zusammen.

»Den fangen wir mit der Reuse ein«, sagt Onkel Tychon und meint damit den Mond. Bedächtig lockert er eine Stange und zieht sie aus dem Wasser. In der Reuse glänzt tatsächlich der Mond in kleinen Tröpfchen. Als sie aus dem Wasser auftaucht, klatscht es darin, und etwas Rotes blitzt auf. Eine Karausche. So ein .Schelm! Schlägt mit dem Schwanz einmal auf und liegt wie ein Ferkel in der Pfütze.

»Morgen kommt sie in die Pfanne oder in den Ofen«, verspricht Onkel Tychon.

»Karauschen sind hübsch«, sage ich.

»Stimmt, und sie haben auch schönes Fleisch, ganz süß.«

»Onkel Tychon, haben Sie schon mal 'n Wels gefangen?« frage ich.

»Klar, hab ich. Mit der Angel. Hast ihn dran, aber er, verstehst du, stemmt sich dagegen wie ein junger Bulle. Bis man ihn vom Grund los hat. Dann kommt er ganz brav hinterher. Hab schon mehrere gefangen. Wieso nicht?«

Onkel Tychon ist guter Laune, er freut sich, daß er was im Netz hat.

Auf einmal legt sich ein Schatten wie eine schwarze Brücke über den kleinen Fluß. Vom Uferhang ertönt eine barsche Stimme: »Tychon, du?«

Das ist Onkel Juchym. Er wird Onaiko genannt, weil sein Vatersname Onaijowytsch ist.

»Ja, Juchym«, antwortet Onkel Tychon beinahe unterwürfig. »Was ist denn?«

Am Ufer ist es still. Juehym ist den Pfad weitergegangen, ins Dorf.

»Onkel Tychon, warum haben Sie Angst vor Onaiko?« frage ich leise.

Er sagt wie zu sich selbst: »Guck an, will mir 'n Schreck einjagen. Warum? Denkt vielleicht, ich hab Angst vor ihm?«

Dann legt er am Ufer an, wirft den Fisch ins Gras, versteckt das Ruder, schnauft und murmelt vor sich hin. Der Kahn schaukelt unter der Weide. Das Wasser will sich einfach nicht beruhigen.

Wir gehen durch den Wald zurück, an der unheimlichen ausgebrannten, im Mondlicht schwarzen Eiche vorbei – ein Blitz hat dort mal eingeschlagen – und weiter durch ein Haselnußwäldchen. Ich würde gern in der Dunkelheit wenigstens zwei, drei Nüsse finden, obwohl sie natürlich noch ganz grün sind. Es riecht nach nassen Netzen, nach Fisch und schläfriger Brennessel.

»Warum ich vor Juchym Angst hab?« fragt Onkel Tychon und versinkt wieder in Schweigen. Er kramt aus der Tasche ein paar Krümel Tabak zusammen, setzt sich auf einen Baumstumpf und dreht sich eine Zigarette. Streichhölzer rascheln, eins flammt auf. Die Wattejacke glänzt auf der Brust, sie ist vom Bart mit der Zeit ganz fettig geworden. Die Zigarette brennt mit kleinem Flämmchen, Onkel Tychons Schnauzbart zischt.

»Verdammter Mist ...«, schimpft er. Und zu mir gewandt, sagt er: »Ich bin schuld, hab mich vor langer Zeit mal schäbig gegen ihn benommen.«

Die Zigarette ist ausgegangen, weil der Tabak rausgerieselt ist.

Irgendwo hinterm Flüßchen schreit ein Reiher. Er kann wohl nicht schlafen, weil der Mond so hell scheint.

»Na, dann wolln wir weiter. Ich erzähl's dir unterwegs.«

Bis zum Dorf ist es noch ein ganz schönes Stück Weg. Die Häuser auf dem Hügel sehen aus wie Heuschober im Mondschein. Alle Fenster sind dunkel, nur beim Schuldirektor brennt noch Licht.

»Juchym und ich waren Freunde«, erzählt Onkel Tychon. »Obwohl er so an die sieben Jahre älter ist als ich. Wir fingen zeitig mit Mädchen an – das war noch vor der Revolution – und konnten lange nicht genug kriegen. Als er schon mit meiner Schwester Tatjana ging, war ich noch ein Junge. Juchym war ein hübscher, ansehnlicher Bursche, aber Tatjana war 'ne richtige Schönheit.

Wenn sie sich in den Wiesen trafen, sich umarmten, vergaßen sie alles ringsum. Damals war's noch schwer mit Sachen zum Anziehen – 's gab ja bloß grobes Leinen und dickes graues Tuch – aber sie bestickte ihm Seidentüchlein, verstehst du?

Abends kam er immer zu uns, setzte sich unters Fenster und spielte wehmütig auf der Flöte die Melodie zu dem Lied:

> Es zieht eine schwarze Wolke rauf. Schwester und Bruder plaudern ...

Und er beschwor diese Wolke herauf. Eines Tages ging Tatjana zum Fluß, um Wäsche zu spülen, fiel ins Eisloch und ertrank. Seitdem benahm sich Juchym sonderbar. Jede Nacht ging er auf den Friedhof, setzte sich auf den Grabhügel, holte die Flöte aus der Tasche und spielte.

Wir lebten damals zwar nicht, wie's sein sollte, aber dreckig ging's uns nicht. Wir hatten immer genug zu essen. Er aber hatte nicht mal 'n vernünftiges Dach überm Kopf und hauste in einer Erdhütte. Mein Vater hatte oft zu ihm gesagt: >Du solltest es wenigstens zu einem Haus bringen, Juchym. Wenn du das schaffst, geb ich dir Tatjana und überschreib euch noch ein Stückchen Land.<

Aber das muß ich sagen, fleißig war Juchym. Und stark. Pan Trojezki hat er die Baugrube für ein ganzes Herrenhaus gebuddelt. In einer Nacht! So einer war das!

Der Pan sah sich das an und sagte: ›Hier hast du hundert Rubel, Juchym, bau dir 'n Häuschen! Und da passierte das mit Tatjana.

Juchym blieb in seiner Erdhütte wohnen und kaufte sich für das Geld ein Fohlen. So ein Kauz! Wir hatten Revolution, privates Eigentum war bedroht, aber er kauft sich ein Pferd. Und wie er es hätschelte und pflegte, man sollt es nicht für möglich halten. Kämmt ihm die Mähne mit 'nem Kamm, schneidet ihm die Hufe. Heutzutage werden nicht mal den Stadtdämchen die Fingernägel so geschnitten.

Manchmal, wenn er sein Pferd nachts rausführte – er wohnte dahinten auf dem Hügel, wo heute immer Sand geholt wird –, setzte er sich auf den Häng und spielte auf seiner Flöte, bis das verwünschte Pferd zu tänzeln anfing ... Der Sand blitzt unterm Mondlicht, und das Pferd sieht aus wie 'ne Flamme ... Beim Kreuz, ich lüge wirklich nicht. Nicht umsonst hat er's »Komet« genannt.«

Wir sind inzwischen am Dorfrand angekommen, aus den Ställen weht es warm, das Vieh grunzt, in den Verschlägen schnattert verschlafen eine Gans, vorm Klub spielt einer Ziehharmonika. Gelächter.

»So ging das damals bis zur Kollektivierung. Die Leute traten nach und nach in den Kolchos ein, gaben ihre Pferde und Kühe ab. Juchym aber schloß seinen Gaul in den Stall ein und führte ihn nicht mal nachts auf die Weide, solche Angst hatte er.

Wir gingen mit 'ner ganzen Gruppe zu ihm – man hatte mich damals in die Leitung gewählt, als einen der Aktivisten. Gib dein Pferd ab, verlangten wir.

Er hin zum Stall und stellt sieh mit ausgebreiteten Afmen vor die Tür. Eden, der rankommt, bring ich um! schreit er und greift zur Forke. Pflüg ich etwa mit dem Pferd? fragt er. Oder sä ich? Erwerb ich damit

Vermögen? Haut ab von hier! Und dann beschimpfte er mich. Na, da packte mich auch die Wut ... «

Vor dem Klub auf der Tanzfläche geht's lustig her. Da wird getanzt, es riecht nach Parfüm und Zigaretten. Charyton Tyrkalo, der Harmonikaspieler, hat wohl schon einen in der Krone und singt:

> »Ich sitz auf dem Faß, das Faß, es schwankt. Keine nimmt mich zum Mann, dabei möcht ich so gern eine ha'n ...«

Und der Mond scheint so hell, daß man einen Faden durch 'ne Nadel ziehen könnte.

Während wir am Klub und am Laden vorbeigehn, schweigt Onkel Tychon. Als wir in die Gasse einbiegen und schon fast vor seinem Haus angelangt sind, erzählt er weiter: »Wenn ich den Verstand von heute gehabt hätte, hätt ich das vielleicht nicht gemacht! Aber damals ... Eine Woche später bin ich hin zu Juchym und sag: ›Gib mir dein Pferd, ich muß zum Tschownowa-Berg. Dabei weiß ich nicht, wo ich die Augen lassen soll vor Verlegenheit. Er sträubte sich natürlich, glaubte mir nicht, daß ich mit dem Pferd zum Tschownowa-Berg wollte. Aber dann hab ich's ihm doch abgeluchst. Hab an Tatjana erinnert und an unser lustiges Burschenleben ... Er gab's mir also. Ich mit dem Pferd zum Kolchos und in den Stall damit. So war das damals.«

Wir steigen über Gartenbeete. Es riecht nach Tomatenpflanzen.

»Schlafen wir im Stall?« frage ich Onkel Tychon. Wir gehen zum Stall. Onkel Tychon zündet die Lampe an, und ich klettere ins Heu bis unter die Sparren. Durch einen Dachspalt hat der Mond einen silbrigen Strahl gezwängt. In meiner Ecke riecht es nach abgelagerten Äpfeln und Gurken. Mutter hat uns was zum Abendbrot gemacht.

Während Onkel Tychon den Fisch saubermacht, liege ich mit geschlossenen Augen da, sehe den Mond über Onaikos Hügel, höre die Flöte klagen und die Hufe des Fohlens klappern. Das Pferd strahlt wie eine Flamme, wie ein richtiger Komet . . .

Onkel Tychon kann sicher sein, daß ich morgen nicht mehr mit ihm angeln geh.

Überhaupt nie mehr.



## Abendstunde

In unserm Haus wird es immer früh dunkel, besonders im Winter. Das kommt daher, weil wir dicht am Wald wohnen.

In den Baumwipfeln leuchtet noch rot der Reif, zwischen den Stämmen und in den schneeverwehten Büschen aber liegen schon die Schatten, kriechen durchs Fenster und erstarren stumm und kalt in den Ecken. Die Stube schrumpft gleichsam zusammen, und die Decke senkt sich.

Unruhig rauscht der Wald, klirrt mit eisigen Ketten, die Hühner im Flur scharren mit klammen Krallen auf dem Lehmboden und flattern flügelschlagend auf die Stange.

Als Mutter mit der Arbeit auf dem Hof fertig ist, steckt sie ein Bündel Stroh durch die Tür und wirft es neben dem Ofen nieder. Die Halme sind vom Rauhreif ganz gekrümmt und riechen nach Frost. Den Lehmboden bedeckt eine Welle von Kälte.

»Es wird kalt«, sagt meine Mutter, haucht fröstelnd in die Hände und taucht sie in den Wassereimer. »Beißt richtig in den Finger. Langweilst du dich, mein Junge?« fragt sie und blickt mir mit einem Ausdruck demütiger Furcht in die Augen.

Ich sehe ihre in der Dunkelheit schwarzen Lippen und die Falten unter ihren Augen, die dunkle Ringe bilden.

»Mein Gott, wie dünn du bist ... wie ein kleiner Stieglitz. Kriegen denn die Studenten nicht auch solches Essen wie die Soldaten?«

Ich möchte ihre Hände nehmen, sie warmreiben, mein Gesicht darin verbergen und mich freuen, daß ich auch so eine gute Mutter habe wie alle andern. Aber das ist nur ein Gedankenblitz ... Sie fährt mir schüchtern übers Haar, ich spüre, wie ihre Finger zittern. Mama weint.

»Du solltest lieber mit mir schimpfen, Junge, als immer nur so dazusitzen ... Drei Tage bist du schon hier und sagst nichts. Oder ist in deinem Herzen kein Platz mehr für deine Mutter? Ist es leer?«

Sie sitzt eine Weile auf der Bank neben der Tür, als sei sie fremd im Hause. Dann zieht sie langsam ihren Mantel aus, müde und bedrückt, und zündet die Petroleumlampe an.

Das Stroh ist aufgetaut und hinterläßt eine Pfütze am Boden. Als Mutter kniend den Ofen anheizt, füllt sich die Stube mit Gezisch und beißendem Rauch.

So war es auch an jenem Abend. Ich erinnere mich noch ganz genau daran.

Oft genug steht er vor mir, und oft genug habe ich davon geträumt in den achtzehn Jahren ohne Mutter, ohne Erzieherin, achtzehn Jahre unter oft sehr guten, aber fremden Menschen...

Winter zweiundvierzig. Schneegestöber.

Ab und zu poltert es dumpf von den Wiesen herüber – das Eis auf dem Fluß bricht. Ich bin tagelang dort und kenne jeden Spalt wie die Flicken auf meinen Sachen.

Ich muß sie kennen, weil ich mit meinem einzigen hölzernen Schlittschuh, den ich mit einem Telefonkabel an Vaters altem Stiefel befestigt habe, schon öfter reingeraten bin. Das Hinfallen ist nicht so schlimm, aber wenn ein Ärmel oder die Hosen an den Knien reißen ...

Ich komme erst in der Dunkelheit nach Hause. Vielleicht merkt Mutter bis morgen früh nichts, und dann ist mir egal, was wird.

Vorsichtig zwänge ich mich durch die Tür und frage schon an der Schwelle ganz brav: »Mama, soll ich Stroh bringen und die Stube heizen?«

Und sie: »Du, komm mal her.«

An diesem »Du, komm mal her« erkenne ich, daß die Strafe unumgänglich ist.

Später, wenn die Tränen getrocknet sind, hole ich trotzdem Stroh rein und heize den Ofen an. Über den mit Sand bestreuten Lehmboden hüpfen rote Lichtfünkchen, in der Stube wird es heller. Ich kniee vor der Ofentür nieder und schüre die Glut mit einem alten, angesengten Peitschenstiel.

Die Beine angezogen, sitzt Mutter auf der Bank und sieht aus dem Fenster. In der Scheibe, die schwarz wie ein Eisloch ist, spiegelt sich ihr hübsches, mädchenhaftes Gesicht mit dem dunklen Muttermal am Kinn. Wenn Mama lacht, wird auch das Muttermal lieb und gütig, wenn sie aber wütend ist, wird es raubtierhaft und böse.

Meine Mutter hat heute ihre besten Sachen an: eine weiße Bluse aus Fallschirmseide und den schwarzen Rock; sie zerfließen in der Dunkelheit, als schwebe Mutter von der Taille an in schwarzem Nebel.

Sie hat mich schon vergessen. Sie ist traurig und unglücklich und möchte am liebsten weinen, weil er nicht kommt. Sie wartet schon den ganzen Abend, ja den ganzen Tag auf ihn. Sie weiß, daß er Frau und Kinder hat, weiß, daß morgen unser Tor mit Teer beschmiert sein wird, den sie, das Gesicht unterm Tuch versteckt, mit dem Messer abkratzen muß, aber sie wartet immer noch.

Auf einmal steigt in der drückenden Stille ein Lied auf, so leise und unmerklich, als ginge es von keinem Menschen aus, sondern von einem märchenhaften menschlichen Schatten. Das Lied läßt mich erschauern, kratzt mich im Hals, weil nicht meine Mutter es singt, sondern eine fremde schöne Frau, die ich Mutter nenne. Vielleicht hat man mich wirklich im Kohl gefunden und dieser Frau überlassen.

O Gott, mein Gott, was hab ich nur getan, daß ich nicht seine Frau bin und ihn doch lieben kann ....

So geht es jeden Tag. Sie schimpft, prügelt mich, und danach weint sie oder singt, wie jetzt. Es kränkt mich und macht mich traurig. Ich möchte ihr zurufen: »Hör auf!«, aber ich habe Angst und schüre leise die Glut im Ofen, die in dicken Brocken zusammenklebt. Es heißt, dann soll's Frost geben.

Kuckuck, Kuckuck, was rufst du vor der Zeit? Spürst du, Kuckuck mein unsägliches Leid?

Der Gesang bricht plötzlich ab. Draußen knirscht der Schnee, jemand faßt an die Türklinke. Mutter springt auf. Die langen, zu einem Knoten gebundenen Haare lösen sich auf und fallen in schwarzen Wellen über die Schultern. Barfüßig, verwirrt, benommen vor Freude, läuft sie in den Flur. Ich höre ihr lautes, sattes Lachen. Eng umschlungen kommen sie in die Stube, froh und glücklich – ich zähle nicht mehr.

Ich kenne ihn sehr gut. Er kommt immer in kurzem, gegerbtem Halbpelz und Uniformbluse, ihre Knöpfe mit den Sternchen sind abgetrennt und Hornknöpfe angenäht. Außerdem trägt er Reithosen, die wie eine Balalaika aussehen, und einen schmalen, metallbesetzten Gürtel. Damit schlägt er Mutter, wenn er betrunken ist.

»Na, marsch auf den Ofen!« höre ich hinter meinem Rücken, und der Peitschenstiel fällt mir aus der Hand. »Warum fährst du ihn so an?« fragt meine Mutter mit leisem Vorwurf.

Seine Stimme ist barsch. Ich höre darin die wie ein Almosen demütigende Herablassung eines selbstgefälligen Mannes. Am liebsten möchte ich mich mit geballten Fäusten auf ihn stürzen, statt dessen klettere ich hastig wie eine aufgescheuchte Eidechse auf den Ofen. Dort riecht es nach heißem Lehm und Staub.

Sie flüstern lange miteinander. Mutters Stimme klingt ärgerlich, abweisend, aber ich weiß, daß das nur Schein ist. Sie will sich dafür rächen, daß er sie so lange hat

warten lassen. Aber dann bittet sie ihn um Verzeihung, nennt ihn »Liebster« und »Bärchen« und gibt ihm mit schnurrender Stimme noch andere widerlich zärtliche Namen.

Wahrscheinlich um ihn anzustacheln, erzählt sie von meinem Vater, daß er sie angebetet hätte wie eine Ikone und ihr alle Arbeit abgenommen hätte.

»Manchmal hab ich noch geschlafen, da hat er schon die Kuh gemolken und Holz reingebracht. Kniet vorm Ofen und schiebt ein Holzscheit nach dem andern, damit ich's warm hab.«

»Na, so ein Dummkopf. Je mehr man euch Weiber verwöhnt, desto weniger gefallen wir euch.«

Über meinem Kopf klopft und poltert etwas. Eine Maus rollt auf dem Dachboden einen Maiskolben vor sich her. Im Schornstein wiehert der Wind, kalter Ruß rieselt aus der Ofenklappe.

Ich erinnere mich noch an den Tag, als Vater an die Front ging. Der andere umarmte meinen Vater und sagte: »Na, Mykola, halt dich tapfer dort. Wir hier im Hinterland werden auch nicht die Hände in den Schoßlegen.«

Und Vater ging.

Ein halbes Jahr später wurde ich durch ein lautes Geräusch im Flur aus dem Schlaf gerissen und hörte meine Mutter halb ärgerlich, halb entzückt sagen: »Na, so ein Schamloser! Der eigene Mann ist kaum aus dem Haus...«

Ich war ganz starr vor Schreck, versuchte vom Ofen runterzuklettern, stieß aber seltsamerweise immerfort mit der Hand gegen die Wand, und das erschreckte mich noch mehr.

»Mama!« schrie ich weinend.

Ruhig und fast ein wenig ungehalten antwortete sie: »Was willst du?«

»Wer ist da?«

»Keiner. Schlaf!«

Ich beruhigte mich, legte mich wieder hin und lauschte lange, wie mein Herz ins Kissen schlug.

An jenem letzten Abend also, als ich ihr verliebtes Geflüster höre, ist mir mit einemmal klar, daß man mich betrogen hat. Von Rachegefühlen übermannt, klettere ich vom Ofen. Als ich auf dem Boden lande, stoße ich mit dem Fuß gegen die Ofengabel, die zu Boden poltert.

Mutter springt erschrocken im Bett auf.

»Wo willst du hin, Junge?«

Ich antworte betont gleichmütig, fast grob: »Was springst du gleich auf? Ich will bloß nach draußen.«

Ohne Hast stülpe ich mir die Budjonnymütze mit der abgerissenen Spitze auf den Kopf, schlüpfe in die Stiefel und gehe in den Flur.

»Zieh die Wattejacke an, ist kalt draußen«, ruft Mutter mir nach.

Die Haustür ist angefroren und gibt nur unwillig knarrend nach. Ein schmaler Mondlichtstreifen fällt in den Flur.

Aus dem Schlaf aufgeschreckt, gackern die Hühner leise auf der Stange. Schneidender Wind stopft mir wie mit einem kalten Pfropfen den Mund zu. Der Schnee funkelt und zwinkert mir gleichsam zu: Lauf, hab keine Angst!

Ich springe über den Zaun aufs Nachbargrundstück und hocke mich hinter eine Schneewehe.

Gleich darauf knarrt die Tür, und in der dunklen

Öffnung erscheint meine Mutter mit zerzausten Haaren, nur im Nachthemd.

»Junge. Hörst du mich, mein Junge? Wo bist du?« Ich antworte nicht und laufe gebückt und mit klappernden Zähnen zum Fluß. Bald liegen die Gärten hinter mir und vor mir die Wiesen.

»Mein Junge«, höre ich aus der Ferne. »Mein lieber Junge ... O-o-o ...«

Jetzt kannst du rufen, soviel du willst, denke ich, nehme Anlauf und schlittere munter übers Eis.

Ich muß drei Kilometer laufen. Hinterm Fluß, im Vorwerk, wohnt meine Tante, Vaters Schwester. Sie hat mich gern, bedauert mich, nennt mich »Waisenkind« und meine Mutter eine »Rumtreiberin«. Dort will ich übernachten, mir eine Wattejacke und Fußlappen geben lassen und dann an die Front gehen, zu Vater. Der Tante sage ich, daß ich zur Mutter zurückgehe.

Mir ist ganz fröhlich zumute und gar nicht mehr so kalt ...

... Später hörte ich häufig von den Erwachsenen eine damals übliche Redensart: Der eine leidet unterm Krieg, der andere zieht seinen Nutzen draus. Mochten diese Worte nun flüsternd, mit einem Blick zur Seite oder laut und entrüstet geäußert werden, jedesmal riefen sie bei mir blinden Haß auf den Fremden und eine stolze, kindliche eifersüchtige Liebe zu meinem Vater wach. Ich kann mich kaum noch an ihn erinnern. Er war groß und hatte riesige Hände. Oft legte er mir eine Hand auf den Kopf, dann war mir warm und wohl darunter wie unter einer Mütze. Manchmal, wenn ich sehe, wie ein Vater seinem Jungen die Hand auf den Kopf legt, möchte ich am liebsten auch so klein sein...

In der Stube ist es noch dunkler geworden, weil das Glas der Lampe verrußt ist. Das Stroh im Ofen ist erloschen und die Glut von einer dünnen grauen Ascheschicht überzogen.

Mutter fährt mir zärtlich durchs Haar, und ihre Hand ist leicht wie der Flügel eines Vogels.

»Mußt nicht dran denken, mein Junge. Ich werd mich auch so bis an mein Ende selber strafen, obwohl ich nicht mehr lange zu leben hab.«

Sie wischt mir mit rauhen Fingern die Tränen aus den Augen.



## Sieb, Sieb...

Da hat man's wieder! Kaum hat man sich bequem hingekauert, um der Mutter zuzusehen, wie sie den Ofen anheizt, da rüttelt auch schon jemand an der Tür. Ich weiß auch, wer. Tante Charytyna oder Tante Olexandra. Die wolln sich wahrsagen lassen. Na, heute könnt ihr was erleben, wenn ihr mich nicht sehen laßt, wie der Ofen geheizt wird und was es heut zum Abendbrot gibt.

»Na, Ilko, mach mal auf«, sagt Mutter. Tränen tropfen ihr aus den Augen. Sie hat die Glut angeblasen, und der Rauch beißt ihr in die Augen.

Ich lauf auf den Flur. Schnee ist durch die Türritzen reingeweht und liegt zentimeterhoch. Da versuch einer, die Tür aufzukriegen, noch dazu, wenn man barfuß ist! Der alte Murmylo hatte zu meiner Mutter gesagt: »Sag mir mal, junge Frau, was mit meinem Iwanko ist. Ich komm dafür am Sonntag vorbei und bring dir die Tür in Ordnung. Die hat ja lauter Risse.« Er ließ sich sagen, daß Iwanko lebt, und kam nicht wieder. Und nun schneit's immer noch durch die Ritzen. Wie soll man die Tür da aufkriegen!

»Wer ist da?« frage ich so barsch, daß die Mäuse auf

dem Boden blitzschnell nach allen Seiten auseinanderstieben.

Der Riegel tanzt vor meiner Nase, und der Schnee zischt durch die Ritzen. Mir ist sogar was ins Hemd reingeweht.

»Wer ist da?« wiederhole ich hartnäckig.

»Na, ich bin's doch, Iljuscha, Tante Olena. Hast du mich nicht erkannt?«

Pah! Wie soll ich sie durch die Tür erkennen? Noch dazu abends. Ich schiebe rasch den Riegel zurück und flitze wieder in die Stube. Aber der Frost hat mich doch eingeholt und zwickt mich in die Füße. Tante Olena kommt herein.

»Guten Abend, Odarka«, begrüßt sie Mutter. Und zu mir gewandt: »Grüß dich, Schwiegersöhnchen.«

»Guten Abend!« rufe ich noch barscher als im Flur und reibe mir die Füße. Schwiegersöhnchen, Schwiegersöhnchen! Mir sind die Füße klamm, und sie setzt mir mit ihrem »Schwiegersöhnchen« zu.

Immer begrüßt sie mich so und zwinkert mir dabei zu, als ob ich noch ein kleiner Knirps wär.

Warum soll ich ihr Schwiegersohn sein? Sie denkt wohl, daß ich unbedingt ihre Natka heirate! Vielleicht will ich aber gar nicht, vielleicht gehe ich nach dem Krieg in den Donbass und nehm mir 'ne Ärztin zur Frau, wie der Onkel Pylyp. »Schwiegersöhnchen«! Wenn sie doch gleich zur Sache käme und Mutter bitten würde, ihr wahrzusagen!

»Ich dachte, gehst mal zu Odarka ... «, beginnt Tante Olena und tritt verlegen von einem Bein aufs andere. Dabei sieht sie doch, daß wir noch kein Abendbrot gegessen haben. Zu allem Übel ist auch das Reisig feucht und will nicht brennen. Wir haben kein Stroh zum Anheizen.

»Hast du was Schlimmes geträumt?« fragt meine Mutter und macht sich wieder daran, die Glut anzublasen.

Tante Olena hockt sich neben sie vors Ofenloch, beugt sich vor und bläst die Backen auf wie ein Frosch, viel stärker als Mutter, weil sie nicht so müde ist wie sie.

Sie blasen mit vereinten Kräften, aber das Reisig will nicht brennen. Es raucht und qualmt, aber dann zischt auf einmal eine Flamme auf. In der Stube wird's gleich heller, und alles wirft Schatten, die Bank, ich, Tante Olena und Mutter. Hinterm Fenster ist es gleich ganz dunkel geworden, als hätte draußen einer 'nen Sack vorgehängt.

Die Holzscheite brennen, Tante Olena freut sich, nimmt die Petroleumlampe, zündet sie schnell an und stellt sie auf den Tisch. Mutter und ich freuen uns auch, denn Tante Olena möchte nun so bald wie möglich wahrgesagt bekommen, Mutter möchte sich danach ausruhen, und ich brauch jetzt nicht noch mal zum Nachbarn rennen und ihn um Glut bitten.

»Du hast also was Schlechtes geträumt, Nachbarin?« fragt meine Mutter vorsichtig.

Ich nehme den alten, verrußten Schürhaken und stochere damit im Ofenloch, damit das Feuer schneller brennt. Ich hab nämlich einen Bärenhunger.

»Ja, wie soll ich sagen«, meint die Tante seufzend. »Ich hab gar nichts so Schlimmes geträumt. Aber vorhin war Horpyna Stepaniwska da – sie ist mit uns verwandt –, und die hat erzählt, sie hätte vorvorige Nacht, also gerade zum Freitag, von meinem Dmytro geträumt. Und zwar was ganz Schlimmes. Der Gute steht bis zur Brust

in grünem Wasser, ohne Mütze, nur im rotbestickten Hemd, und auf dem Rücken hat er 'ne dünne, breite Eisscholle, die biegt sich fast ... Er steht da und lacht. Und dann sagt er: >Nimm mir das Eis vom Buckel, mir ist schon ganz kalt.< Und nun wollt ich dich fragen, Odarka, was der Traum zu bedeuten hat.«

»Nichts«, sagt meine Mutter leise, während sie sich über das Ofenloch beugt und ins Feuer blickt. »Was anderes wär's, wenn ein naher Verwandter so was träumt. Aber wieweit ist Horpyna denn mit ihm verwandt? Doch bloß um zehn Ecken, wie man so sagt.«

Tante Olena wird ganz rot vor Freude. Oder kommt das von der Flamme im Ofen? Nur Mutters Augen sind traurig, und die Flämmehen darin tanzen genauso traurig.

»Und was hast du geträumt?« fragt sie.

Die Tante seufzt und erzählt hastig: »Ich ... ich bin durch ein Roggenfeld an der Olijan-Schlucht gegangen ...«

»War der Roggen grün?« unterbricht meine Mutter sie.

»Das weiß ich nicht mehr, hab's vergessen«, sagt die Tante zerknirscht. »Ich weiß bloß noch, wie die Halme raschelten und mir die Grannen die Beine kitzelten ... Und dann war's windig und trübe ... Ich ging und ging. Plötzlich flattert vor mir eine Wachtel auf. Sie fliegt ein Stück und läßt sich erneut nieder, als warte sie auf mich.«

»Guck an«, sagt meine Mutter erfreut. »Das bedeutet Wiedersehen. Und der Roggen bedeutet, daß er lebt . . . «
»Aber es war doch windig und trübe«, meint Tante Olena zweifelnd.

Jetzt kann ich mich wohl einschalten. »Kein Wunder«, sage ich. »Ist doch an der Front.«

»Stimmt«, erwidert die Tante. »Ist ja an der Front . . . « Und zu Mutter gewandt: »Mein Gott, was für'n klugen Jungen du hast, Odarka! Geb's Gott, daß er sich auch weiter so entwickelt.«

Zufrieden und stolz schweigt Mutter, dann streicht sie mir mit der Hand ein paarmal über den Kopf und sagt: »Wenn nicht solche Zeiten wärn, könnte vielleicht was aus ihm werden. Aber du siehst ja, er hat nichts anzuziehen, nicht mal Schuhe. Sitzt tagelang in der Stube wie ein Gründling in seinem Loch.«

Das Feuer im Ofen brennt immer stärker, die Stube ist ganz in rotes Licht getaucht, und aus Eis und Reif auf die Fensterscheiben gezeichnete Erpel lassen ihre schillernden Schnäbel auf und nieder tanzen und zischen ... Nein, das Reisig im Ofen zischt. Dampfender weißer Schaum rinnt auf den kalten Fußboden: Die Nässe entweicht aus dem Reisig.

Die Graupensuppe im Topf beginnt zu kochen – schon wieder Graupensuppe! –, aber die Tante geht immer noch nicht.

»Könntest du mir nicht aus dem Sieb weissagen, Odarka?« fragt sie schüchtern.

Wußt ich's doch! »Schwiegersöhnchen, Schwiegersöhnchen«! Hätt sie auch gleich sagen können! Und zwinkert mir wieder zu.

Meine Mutter nickt. »Warum nicht? Kann ich. Hol alles her, mein Junge.«

»Der Reifen geht doch schon kaputt«, brumme ich wütend, klettere aber auf den Ofen und hole das Sieb und die Schere herunter.

Vorzubereiten gibt's nicht viel. Ich brauch bloß das Sieb senkrecht zwischen die Knie zu klemmen und die leicht geöffneten Scherenspitzen in den Holzreifen zu stoßen. Dann steckt meine Mutter den Zeigefinger durch einen Scherenring und ich meinen durch den andern Ring. Danach sagt meine Mutter: »Herr, gib uns deinen Segen«, und es geht los.

An der Stelle, wo ich die Scherenspitze ins Sieb gestoßen habe, sind schon Löcher, und der Reifen ist brüchig. Na, macht nichts, morgen stech ich woanders rein, heute muß es noch mal so gehen.

»Ich bin soweit«, sage ich.

Mutter und ich halten die Finger in den Scherenringen und treten in die Mitte der Stube. Das Sieb wirft einen großen, langen Schatten an die Wand. Durch die Maschen kann man sehen, wie die Flammen im Ofen züngeln und winzige Rußfünkchen aufstieben.

»Herr, gib uns deinen Segen«, sagt Mutter.

Tante Olena hält den Atem an, ihre Augen sind groß und starr auf das Sieb gerichtet. Sie sollte lieber mich angucken. Ich mach nämlich, was ich will. Ich kann machen, daß Onkel Dmytro am Leben ist, aber auch, daß er tot ist. Gestern zum Beispiel war die alte Schljoptschycha da. Bei der hab ich's so gedreht, daß ihr Schwiegersohn tot ist ... als Lehre dafür, daß sie mich mal von der Wiese vertrieben hat! Ich hatte da Sauerampfer gerupft, und sie jagte mich weg, als sie's sah. Da hab ich's ihr gestern aber gegeben!

»Hörst du, Herr, gib uns deinen Segen!« bittet meine Mutter noch einmal und murmelt ein Gleichnis: »Sieb, Sieb! Du siebst heiliges Mehl – zu frohem und zu traurigem Anlaß, zur Taufe und zum Leichenschmaus, zur Hochzeit und zum Namenstag ... Sag mir die heilige Wahrheit. Lebt Olenas Dmytro oder nicht ...

Wenn er lebt, wende dich nach links, wenn nicht, nach rechts.«

Alle starren schweigend auf das Sieb. Das ist meine schönste Minute, denn jetzt hängt alles von mir ab. Wenn ich den Scherenring ein bißchen nach links schiebe, dreht sich auch das Sieb nach links, schiebeich ihn nach rechts, dreht sich das Sieb nach rechts. Wohin soll ich's sich drehen lassen? Und wenn ich's überhaupt nicht verschiebe? Das hab ich schon mal gemacht. War das komisch! Mutter hatte das Gleichnis gesprochen, und ich rühre keinen Finger. Mutter wiederholte es, ich mache immer noch nichts, und das Sieb rückt und rührt sich nicht von der Stelle.

»Warum zeigt es denn nichts an?« wird Mutter gefragt. Sie denkt eine Weile nach, dann sagt sie: »Der Kosak ist anscheinend in Gefangenschaft geraten. Wär er auf unserer Seite, müßte das Sieb irgendwas anzeigen ...«

Ich sehe zu Tante Olena. Die Ärmste zittert am ganzen Leib und wird abwechselnd rot und blaß. Sie kann's wohl nicht erwarten, die Wahrheit zu erfahren, andererseits hat sie auch Angst, daß ihr Dmytro tot ist. Was soll ich also mit ihr machen? Ich überlege. Eigentlich ist sie eine gute Frau. Sie hat mir mal eine Tonpfeife geschenkt, und wie die pfeift! Im Herbst hat sie geschmorten Kürbis gebracht, und dann hat sie mir, als ich nicht mehr konnte, einen Schlitten mit Baumstubben bis nach Hause ziehen helfen. Ausgeschimpft hat sie mich bloß einmal. Als ich ihr den Eisentopf geklaut hatte, um daraus Schrot für 'ne Schleuder zu machen. Aber daran bin ich selber schuld. Ich hätte ihn gleich kaputthauen sollen, damit keine Spuren zurückbleiben, statt dessen hab ich mir eine Hälfte für schlechte Zeiten aufgehoben. Sie hat sie

entdeckt und mich einen Räuber genannt. Aber da bin ich selber schuld dran. Nein, soll Onkel Dmytro ruhig am Leben bleiben.

Ich dreh also den Ring, von mir aus gesehen, ein bißchen nach rechts, von der Mutter aus gesehen, nach links. Das Sieb zieht sofort nach. Bitte sehr, Tantchen, Ihr Onkel Dmytro lebt!

»Siehst du«, sagt meine Mutter erfreut. »Ich hab's dir doch gesagt. Roggen bedeutet Leben.«

Tante Olena wird rot wie Klatschmohn. Sie läuft in der Stube auf und ab, dann drückt sie mir etwas in ein Kohlblatt Gewickeltes in die Hand und eilt zur Tür. Von dort erst sagt sie: »Vielen Dank euch beiden, ich geh jetzt.«

Ich wickle das Kohlblatt auf, da liegt ein marinierter Apfel drin.

Mutter lacht.»Siehst du«, sagt sie, »nun hast du sogar noch was dabei verdient.«

Mich aber durchfährt's ganz heiß. Ich renne in den Flur und reiße die Haustür auf.

»Tante, Tante!« rufe ich in die Dunkelheit. »Das hab ich doch absichtlich gemacht, Tante. Ich weiß selbst nicht, warum, Tante!«

Der Wind fängt meine Worte auf, reißt an der Tür und drückt mich in den Flur zurück. Graupelschnee, rauh wie ein Reibeisen, schlägt mir gegen die nackten Beine. Tante Olena ist weg, sie hat's nicht mehr gehört.

»Was läufst du barfuß raus?« schimpft meine Mutter. »Hab die Tür zugemacht!« schreie ich durch die Stube, als sei meine Mutter an etwas schuld, und schleudere den Apfel auf den Geschirrschrank. Soll ihn essen, wer will. ... Längst hat das Schneetreiben nachgelassen, der Schnee kratzt nicht an den Fenstern und raschelt nicht mehr hinter den Wänden, aber ich kann nicht einschlafen. Immer wieder ziehen irgendwelche Bilder an meinen Augen vorüber. Einmal sehe ich Onkel Dmytro mit einer Eisscholle auf dem Rücken, dann wieder meinen Vater, ganz zugeschneit, dann den großen Schatten des Siebes an der Wand und durch die Maschen hindurch die Rußfünkchen im schwarzen Ofenloch ...

»Mama, hörst du?« frage ich leise. »Warum versuchst du eigentlich niemals rauszukriegen, was mit Vater ist?«

»Das mach ich schon, mein Junge«, sagt Mutter seufzend und schweigt lange. »Bloß ich laß es mir von andern weissagen.«

»Warum denn von andern?«

»Mir scheint immer, daß andere mehr wissen.«

»Und sie wissen's auch nicht, stimmt's?«

»Ja ... Schlaf, mein Junge, schlaf.«

Und sie sagt noch einiges. Aber das höre ich schon nicht mehr. Mir ist warm unter der Decke, während es in der Stube kalt und finster, stockfinster ist.

Wo ist die Zimmerdecke? Sie ist weg. Die Finsternis reicht vom Fußboden bis zum Himmel. Ich denke an nichts mehr. Nur ein Wort geistert noch in meinem Kopf herum: Sieb, Sieb, Sieb ... Andere Worte klammern sich daran, verschmelzen mit ihm wie die Rußfünkchen mit der Ofenfeuerung.

Sieb, Sieb! Du siebst heiliges Mehl ... Aber wo ist unser Vater? Sag mir die Wahrheit, die heilige Wahrheit... Wo ist unser Vater? Schnee, nichts als Schnee...

## Mittagessen bei Krawtschynas

Juchym Krawtschynas Grundstück grenzt an eine Wiese, die jedes Jahr überflutet wird, und so wächst hier nichts Besseres als Futterrüben oder Hanf. Aber auch der schießt in die Höhe wie Weidengestrüpp, so daß er nicht zum Garnmachen, sondern höchstens zum Heizen geeignet ist. Von Kartoffeln gar nicht zu reden, die kann man nur verfüttern. Juchym setzt sie jeden Herbst in der Kreisstadt ab oder in Poltawa – die Städter wollen ja große – und kauft sich dafür die mürben Feldkartoffeln.

Dafür hat Krawtschyna das beste Heu. Das Gras steht dicht und üppig, man kommt kaum mit der Sense durch, wenn's reif ist. Und die verschiedensten Kräuter sind drin. Der reinste Tee!

»Heutzutage ist es doch so: Wer Heu hat, hat auch Geld«, meint Juchym beim Männerplausch, lächelt selbstzufrieden und voller Stolz auf sein wirtschaftliches Geschick, schaut dabei zu Boden und streichelt sich sachte das Kinn.

Man stimmt ihm zu, denn jeder kann ja vier oder fünf Heuhaufen und zwei oder drei Grummete mit sechzig oder auch siebzig Rubel malnehmen. Ein Garten bringt

nicht soviel Geld. Man stimmt Juchym zu, lobt ihn ins Gesicht. Aber hinter seinem Rücken lachen sie. Was ist das für ein Bauer, der sich mit seinem Gewinn brüstet? Machen denn kluge Leute so was? Wenn du klug bist, dann prahle nicht, daß du dir zum Beispiel ein neues, solides Haus gebaut hast, sondern jammre lieber: »'ne richtige Hundehütte, und im Winter kalt wie 'n Eiskeller. Die Ziegel sind wohl nicht lange genug gebrannt oder zu lange gebrannt worden.« Wenn du gute Tomaten geerntest hast, mußt du sagen: »Die Tomaten taugen dies Jahr überhaupt nichts, sind klein wie Hasenkötel.« Alle wissen, daß das nicht wahr ist, aber sie respektieren es, weil sie den, der das sagt, für einen klugen Mann halten. Der kann wirtschaften! Oder noch eins: Wenn du etwas Geld beiseitegelegt hast und einer will sich was von dir borgen, mußt du jammern: »Lieber Mann, ich hab doch nichts, 's reicht ja nicht mal zum Salz, soll mich der Blitz erschlagen!« Bring den Bittsteller zur Tür und sag ihm noch: »Würd ich's dir etwa nicht geben, wenn ich was hätte?«

Juchym mag so was nicht. Juchym macht's umgekehrt. Hat er mal drei Dutzend Äpfel an seinem einzigen Paradiesapfelbaum hängen, dann gibt er unter den Männern an: »Also, Äpfel hab ich dies Jahr, man sieht kaum die Blätter. Als ob da 'n ganzes Bienenvolk drauf gewesen wär. Und goldgelb sind sie, mit roten Backen.« Oder: »Also, rote Bete hab ich dies Jahr! Eine Rübe wiegt fast 'n Pud. So groß wie 'n Eimer!« Wenn er angeln war, brüstet er sich, ob er nun was gefangen hat oder nicht: »Heut früh hab ich am Kulyntschyne-See gesessen. Hat gar nicht lange gedauert, da hatt ich schon zwei Pfannen voll.«

Gutartige Männer nicken nur zustimmend, aber die gewiefteren fragen scheinbar interessiert, wobei sie ein gelangweiltes Lächeln verbergen: »Erzähl doch noch mal, Juchym, wie du vorvoriges Jahr die Quappe gefangen hast.«

Juchym dreht sich eine Zigarette und beginnt gemächlich: »Tja, das ist wirklich passiert. Ich bin mal frühmorgens hinter die Ostup-Mulde gegangen, hatte gerade die Rute reingeworfen, drehte mir eine, da seh ich, der Schwimmer ist weg, sogar die Rute hängt schon fast im Wasser. Ich haue an, ziehe und merke, daß da ganz schön was dran ist. Und als ich's raushole, hab ich bloß den Kopf von 'ner Quappe dran. Ob ich zu stark angehauen hab oder was ...!«

Alle Zuhörer, sogar die ernstesten Männer, lachen laut los. Und der Frager gibt noch Pfeffer dazu. »Juchym, an deiner Stelle hätt ich die Paradiesäpfel längst abgeschüttelt, sonst brechen dir noch alle Zweige ab.«

Wieherndes Gelächter. Man lacht, weil bei Juchym außer dem kümmerlichen Apfelbaum nichts trägt – was er auch pflanzt, alles verfault –, man lacht, weil er massenhaft Heu hat, lacht über die pudschweren roten Bete, die Fische . . .

Beleidigt blinzelt Juchym mit den vom Schmiedefeuer versengten rotbraunen Wimpern, läßt die Männer stehen und geht gebeugt in seine Werkstatt. Man raunt hinter ihm her: »Hahaha! Ch-ch-ch! Da siehst du, wie's ist, wenn man angibt. Da siehst du's!«

Juchym aber facht das ausgegangene Feuer wieder an, läßt den Blasebalg tanzen, daß die Funken fast aus dem Schornstein fliegen, und murmelt: »Lacht nur, lacht, ihr Teufelspack! Ihr kommt ja wieder und dann: ›Mach

mir dies, Juchym, mach mir das. Ich werd euch was husten!

Aber es vergehen ein, zwei Tage, Juchym hat die Kränkung vergessen und kann keinem mehr was abschlagen. Außerdem wissen die Männer, wie leicht der Schmied rumzukriegen ist. Man muß sich bloß an die Tür stellen, ein paarmal hüsteln und freundlich sagen: »Tag, Jawdokymowytsch! Wie schmiedet und nietet sich's denn heute so? Gut? Ich bin grad zufällig vorbeigekommen, da hör ich, wie dein Hammer singt, ja, er singt ... Gott hat dir eine wunderbare Gabe geschenkt!« So reden die Schlauen. Wer aber nicht so um den heißen Brei reden will oder kann, sagt: »Nimm's nicht krumm wegen gestern, Juchym. Hab's ja nicht böse gemeint, war töricht von mir ...«

»Na, meinst du, ich versteh das nicht!« Krawtschyna winkt friedfertig ab. Dabei ist ihm so wohl ums Herz, daß es ihm richtig die Kehle raufsteigt. »Zeig her, was du da hast.« Und so macht er zwischen den Aufträgen, die er vom Brigadier kriegt, dem einen Einen Türriegel, dem andern Türangeln, dem dritten eine Einfassung für die Kellerluke. Wenn's aber nichts Dringendes zu tun gibt, schließt er die Schmiede ab und geht in den Kiefernwald, »damit ich wenigstens dort keinen Ruß und Qualm einatme«. Der Wald beginnt gleich hinter der Werkstatt und zieht sich am hügligen Flußufer entlang bis zum entfernt gelegenen Dorf Birok. Juchym sinkt mit den Füßen im Sand ein, spürt unter den Sohlen jeden Kienapfel und hört dem Specht zu. Als er ihn entdeckt hat, bleibt er stehen, steckt sich eine Zigarette an und sieht zu, wie der Vogel immer wieder mit dem Kopf ausholt und den Schnabel ins Holz sausen läßt.

'n richtiger Schmied! denkt Juchym, während er den Rauch ausstößt. Dann geht er weiter zur Niederung, wo es sumpfig ist und Weidengestrüpp wuchert, das immer feucht ist. Hier atmet sich's am leichtesten und ist es am kühlsten nach der heißen Schmiede.

Später fragt Juchym bei passender Gelegenheit seinen Gesprächspartner so ganz nebenbei: »Weißt du, welches der fleißigste Vogel ist? Nein? Dann sag ich's dir. Der Specht.« Und er klopft mit dem harten, langen Fingernagel auf dem Amboß. »Der Spatz ist 'n Landstreicher. Kommt auf den Hof geflogen, hüpft 'n bißchen zwischen den Hühnern rum, pickt mal hier, mal dort, und wenn er genug hat, fliegt er weg. Die Taube ist 'n faules Stück, stolziert mit vorgestrecktem Kropf und wartet drauf, daß sie gefüttert wird. Die Elster ist 'ne Diebin, die hat's auf Lebendiges abgesehn. Der Holzhäher ist 'n Zigeuner. Was er sieht, läßt er mitgehen und versteckt's für den Winter. Der Star fällt wie ein Feind über die Gärten her. Aber der Specht ... ohooo. Das ist 'n ganz Fleißiger. Tag für Tag, ob Sommer oder Winter, geht's ... klopfklopf, wie der Zimmermann mit dem Stemmeisen oder mit dem Hammer. Daß dem nicht längst der Kopf weh tut!«

Krawtschyna hat fast die größte Familie im ganzen Umkreis. Da ist außer ihm Motrja, seine Frau, die schon als Kind in den zwanziger Jahren wegen einer großen Mißernte aus Jekaterinoslawl nach Tschernetscha Sloboda gekommen war, da sind die fünf Kinder, die noch nicht dem elterlichen Nest entwachsen sind, und die uralte Krawtschynycha, Juchyms Großmutter. Und alle sind immer sauber gekleidet und gut genährt – das selten gewordene Schmiedehandwerk ist einträglich, Krawtschyna

verdient gut –, alle sind verträglich, und die Kinder lernen gut. Die jüngeren gehen in die Dorfschule, die älteren besuchen die Zehnklassenschule in der Kreisstadt. Ebenso wie Juchym sein wirtschaftliches Geschick gern heraushebt, tut er das auch mit seinen Kindern, allerdings nur, wenn sie nicht dabei sind.

»Fett verdirbt den Brei nicht, aber Lob verdirbt Kinder sofort«, sagt er freundlich belehrend zu Motrja und seinen ältesten Söhnen und Töchtern, die schon Familie haben. Das sagt er, wenn er gut gelaunt ist. Und das ist er immer, wenn er satt ist. Wenn er Hunger hat, gibt's keinen böseren Mann im ganzen Dorf. Darum geht schon eine Stunde vorm Mittagessen, wenn vom Kolchos, von der Schmiede her noch Juchyms Hammerschlag über die Wiesen dröhnt, bei ihm zu Hause ein geschäftiges Tun und Treiben los. Der niedrige, runde Tisch wird auf den Hof getragen, denn Krawtschyna ißt im Sommer bei gutem Wetter gern unterm schattigen Paradiesapfelbaum. Vom Brunnen wird ein Eimer kaltes Wasser geholt - wenn der Borstsch dem Vater zu heiß ist, wird die Schüssel auf den Eimer gestellt, damit der Borstsch schneller abkühlt. Die ohnehin sauberen bunten Holzlöffel werden noch einmal gewaschen und abgerieben, ein sauberes Handtuch liegt schon bereit, das sich der Vater über die Knie breiten kann, und seine Bank wird an den Tisch gestellt. Erst dann bittet Motrja den Jüngsten, Kolko, zum Friedhof zu rennen und Ausschau zu halten, ob der Vater schon kommt. Kolko, ein schmächtiger, sauber gekleideter Knirps mit klugen Äuglein, läuft barfuß den Pfad zwischen den Sonnenblumen entlang und brummt wie ein Auto. Nach dem Vater Ausschau halten - das ist für ihn die größte Freude, die

ehrenvollste Pflicht, die er von den älteren Geschwistern übernommen hat. Kolko läuft zum Friedhof, der höchsten Stelle im Dorf, setzt sich ins sonnenwarme Thymiankraut zwischen den Gräbern, guckt zum Kolchosanwesen auf der andern Talseite und lauscht angestrengt.

Die Hände hinterm Rücken verschränkt, geht Krawtschyna gemächlich, ohne nach links und rechts zu schauen oder mit entgegenkommenden Leuten zu plaudern. Dazu hat er jetzt keine Lust, er ist müde und hungrig. Wenn er in die Niederung hinuntersteigt, erst bis zu den Knien, dann bis zur Brust und bis zum Kopf verschwunden ist, springt Kolko hoch wie ein aufgeschreckter Hase und rast den Weg zurück, daß die Kreuze und Grabsteine nur so an ihm vorbeirauschen.

»Vater kommt! Hören Sie, Mama? Vater kommt!« ruft er ganz außer Atem. Seine Augen leuchten wie glühende Holzstückchen. Er hat als erster den Vater gesehen!

Die Kinderschar sucht ihre Stühle zusammen, die der Vater gezimmert hat, stellt sie an den Tisch, aber noch keiner setzt sich. Motrja bringt eine Schüssel mit warmem Wasser, ein Handtuch, Seife und ein Stück glattgeriebenen Ziegelstein.

Juchym tritt auf den Hof, überschaut die Familie mit strengem Blick, bemerkt, daß eins der Kinder nicht da ist, und fragt: »Und wo ist Polja?«

»Die hat heute sechs Stunden«, antwortet eins der Schulkinder.

Juchym krempelt die Ärmel hoch – seine Hände sind bis zu den Gelenken blaurot von Ruß und Qualm, darüber sind sie weiß, denn er hat keine Zeit, sich braunbrennen zu lassen –, nimmt Motrja die Seife und den Ziegelstein aus der Hand und wäscht sich den Ruß ab. Schweigend und respektvoll sehen die Kinder zu, wie der Vater mit zusammengebissenen Zähnen die Hände mit dem Ziegelstein bearbeitet. Eins von den älteren Kindern fragt: »Solln wir dir nicht aus der Stadt einen harten Bimsstein mitbringen?«

»Was Härteres als Ziegelsteine gibt's nicht«, erwidert Juchym.

Nach dem Waschen setzt er sich als erster an den Tisch, nach ihm Großmutter Krawtschynycha, dürr, gebeugt durch neun Jahrzehnte, mit schmalen Händen, wie immer sauber gekleidet, in einem langen, weiten Gewand. Erst dann nehmen die Kinder Platz.

Juchym kostet den Borstsch, und wenn er weder zu kalt noch zu heiß ist, fragt er: »Und wo ist der Pfeffer?«

Eins der Kinder reicht ihm die Pfefferschote, die unter den Schüsselrand geraten war, und sagt fröhlich: »Hier, Papa. Hat sich versteckt.«

Juchym bricht ein dunkelrotes Stück von der Schote ab, tut es in die gemeinsame Schüssel und schüttet noch die Körner dazu.

»Ist das nicht zuviel?« gibt Motrja zu bedenken. »Die Kinder verbrennen sich ja die Zunge.«

»Wem's zuviel ist, der wird sich schon bemerkbar machen«, erwidert Juchym.

Die Kinderschar ißt schweigend. Wer wird sich schon »bemerkbar machen«, wenn der Vater solchen Borstsch ißt?!

Juchym nimmt einen Löffel voll, führt ihn langsam zum Mund, betrachtet ihn sekundenlang wie einen Feind, dann macht es laut »hfff«, wie ein kurzer, wütender Peitschenknall – und der Löffel ist leer. Hfff ... hfff!, geht es dann bedächtig und hartnäckig. Wenn eins der

älteren Kinder den Hühnermagen oder ein Stück Leber erwischt hat, hört Juchym auf zu schlürfen und sagt: »Gib's dem Kolko, Manja, er ist doch kleiner als du.«

Und Motrja fügt hinzu: »Er ist heute besonders brav, hat der Mama Holz tragen helfen und nach dem Vater Ausschau gehalten.«

Juchym schweigt. Den Kleinen schadet's nicht, wenn man sie manchmal lobt.

Die Großmutter ißt aus einer eigenen Schüssel, weil sie lange kauen muß. Juchym wendet auch ihr bei Tisch seine Aufmerksamkeit zu, und wenn sie manchmal ihren Borstsch oder die Schmorkartoffeln oder den Milchbrei nicht geschafft hat, fragt er: »Warum essen Sie denn heut so schlecht, Großmama?«

»Wenn du so alt bist wie ich, hast du auch keinen großen Appetit mehr, mein Kind«, erwidert die Krawtschynycha. »Früher, als ich jung war, hatte ich immer Hunger, aber da war nichts da. Und jetzt, wo genug da ist, mag ich nicht mehr soviel.«

Die Kinderschar findet es spaßig, daß die Großmama den Vater »Kind« nennt, und eins der älteren fragt, respektvoll lächelnd: »Ist denn Papa ein Kind?«

»Wir sind alle Kinder, mein Kind, ob groß oder klein«, sagt Großmutter und lacht lautlos.

Das ist ein friedliches Mittagessen. Aber es kommt auch vor, daß Juchym zum Beispiel der Borstsch zu heiß ist. Dann packt ihn die kalte Wut. Er nimmt die große Schüssel, läuft damit ums Haus rum, sucht eine windige Stelle, und wenn er sie gefunden hat, fächelt er mit dem Löffel so heftig über der Schüssel, als worfele er Getreide zum Mahlen, und brüllt dabei, daß die Nachbarhunde zu bellen anfangen.

»Hab ich noch nicht genug Hitze am Schmiedefeuer? He? Nicht genug?«

Wenn aber kein Wind ist, nimmt Juchym den fast eimergroßen Kochtopf mit Borstsch'hoch und schleppt ihn zum Brunnen.

»Ins Wasser damit! Ins Wasser, sag ich! « bellt er Motrja an und bindet ein Stück Strick an die Henkel zum Tragen.

»Was ist denn bei denen los?« wundern sich Besucher, die weiter weg wohnen.

»Ach, Krawtschynas essen Mittag«, erklären die Nachbarn des Schmieds gleichmütig. Sie sind das gewohnt. So gewohnt, daß sie, wenn jemand einen andern anschreit, sagen: »Was schreist du so, als hättst du zu heißen Borstsch geschluckt?«

Nach dem Essen kriegt Juchym gleich seine gute Laune wieder und wird auf einmal liebevoll und gesprächig.

»Was hast du denn zu morgen auf?« fragt er den Sohn oder die Tochter und streicht ihnen übers Haar.

»Das Perpetuum mobile, Papa.«

»Was ist denn das?«

»Ein ewiger Motor, Papa.«

»Hm«, meint Juchym und denkt lange nach. »Und gibt's denn so einen Motor?«

»Nein, Papa.«

»Richtig«, sagt Juchym erfreut. »Nichts ist ewig.«

»Und Sie, Papa?« piepst Kolko.

Juchym lacht laut los und sagt: »Ich bin ewig, mein Junge. Ich bin so ein Perpetmobile. Und wenn du groß bist, wirst du auch so ein ewiger Motor. Wer arbeitet, ist ein Motor.«

»Und wer nicht arbeitet?« fragt Kolko.

»Wer nicht arbeitet, der kommt zu nichts«, meint Juchym lachend.

Am liebsten übt er mit dem jüngsten Sohn, der noch nicht zur Schule geht, das Alphabet. Er nimmt soldatische Haltung an, legt die auseinandergespreizten Finger an die Hosennaht und fragt Kolko: »Na, was ist das für ein Buchstabe?«

Kolko neigt den Kopf zur Seite, kneift die klugen Äuglein zusammen und sagt ganz schnell: »Ein »i«, Papa, bloß ohne Punkt oben.«

»Und das?« Juchym streckt einen Arm zur Seite. »Ein >r<, Papa!«

»Und das?« freut sich Juchym und krümmt den linken Arm um die Taille.

»Das ist ...« Kolko macht absichtlich eine Pause, und Juchym wartet gespannt. Als auf seinem Gesicht ein kaum merklicher Schimmer von Verdruß auftaucht, ruft Kolko lachend: »Das ist ein »p«, Papa!«

Die älteren Kinder, die der Reihe nach die gleiche väterliche »Schule« durchgemacht haben, umarmen Kolko und loben ihn, aber da runzelt Juchym plötzlich die Stirn und sagt: »So, nun aber Schluß. Marsch an die Hausaufgaben, und ich muß an die Arbeit zurück.«

Die Kinder gehen nur ungern auseinander, sie haben immerhin nicht oft das Glück, mit dem Vater zusammen zu sein – Juchym aber verschränkt die mit Ziegelstein gewaschenen sauberen Hände auf dem Rücken und geht in seine Schmiede zurück. Auf dem Wege bleibt er nun gern zu einem Plausch stehen, wenn ihm jemand entgegenkommt, bietet von selbst an, etwas zu machen, was außer ihm, dem Schmied, keiner im Dorf kann. Wenn Krawtschyna satt ist, tut er jedem gern einen Gefallen,

hat er für jeden ein gutes Wort oder einen Rat, sogar für die Spötter. Und dann klingt bis zum Dunkelwerden flink und munter der Hammer auf dem Amboß, als rufe er die Leute in die verrußte Schmiede am Kiefernwald. Wenn der Hammer aber stillschweigt, bedeutet dies, daß Juchym müde geworden ist, seine harte, von Funken durchschlagene Zelttuchschürze abgenommen hat, sich den rechten Arm massiert – er hat jetzt öfter kein Gefühl drin – und zur Niederung geht, um die Kühle des Weidendickichts zu genießen.



## Pfefferminze

Über den vom Frühjahrshochwasser überfluteten Wiesen erkaltete ein orangefarbener Abend, der die ferne Flamme der Wolken ins flache Flußufer versenkte. Und je tiefer die Sonne hinter die Hügel sank, desto tiefer glitt auch der rote Schein. Schon glomm er über den Uferweiden, als stießen die Wellen ihn an Land.

Andri erhob sich vom Baumstumpf, auf dem er ausgeruht hatte, und suchte zwischen den Büschen sein Boot. Tagsüber war das Wasser zurückgegangen. Dort, wo das Boot am Morgen noch gelegen hatte, war nur ein Streifen trockener Schilfrohre, aufgequollener Äste und leerer Wasserschneckengehäuse übriggeblieben. Vom Morast festgesaugt, lag der Kahn am Ufer. Die Kette, mit der er an eine Weide angebunden war, war straff angezogen. Als das Hochwasser zurückging, hatte es den Kahn offenbar mitziehen wollen.

Andri machte die Kette ab – auf der Weidenrinde blieb ein rötlicher Einschnitt zurück – und zog das Boot zum Wasser, wobei er mit seinen wasserdichten Stiefeln im grünen Schlamm versank.

Als er das Wasser erreicht hatte, schwitzte er und

setzte sich aufs Heck, um ein wenig auszuruhen. Er hatte es nicht eilig, nach Hause zu kommen, obwohl er ziemlichen Hunger verspürte und von seiner Arbeit auf dem Trecker mächtig abgespannt war. Er hatte Stroh zum Kuhstall gefahren und den Frauen beim Abladen und Verteilen der schweren Ballen geholfen. Auch jetzt roch er noch nach dem muffigen, abgelagerten Stroh, nach Viehsalz und kaltem Schweiß.

Auf einem trockenen Hügel am andern Ufer der überschwemmten Niederung war das Dorf zu sehen. Es war schon fast eingeschlossen vom Hochwasser, in dem sich die Abendröte widerspiegelte. Irgendwo spielte dort laut ein Radio, krähten Hähne, Rauch hing tief über den Häusern und mischte bitteren Modergeruch vorjähriger Gräser in die Wiesenluft.

Andri entdeckte sein Haus, spürte aber bei seinem Anblick nicht mehr jenes wohlige Ziehen, das ihn bis vor kurzem noch fast im Trab nach Hause eilen ließ.

Seitdem er den Marinedolch für immer vom breiten Offizierskoppel abgeschnallt und sich auf den Traktor gesetzt hatte, haßte ihn seine Schwiegermutter, redete ihn nur noch mit »Sie« an und strafte ihn mit stummer Verachtung. Auch das Haus kam ihm jetzt düster vor, als habe es sich mit der Besitzerin verbündet.

Als Andri eines Abends von der Arbeit nach Hause gekommen war, trat ihm die Schwiegermutter bereits im Flur entgegen und mahnte ihn: »Tragen Sie um Gottes willen keinen Dreck ins Haus. Wir haben gerade saubergemacht ...« Dann ging sie demonstrativ an ihm vorbei auf den Hof, an der Jacke das blankgeputzte Abzeichen der ausgezeichneten Mitarbeiterin für Volksbildung, das einem Skythenkrug mit zwei Henkeln glich.

Andri wich in die dunkle Ecke zurück, drückte sich gegen die Wand, um sie vorbeizulassen. Innerlich kochte er. Es sah aus, als triebe sie ihn absichtlich in die Enge, um ihn zu demütigen. Er stützte sich gegen den Türrahmen, zog die Schuhe aus und ging ins Zimmer.

Klawa stand bei seinem Eintritt träge auf, reckte sich wohlig, daß die Schultergelenke knackten, und äugte dabei heimlich in den Spiegel.

Das Abendessen verlief schweigend, wie nach einem Streit.

»Weiß der Teufel, woher ihr kommt!« brummt Andri später im Bett bei glimmender Zigarette. »Wohnt im Dorf und spielt die feinen Damen.«

»Wir kommen genau daher, woher ihr auch kommt!« erwiderte Klawa pikiert und drehte sich demonstrativ zur Wand. »Und wenn wir dir nicht passen, such dir was Besseres.«

Da haßte er alles an ihr: ihre schlanke, gepflegte Taille, die weißen Beine und sogar ihren Namen: Klawa! Wie das schon klang! Weiß der Teufel!

Manchmal mitten in der Nacht, nach fieberhafter körperlicher Aussöhnung, weinte und klagte sie, sie sehne sich nach Wladiwostok, nach dem fröhlichen Zirkelleben im Seemannsklubhaus. Die Mutter nenne ihn, wenn er nicht zu Hause sei, einen entlassenen Offizier und sie eine Transuse, wenn sie nicht gewußt hätte, wen sie da heirate.

Dann sprang Andri vom Bett auf, rauchte eine Zigarette nach der anderen, wanderte im Zimmer auf und ab, stieß gegen Stühle, die polternd umfielen, bis die Schwiegermutter hinter der Tür jammerte: »Mein Gott, gebt doch endlich Ruhe . . . «

... Nachdem die Sonne untergegangen war, begann es zu dunkeln.

Andri stieß den Kahn ins Wasser und wollte schon losrudern, als im Weidengebüsch die Zweige knackten und ein Mädchen außer Atem auf die Wiese gelaufen kam.

»Onkel, nehmen Sie mich mit auf die andere Seite!« rief sie. Als sie näher kam, senkte sie schamhaft den schelmischen, jungenhaften Blick hinter langen Wimpern. »Ach, Sie sind es ... Und ich dachte, es wäre Onkel Porfylo.«

Das Mädchen schien verlegen, und Andri begriff, daß sie geschwindelt hatte. Er hatte seine Seemannsmütze auf und trug dazu die alte Seemannsjoppe, Sachen also, die niemand außer ihm im Dorf besaß. Er erinnerte sich, daß er das Mädchen schon einmal gesehen hatte. Vor zwei Jahren, als er auf Urlaub war und mit sämtlichen Offizierswürden durchs Dorf ging, hatte sich ein ganzer Schwarm Schülerinnen aus den höheren Klassen an seine Fersen geheftet. Die Mädchen versuchten ihn zu überholen, um ihn besser betrachten zu können, tuschelten leise und prusteten vor Lachen. Eine von ihnen sagte laut: »Guck mal, Lessja verschlingt ihn ja fast mit Blicken.«

Andri drehte sich um und entdeckte in dem Schwarm ein Mädchen in langem Schulkleid, mit klaren, leicht erschrockenen Augen, die ihn stumm anflehten, doch stehenzubleiben und sich zu überzeugen, wie hübsch sie alle seien. Andri hatte nur flüchtig hingesehen und das Ganze schnell vergessen, aber die Augen blieben ihm im Gedächtnis haften.

Jetzt stand ein Mädchen vor ihm, das mehr als einen flüchtigen Blick wert war. Aber sie verliebt betrachten

durfte er als verheirateter Mann nicht. Sie hatte Bücher unterm Arm, obwohl sie in den großen Männergummistiefeln und dem einfachen grauen Jackett gar nicht mehr wie eine Schülerin aussah; und das bunte Fransentuch ließ auch nicht den halben Kopf frei, wie bei jungen Mädchen, sondern war tief auf die Stirn gebunden, wie es verheiratete Frauen tragen.

Andri war schmerzlich berührt. Schülerin, dachte er, und schon verheiratet. Trägt Sachen von ihrem Mann.

»Steigen Sie ein«, sagte er nicht sehr freundlich und stapfte durchs Wasser zum Heck.

Aber das Mädchen wartete, bis er eingestiegen war, stieß das Boot kräftig ab und sprang dann auf.

»Wo kommen Sie denn noch so spät her?« fragte Andri, um die seltsame, ihm selber unbegreifliche Feindseligkeit zu überbrücken, die er dem Mädchen entgegengebracht hatte.

»Aus der Schule ... Und dann hab ich noch 'n paar Kartoffeln für die Großmutter gebuddelt.«

»Sind Sie Lessja?«

Das Mädchen nickte hastig. Schalkhaftigkeit verbergend, blitzten ihre Augen sekundenlang warm und fraulich auf.

»In welcher Klasse sind Sie denn?«

»In der elften.«

»Und wo soll's dann hingehen?«

Lessja ließ traurig lächelnd den Arm über die Bordwand hängen und wandte sich ab. »Wer weiß ...«
»Und wozu raten die Lehrer? Wer ist Ihr Klassenlehrer?«

»Stepanyda Trochymiwna. Ihre Schwiegermutter«, erwiderte das Mädchen lèise. »Sie sagt, ich soll Vieh-

züchterin werden, weil sie bald keine mehr ohne Oberschulbildung nehmen werden.«

Andris Blick verfinsterte sich. Er ruderte schneller. Aber seine Arme spürten die Ruder nicht, und das Boot glitt gleichmäßig und leicht dahin wie ein Vogel auf unermüdlichen Schwingen. Die Häuser in den Gärten schwebten ihnen wie von selbst entgegen.

So ist das also, dachte er, agitiert für den Kuhstall. Ist ja 'ne ganz Fixe!

Am Horizont war der letzte rote Schimmer verblaßt. Jene abendliche Dämmerung setzte ein, die die Luft klar wie Quellwasser macht, so daß bisher unbemerkte, dünne Weidensträucher, die hier und da in den überfluteten Wiesen aufragen, scharfe Konturen annehmen und sich reglos im Wasser spiegeln, das dadurch unergründlich tief erscheint. Der Tau sog aus den feuchten Gräsern den herben Geruch von erfrorenem Flußschlamm und welkem, nassem Heu, das von der Vorjahresmahd an den Büschen hängengeblieben war.

Wie jedes Frühjahr roch es auf den Hügeln zwischen den überfluteten Wiesen nach fruchtbarer Schwarzerde, nach verdorrten Gräsern, nach Holz und jungen Trieben.

Zwischen all diesen Düften konnte Andri einen vorerst nicht definieren, der ihn an seine Kindheit erinnerte, als er mit einer Flasche kalter Milch und einem Brotkanten im Proviantbeutel das Vieh auf den Wiesen hütete, an den ersten Abend mit Klawa dort auf der Weide, an den Pfingsttag in Großmutters frischgeweißter Stube, wo der Fußboden mit frischgeschnittenem Riedgras bedeckt war – dieser Geruch hatte ihn durchs ganze Leben begleitet, nur nicht während seiner Dienstzeit auf See.

Andri hörte auf zu rudern, atmete mehrmals tief ein und aus und saß ganz still, als lausche er.

»Pfefferminze . . . «, flüsterte Lessja. »Die Pfefferminze ist aufgegangen.«

Andri schien es, als hätten sie beide zusammen dieses Wort ausgesprochen, nur er für sich und sie laut.

»Na, sehen Sie ...«, begann er, sprach aber nicht weiter. Er wollte sagen, daß es schlimm wäre, wenn Leute so kleinlich dächten wie: »Entlassener Offizier«, »Viehzüchter«, »Traktorist« – daß man nicht so denken und leben dürfe, wenn die Erde nach den Gräsern vom Vorjahr und nach junger Pfefferminze, nach Ewigkeit und Augenblick duftete.

Zum erstenmal sah Andri Lessja ungeniert ins Gesicht, weil er spürte, daß er es mit reinem Gewissen tat. Er erkannte sie nicht wieder. Sie hatte das Tuch wie ein junges Mädchen gebunden und sah sofort jung und unberührt aus, wie die Erde auf den Hügeln vor ihnen.

»Wenn Sie wollen, holen wir welche«, schlug sie vor, und ihre Augen blitzten wieder schalkhaft.

»Sie hat ja fast noch keine Blätter«, sagte er leicht verwirrt, bedauerte aber im gleichen Moment, daß er abgelehnt hatte. »Ist noch zu jung.«

»Am Fluß ist sie größer«, erwiderte das Mädchen nun schon unschlüssig. »Das Ufer ist steil und dies Jahr nicht überschwemmt worden.«

Andri lenkte das Boot in die Richtung, wo der Fluß wie ein schwarzes Band in den Wald führte. Bald erhob sich zu beiden Seiten die steile, ausgeschwemmte Uferböschung, von der kräftige Birkenwurzeln ins Wasser hingen, die bei der geringsten Bewegung knarrten.

Behende sprang Lessja aus dem Boot und verschwand

im Dickicht. Zweige knackten unter ihren Stiefeln. Bald darauf kam sie mit einem Strauß Pfefferminze zurück. An jedem Hälmchen war nur ein Blatt ... »Macht nichts«, sagte sie und schlug die Augen nieder. »In der Vase schlagen sie schnell aus. Wenn Sie wollen, nehmen Sie den Strauß.«

Das Boot entfernte sich vom Ufer und glitt leise zur Flußmitte.

»Erinnern Sie sich an mich?« fragte Lessja plötzlich, als er seine Nase in die grüne Minze gesteckt hatte. Sie duftete nach der Flasche Milch im Proviantbeutel auf der Weide, nach Pfingsten in Großmutters Stube, nach dem mit Riedgras bestreuten Fußboden ... »Ich erinnere mich.«

Die Strömung trug sie auf die überschwemmten Wiesen. Er vergaß die Ruder, die ihm zu Füßen lagen, und wagte sich nicht zu rühren aus Angst, er könne ihre Stimme erschrecken, die leise dahinplätscherte wie das Wasser unter ihnen und rein war wie der Atem der Erde auf den Hügeln zwischen den Wiesen. Vor seinen Augen stand ein Boot mit straffangezogener Kette. Es lag im Trockenen, das Wasser war zurückgegangen und hatte das Boot nicht mitnehmen können.

In dieser Nacht konnte Andri lange nicht einschlafen. Im Zimmer war es hell vom Licht der großen Sterne, und es duftete würzig nach Pfefferminze . . .



## Totenfeier für Markijan

Markijan wurde um die Mittagszeit beerdigt – ohne Musik und ohne Popen. Die meisten »Kolchosbläser«, wie die Amateurmusiker im Dorf genannt wurden, waren zur Bahnstation gefahren, um Futter zu holen, und davon, daß der Pope kommen sollte, hatte der Verstorbene nichts gesagt. Seitdem im Dorf die Kirche abgetragen worden war, glaubte er nicht mehr an Gott.

Es war ein trüber und kalter Tag. Schon am Morgen hatte Schneetreiben eingesetzt, und um die Mittagszeit war alles so verschneit, daß die entfernten Verwandten von den Vorwerken und umliegenden Dörfern, die sich um die Beerdigung kümmerten, schon aufgeregt flüsternd beratschlagten, ob man nicht zum Friedhof aufbrechen solle, weil sonst die Grube zugeweht sein würde und man nur Scherereien hätte.

Da niemand den Verstorbenen im Leben geliebt hatte, weinte auch niemand um ihn. Weder seine Frau Stecha, eine gutherzige Frohnatur, die aber durch die vielköpfige Familie und die Knüffe ihres Mannes schon abgestumpft war, noch die Verwandten, Dorfnachbarn oder die eigenen Kinder, die vom Vater nur unerwartetes, meist

grundloses Geschimpfe kannten und genauso unvermittelte kränkende Nackenhiebe oder sogar den Stock zu spüren bekommen hatten. Da lag Markijan also unbeweint in seiner letzten Zuflucht, inmitten drückender Stille, kaum hörbarer Seufzer und Flüsterworte. Die Schnauzbartspitzen klebten an den eingefallenen Wangen, das hagere, ausgemergelte Gesicht war wachsbleich, nur die Brauen waren wie im Leben grimmig über der Nasenwurzel zusammengezogen, und denen, die den Alten gut gekannt hatten, mochte scheinen, daß er sich im nächsten Moment aufrichten und mit zornig aufgerissenen Augen alle anschreien würde: »Ordnung muß sein!«

Wenn aber einer von den neuankommenden Trauergästen beim Betreten des Zimmers in der ersten Aufwallung, eher aus Gewohnheit als aus echter Trauer, laut zu jammern und zu wehklagen begann, wurde es allen im Raum peinlich, und jeder schnaufte durch die Nase und ließ die Schultern zucken, damit es so aussah, als weine er...

Wieder trat Stille ein, nur auf dem Ofen zankten sich Andriko und Manka, die jüngsten Markijankinder, um die Trauerpiroggen.

»Gib her, sag ich. Du hast die mit Kohl.«

»Aber ich will die mit Beeren ...«

»Na hier, sollst dran ersticken!«

»Auuu ...' Du haust mich ja!«

»Pssst! Sei still! Papa ist doch gestorben!«

Es roch nach Harz, das hier und dort aus den neuen, noch nicht ausgetrockneten Brettern trat – der Sarg war in aller Eile zusammengezimmert und nicht angestrichen worden –, nach neuem Kaliko, heißem Kerzenwachs

und nach Frost von den bereiften Fenstern, während aus dem Nebenraum, in dem das Essen angerichtet wurde, der Duft von Kohl, Dörrobstsaft, hausgemachten Nudeln, frischem Brot und Selbstgebranntem herüberzog.

Schließlich kam aus dem Kolchos der breite, mit Heu ausgelegte und mit zwei Pferden bespannte Schlitten, der Vorsitzende des Dorfsowjets traf ein, der Markijans Medaille »Für ausgezeichnete Arbeit« vorneweg tragen und auf dem Friedhof die Rede halten sollte. Im Flur polterten Körbe und Zuber, die beiseite geräumt werden mußten, um die Tür weiter aufzumachen. Dann sagte einer: »Jetzt könnten wir den Sarg wohl raustragen, sonst frieren die Pferde draußen.«

Die Männer, die auf dem Hof standen, nahmen die Mützen ab, fuhren mit der Hand ordnend durch die Haare und traten in die Stube, um den Hausherrn hinauszutragen. Die Frauen nahmen Markijan die warme, gelbtropfende Kerze aus den kalten Fingern und stellten sie auf das Wandbrett in der Ecke, über dem, geschmückt mit einem rotbestickten Handtuch, Markijans und Stechas Trauikonen hingen. Die Kochfrauen nebenan hörten auf, mit ihren Ofengabeln zu klappern, und verstummten. Eine kalte graublaue Dunstwolke drang von draußen zur Stube herein, und der Sarg schwamm darin wie ein Boot im Nebel.

Erst da fing Stecha, die bisher vollauf beschäftigt gewesen war und nun müde am Ofen bei den Kindern saß, plötzlich an zu weinen, verbarg das Gesicht in ihrem groben Tuch, und die Frauen machten sich erfreut daran, sie mit demütig-liebevollen Worten zu trösten. Die älteren Söhne runzelten die Brauen, ließen den Kopf sinken und wollten beim Sargtragen helfen, wurden aber sachte beiseite geschoben mit der Erklärung. Verwandte dürften einen Toten nicht hinaustragen, das sei nicht Sitte.

Das Schneetreiben ließ nicht nach, es schien im Gegenteil noch stärker zu werden. Der Wind wehte durch den Schnauzbart des Toten, bauschte ihn auf, und auf einmal wirkte Markijans Miene gar nicht mehr grimmig, sondern fröhlich und gutmütig. So war Markijan nur in Gesellschaft, zum Ersten Mai, zu den Oktoberfeiertagen gewesen und als die Überlebenden aus dem Krieg heimgekehrt waren. Damals sang er sogar, angeheitert natürlich, die Wangen gerötet, mit den jungen Frauen um die Wette, malmte zwischendurch krachend eine Gurke oder Kohl – Markijan aß gerne –, und wenn einer sich zum Hopak oder zur »Barynja« hinreißen ließ, stampfte er unterm Tisch mit den Stiefeln den Takt mit, zwirbelte seinen Schnauzbart und schrie verwegen mit knarrender, des Singens entwöhnter, heiserer Stimme:

»Die Barynja war schmuck und fein. Mykyta wollt ihr Liebster sein. Barynja, Barynja...«

und suchte mit den Augen, was er wohl noch essen könnte . . .

Auf dem Weg zum Friedhof lichtete sich der Zug, die Leute froren, blieben unbemerkt zurück und verkrümelten sich jeder auf seinen Hof. Auch den Pferden war kalt, sie wollten immer wieder in Trab fallen, aber die Männer hielten sie an den Zügeln und am Zaumzeug fest, damit sie im Schritt gingen und nicht den Vorsitzen-

den des Dorfsowjets überrannten, der mit der Medaille auf einem Kissen vorweg schritt.

Die Grube war tatsächlich fast bis oben hin zugeschneit, den Rand bedeckten spitze Häubchen blitzendweißen Pulverschnees. Über der Grube raschelten die flachen Schoten der alten Akazien. Die grauen Kreuze und Umzäunungen knackten vor Kälte. Die Männer schippten den Schnee weg, während der Vorsitzende des Dorfsowjets, ein ältlicher Mann mit einem von Pockennarben zerfressenen Gesicht, gerötet vom Frost und von dem Gläschen Selbstgebrannten, das er vor dem Gang zum Friedhof geleert hatte, eine kurze Rede hielt: »Liebe Freunde! Wir verabschieden uns heute sozusagen für immer von unserm lieben Markijan Hnatowytsch. Er war ein ehrlicher, arbeitsamer und kompromißloser Mann, wenn es um die Interessen von uns allen' ging. Nur so haben wir ihn tagtäglich gekannt. Adieu, Markijan Hnatowytsch, und verzeihen Sie uns, daß wir Sie so ohne alles beerdigen ... Aber auch wenn die Musikanten dagewesen wären, hätten sie bei dem Mistwetter sicher gar nicht gespielt.«

Dann war alles so, wie es immer bei Beerdigungen ist. Der Sarg wurde zugenagelt und an zwei Tuchstreifen in die Grube gelassen. Die Leute warfen eine Handvoll hartgefrorene Erde hinterher und gingen auseinander. Die Männer und Frauen, die früher im Kirchenchor gesungen hatten, rückten zusammen und sangen »Zum ewigen Gedenken«

Gelbe Lehmspuren zurücklassend, trotteten die Gäste in kleinen Gruppen zum Mittagessen. Man sprach leise über den Toten.

»Siehst du, wie's geht«, sagte Hryzko Mantatsche-

tschka, der frühere Müller und Freund Markijans. »Da hat ein Mensch gelebt, und nun ist er nicht mehr ...«

»Wird uns allen mal so gehn.«

»Ich glaube, wenn er nicht so 'ne ehrliche Haut gewesen wär, hätt er noch länger gelebt.«

»Sagen Sie lieber, wenn er nicht so dumm gewesen wär.«

»Haha ... stimmt auch wieder.«

»Schämen Sie sich gar nicht?«

»Wieso schämen? Stimmt's etwa nicht?«

»Der selige Vater Terlezky hat gesagt: ›Richte nicht deinen Nächsten und schon gar nicht einen Dahinge-schiedenen!««

»Wer richtet ihn denn?«

Gegen Abend hatte das Schneetreiben aufgehört, die Wolken röteten sich beim Sonnenuntergang, der Schnee bekam eine Kruste und begann zu gleißen, und die Luft wurde so klar, daß man die kahlen Bäume am Weg – nur hier und da trugen sie noch Blätter –, die niedrigen, halb abgefahrenen Strohmieten auf den Feldern und den bläulichen Schnee am Horizont weithin sehen konnte. Diese melancholische und majestätische bläuliche Ferne weckte bei den Trauergästen Gedanken an den eigenen Tod, und das Gespräch um den Verstorbenen brach ganz von selbst ab.

Während die Leute auf dem Friedhof waren, hatten die Küchenfrauen die Stube ausgeräumt und Tische aufgestellt, die Nachbarn geliehen hatten – der eine höher, der andere niedriger, der eine mit Wachstuch, der andere mit einem Leinentuch bedeckt.

Vom Hof hatten sie kalte Bretter hereingeholt und

lange Sitzreihen aufgebaut, weil nicht genügend Bänke und Hocker für alle da waren. Das Essen begann.

Nach dem ersten Gläschen – anwesend waren hauptsächlich diejenigen, die zusammen mit Markijan und Stecha ihre Jugend genossen hatten – sprachen die Trauergäste leise miteinander und sangen alte, fromme Lieder.

In der Stube war es stickig – der Ofen war geheizt, dazu kamen die Enge, der Wodka und die warmen Gerichte. Die schon ein zweites Glas geleert hatten – und wer jünger oder besonders erpicht auf umsonst Gebotenes war, ein drittes –, wurden lustiger, saßen in Gruppen beisammen und gedachten – jede Gruppe auf ihre Weise – des Toten.

Überall an der Tafel wurde gleichzeitig gesprochen, und es war schwer zu verstehen, wer wie und worüber sprach, denn die Erzählenden sorgten sich nicht allzusehr, ob Gott ihnen verzieh oder nicht, sondern sagten vom Verstorbenen das, was sie dachten.

»Ich weiß noch«, begann der weißhaarige, lange nicht geschorene – es war ja Winter! – Herassym Kowtjuch, an seine nächsten Nachbarn gewandt, »wie ich sechzehn aus dem Krieg gegen die Deutschen zurückkam. Es war im Herbst, so nach den Fastentagen. Im Morgengrauen war ich aus Poltawa raus und dachte mir, zum Abend bist du zu Hause. Ich schreit also tüchtig aus, hab schon das Schwedengrab hinter mir, gleich werd ich das Dörfchen Pobywanka sehn. Da hör ich hinter mir jemand rufen. Ich dreh mich um und seh Markijan. In Uniform, mit Georgskreuz, den Arm verbunden. Hatte also auch ausgedient . . . Mich hatt's sechzehn ja auch an der Pfote hier erwischt.« Herassym zeigte seine rechte Hand, von der nur der Daumen und der kleine

Finger übriggeblieben waren. »Als er näher kommt, seh ich, daß er an einem Stiefel einen Sporn hat, am andern irgend so 'n Eisending, mit Riemchen am Stiefelschaft befestigt. So wie 'n Reibe, nur mit größern Löchern. Wir begrüßten uns natürlich, umarmten uns, gingen zusammen weiter und schnackten über dies und das, wer wo gekämpft hätte, was man aus Briefen von zu Hause erfahren hatte und wie's weitergehen sollte. Beim Erzählen merkten wir gar nicht, wie die Zeit verging. Es wurde dunkel. Wir kamen schon in unsre Gegend. Mein Gott, wie schön das ringsum war! Und dann ging noch der Mond auf. Es roch nach Gärten und Korn - die Schober waren noch nicht eingefahren –, kurzum, es roch nach unsrer Erde. Und still war's ringsum wie im Ohr. Nur Markijans Reibeisen machte immer klong-klong, dup-kling ... Da hab ich ihn gefragt: >Was hast du bloß für 'n Teufelsding am Stiefel?!< Im guten, ohne Stichelei. Da fährt er hoch, mein Gott, war der wütend. >Was für 'n Teufelsding?< schreit er. >Kennst du das Reglement nicht? Was bist du denn für 'n Soldat? Im Reglement heißt es: Wer die reitende Artillerie anführt, hat einen Sporn am linken und ein Schutzgitter am rechten Stiefel zu tragen, damit das Beipferd einem nicht das Bein verletzt. Kapiert? < -> Natürlich, was ist dabei nicht zu kapieren? Bloß, warum schleppst du dieses Klimperdings so weit mit? Hättst es abgebunden und den andern Sporn angemacht, und fertig wär der Laden! Darauf er: Ordnung muß sein. Wenn's das Reglement so vorschreibt, darf man nicht dagegen verstoßen, und wenn man deswegen draufgeht.«

Oho, denk ich, da hab ich mich ja mit dir auf was eingelassen, und lenke das Gespräch aufs Georgskreuz.

Wann er's gekriegt hätte und wofür und was für 'ne Klasse ... Ich hab keine blasse Ahnung von Orden, weder von denen damals noch von den heutigen. Gleich war mein Markijan wie ausgewechselt. Er beruhigte sich, seine Miene strahlte, ja, er wurde richtig stolz. Das verdank ich Fähnrich Pitkewitsch«, berichtete er. >Ein Draufgänger waren Seine Wohlgeboren! Wenn er manchmal schrie: ,Baaatterrrie!', da sind einem fast die Hacken erstarrt, kannste glauben, Bruder. Und wie unsre Stellung beschossen wurde, ihm hat's nichts ausgemacht. 'ne Papirossa zwischen die Zähne und auf die Brustwehr! ,Na', schreit er, ,Brüder, wer reicht mir Feuer?' Und die Schrapnelle brummen ringsum wie ein Hummelschwarm. Wer will schon in den sichern Tod gehn? Aber ich hab's gewagt. Hab schnell Feuer geschlagen und hin zur Brustwehr: "Bitte sehr, Euer Wohlgeboren!" Und hab noch salutiert. Darauf er: ,Das ist ein Adler! Das nenn ich einen Ukrainer! Ich schlag dich für die erste Klasse vor!' Und am nächsten Tag hat er mich zum General gebracht. Du kannst das natürlich nicht verstehn, weil du so was nie erlebt hast. Ich zweifle ja manchmal selber, ob ich das war oder nicht! Hi-hi-hi!««

Herassym entblößte seine Zähne unterm Schnauzbart und lachte übertrieben knarrend, als wäre er Markijan. Die Trauergäste, die in der Nähe saßen, amüsierten sich köstlich, wurden aber verlegen, als sie sich besannen, wo sie waren, und griffen eilig zu den Gläsern.

»Möge ihm die Erde ein Daunenkissen sein«, sagte eine junge Frau und seufzte kummervoll.

»Natürlich«, stimmte Herassym zu. »Hab ich denn was Schlechtes gesagt? Hab mich eben zu meiner Schande dran erinnert.«

Hryzko Manatatschetschka, der solange geschwiegen und mit seinen flinken, klugen Äuglein nur immer die Leute beobachtet hatte, hüstelte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, und sagte: »Die Ordnung liebte er, das muß man ihm lassen. Deshalb haben ihn die Leiter und Bevollmächtigten auch immer mit Handschlag begrüßt. Ihr habt ja gehört, was der Vorsitzende auf der Beerdigung gesagt hat: ›Kompromißlos. « Das ist nämlich die Ordnung.

Aber einmal hat der Selige doch danebengehauen. Khh... Einmal im Herbst – das war noch unter Machno – sind wir zum Basar. Ich wollte mir Leder für Stiefel kaufen, aber Markijan meinte: >Ich guck mir mal die Machnoleute an. Die solln 'ne interessante Ordnung haben.<

Wir kommen also nach Sinkow, und da laufen so viel Bewaffnete rum, daß die Hühner keinen Platz zum Scharren finden. Na, denk ich, hier ist nichts mit Basar. Hier muß man froh sein, wenn man heil nach Hause kommt. Markijan aber sagt: >Komm, da neben der Ölmühle stehn soviel Leute rum, vielleicht ist da 'ne Versammlung. Wir hin. Für Versammlungen hatte er was übrig, besonders wenn er selber sprechen konnte. Ich geh also mit und gucke zu, wie er Ordnung schafft. Rudert mit den Armen, schreit rum, der Schnauzbart sträubt sich richtig. Als ich näher ran bin, seh ich, daß da 'ne Plünderei im Gange ist. Einer gießt Öl in einen Eimer, ein anderer stopft sich das Hemd mit Sonnenblumenkernen voll, ein dritter preßt Öltrester aus. Markijan aber hat schon einen am Wickel. >Wo willst du hin? schreit er. >Stell dich gefälligst an! Weißt du nicht, was Ordnung ist? Alles wär vielleicht gut gegangen, aber da tauchen

zu allem Unheil zwei berittene Machnoleute auf. Der eine schmächtig wie ich, der andere mit breitem Schädel und einem Nacken, daß man Faßringe drauf biegen könnte. >Wer schafft hier Ordnung? (fragt er und zwinkert seinem Kumpan zu. Markijan aber zwirbelt seinen Schnauzer und grinst. >Ich, Euer Wohlgeboren!< - >Oho<, sagt der Stiernackige. >Na, komm mal her ... Name? Soo ... Also du willst Ordnung schaffen? Weißt du nicht, du Dreckskerl, daß wir die Anarchie sind? Daß wir für die Freiheit, für vollkommene Unordnung unser Blut vergießen? Und dabei läßt er seine Riemenpeitsche auf Markijans Rücken niedersausen, einmal, zweimal . . . Die Leute liefen zusammen und lachten. >Gib's ihm, gib's ihm! hetzen sie den Machnomann auf. Ist ja bekannt, wie die Menschen sind: Wenn einer geprügelt wird, freuen sich zehn andere, daß sie's nicht sind.

Ich hin zu dem Stiernackigen. >Lassen Sie den Mann doch laufen«, sag ich, >er wollte doch bloß das Beste.« Nur mit Müh und Not hab ich ihn freigekriegt.

Später, als wir schon aus Sinkow raus waren, hab ich Markijan gefragt: >Welcher Teufel hat dich bloß hierhergetrieben?<

Darauf er: >Woher sollt ich wissen, daß sie so 'ne Ordnung haben, in der man für Ordnungsliebe verprügelt wird?««

Und wieder lachte die Gesellschaft laut los, nun schon ohne Rücksicht auf Stecha, die sich auf der Ofenliegebank ein wenig ausruhte – die jüngeren Kochfrauen kümmerten sich allein um die Tafel –, oder auf Markijans Verwandte, die nach mehreren Gläsern schon verstohlen grienten und nichts gegen ein Lied hatten, bis einer von ihnen endlich anstimmte:

»Im dämmernden Walde stand eine Hütte, und in der Hütte wohnt eine Witwe ...«

Einer von denen, die noch halbwegs nüchtern waren, zischte aus Furcht, das Lied von der Witwe könnte Stechas Kummer noch vergrößern, aber die sagte: »Laß doch die Leute singen, wenn sie schon mal angefangen haben«, und so fielen immer mehr ein, sangen voller Hingabe und unbewußter Freude darüber, daß sie selber noch lebten, daß geheizte Stuben, Frauen, Männer, Kinder auf sie warteten, daß sich das Schneetreiben gelegt hatte und der Mond aufgegangen war und es drum auf dem Nachhauseweg hell sein würde ...

»Sag doch, Frau, sag an, wie lange bist du schon ohne Mann? Witwe bin ich seit dem Jahr, als der Krieg begonnen war...«

Stecha weinte leise ins Kissen, sie dachte an ihre ältesten Söhne, die ihr der Krieg genommen hatte. Einer war bei Kirowograd in einem Panzer verbrannt, der andere lag, in der Fremde begraben, bei einem deutschen Ort mit einem so langen und schwierigen Namen, daß sie ihn gar nicht aussprechen konnte.

Dann sangen und tanzten die Trauergäste nach dem Lied von der schönen Handsja, und Stecha sah ihren Markijan als schwarzäugigen jungen Mann mit fiebrigem Glanz in den Augen vor sich . . .

Da geht er über den Hof, zupft sich wütend am

Schnauzbart und ruft zu ihr hinüber: »Wirfst du den Karnickeln wieder Blätter vor? Was hab ich dir gesagt? Im Buch steht doch, daß sie Kalisalz lecken sollen, damit ihr Fell nicht haart.«

»Jaja«, sagt sie lachend und stützt mit der Hand ihren hohen Leib unter der Schürze – sie geht gerade mit Pawlo, dem dritten Sohn –, »wenn ich mich nach deinen Büchern gerichtet hätte, wärn alle Karnickel längst krepiert. So hab ich noch zwei retten können!«

Oder da spricht er auf einer Versammlung im Kolchosbüro, hitzig, erregt, unterm Schnauzbart blitzen die gesunden weißen Zähne: »Genossen, wenn das Kreiskomitee und der Genosse Vorsitzende, Krywobok, persönlich fordern, Fäkalien auf die Felder zu bringen, dann müssen wir auch bei diesen Kennziffern den ›Roten Partisan‹ übertrumpfen! Und wenn der Vorstand nichts dagegen hat, werde ich als Aktivist die Bewegung leiten!«

Der ohnehin stickige Raum steht voller Torfqualm. Gelächter, Geschrei, die Fettlämpchen auf den Fensterbrettern flackern. »Einverstanden. Der Fäkaldünger wird Markijan übertragen!« Markijan strahlt, verspricht der Leitung, ihr Vertrauen zu rechtfertigen, Stecha aber fällt das Atmen schwer, ihr Gesicht brennt vor Scham, und sie möchte weinen . . .

Nach dem Krieg, als er schon so alt war, daß die Schnauzbartspitzen nicht mehr nach beiden Seiten abstanden, sondern um die Mundwinkel hingen und sich mächtig gelichtet hatten, war er, bis zu den Knien im Schnee versinkend, an dunklen Abenden immer noch zu den Leitungssitzungen gestapft, wo niemand mehr auf ihn hörte oder um seinen Rat bat und er nur spöttisch gefragt wurde: »Warum sind Sie denn bei dem Wetter

gekommen, Onkelchen? Sie hätten lieber zu Hause bleiben sollen.«

»Warum ich gekommen bin?« fragte Markijan wütend zurück. »Die Leute schleppen schon am hellichten Tag in ihren Klamotten versteckt Korn nach Hause! Ist das vielleicht in Ordnung? Und ihr fragt noch, warum ich gekommen bin ...«

So kam's, daß die Leitung ihn zum Wächter bei der Getreidebeschaffung ernannte, weil sie wußte, daß Markijan nicht bloß über die Ehrlichkeit der anderen wachte, sondern auch selbst kein Körnchen stahl.

Seitdem kam er nur noch selten nach Hause, und wenn, dann nur, um sein Drillingsgewehr im geheizten Raum zu reinigen – »Wie's das Reglement vorschreibt« – oder was Warmes zu essen.

So stand er also mit seinem Gewehr vorm Klubhaus – ein anderes Gebäude für das Getreide gab's nach dem Krieg im Kolchos nicht –, der Schnauzbart stachlig bereift, hauchte in die Handflächen und rief: »Sag mal, wo willst du denn hin? Da kommt ja Korn aus deinen Stiefeln! Oder denkst du vielleicht, ich hab nich gesehen, wie du absichtlich bis zu den Knien im Haufen gestanden hast, damit's in die Stiefel reinrieselt? Aber schnell zurück, sag ich dir!«

Nicht einmal Stecha verschonte er, die er selber zur Arbeit geschickt hatte. »Das Korn muß geworfelt werden, und wir haben nicht genug Arbeitskräfte.« Als sie einmal, müde vom Säckeschleppen, nach Hause gehen wollte, rief ihr Markijan nach: »Was denn, bist du besser als die andern? Schütt mir ja den Weizen aus den Stiefeln!«

Erstaunt drehte sich Stecha um und fragte nachsichtig

lächelnd: »Hast du denn vergessen, Mann, daß ich Gummischuhe anhab?«

Dann wurde das Korn planmäßig abgeliefert, und Markijan saß wieder untätig zu Hause herum. Er wäre ja gern zur Kolchosversammlung oder zur Sitzung des Exekutivkomitees gegangen, aber seine Stiefel waren kaputt, er hätte gern die letzten Neuigkeiten in der Kreiszeitung gelesen, aber die Kinder hatten ihm die Gläser aus der Brille genommen und verkramt. Er hätte sie übers Knie gelegt, aber er wußte ja nicht, wer's war, und alle zu verprügeln wäre ungerecht gewesen. So lag er den ganzen Tag auf dem Ofen und schimpfte von oben, wenn die Kinder in der Stube lärmten.

Eines Sonntags, es war zum Fest des Kirchenheiligen, hatte Stecha ein bißchen Mehl zusammengekratzt und in der Pfanne ein paar Piroggen gebacken, die sie mit dem gefüllt hatte, was da war – roten Beten, Schneeballstrauchbeeren, Bohnen. Den Kindern gab sie je eine, Markijan zwei, und für sich behielt sie die, die an der Seite ein bißchen verbrannt war. Die Kinder aßen ihre Piroggen langsam, mit Bedacht, um den Festschmaus zu genießen. In der Stube war es warm und festlich, der Fußboden war mit frischem Stroh bedeckt, die Zicklein kratzten mit ihren kleinen Hufen über die Bank, keiner schimpfte sie aus, es war Feiertag.

Als Markijan seine Portion aufgegessen hatte, beugte er sich vom Ofen herunter und fragte: »Ist nichts mehr da? Hm, hat ja bloß den Magen gereizt« und verstummte. Gleich darauf beugte er sich wieder vor und bat seine jüngste Tochter mit kläglicher, flehender Stimme: »Manja, gib doch dem Vater noch 'ne halbe Pirogge ab.«

Manja hob die großen schwarzen Augen, die sie vom Vater geerbt hatte, und kicherte. »Woher soll ich die nehmen, wenn keine mehr da ist?«

»Und du, Andrika?«

»Hm«, meinte der verwundert. »Ich hab meine auch schon längst auf.«

Markijan seufzte und verstummte wieder. Aber nicht für lange.

»Pawluscha«, rief er den ältesten Sohn. »Guck doch mal in der Pfanne nach, ob nicht noch eine übriggeblieben ist.«

Pawlo, der gerade aus dem Fenster auf den schräg fallenden Schnee gesehen hatte, blickte finster zum Ofen.

»Ja, Mamas ist noch da. Wir haben jeder eine gekriegt, Sie hatten zwei. Sie haben sie doch aufgegessen, nicht? Die in der Pfanne bleibt für Mama. Ordnung muß sein.«

Markijan schien der Atem zu stocken. Eine ganze Weile rührte er sich nicht. Dann kletterte er herunter, holte unter der Bank den kleinen gußeisernen Kochtopf hervor und sagte mit schuldbewußtem, schüchternem Lächeln zu Stecha: »Weib, ich koch mir 'n paar Kartoffeln ... oder 'ne Suppe. Kratz mir mal ein bißchen Glut zusammen. Dann goß er Wasser in den Topf, stellte ihn auf die Glut und blies sie an. Dabei hingen die Schnauzbartspitzen in der Asche. Die Glut sprühte Funken, ein schwaches Flämmchen sprang auf, und als sich Markijan aufrichtete, war eine Bartspitze abgebrannt ...

So hatte Stecha ihn am letzten Tag vor seiner Krankheit in Erinnerung. Gebückt stand er vorm Ofen, zupfte an seiner verbrannten grauen Bartspitze und sagte mit kläglichem, kindischem Lächeln zu ihr: »Soweit ist

es schon gekommen, daß ich auf meine alten Tage den Schnauzer loswerde!«

Die Kinder aber amüsierten sich köstlich, hockten zusammengedrängt am Fußboden, prusteten sich gegenseitig in den Nacken, stießen einander mit den Ellenbogen an und taten, als lachten sie nicht über den Vater, sondern spielten.

Da nahm Stecha ihre Pirogge aus der Pfanne und gab sie ihm. »Kletter auf den Ofen«, sagte sie, »sonst kriegst du noch kalte Füße. Die Suppe koch ich dir selber.«

Seit der Zeit kränkelte Markijan und sprach bis zu seinem Tode nie mehr von der Ordnung. Nur einmal, als ihn sein alter Freund Hryzko Mantatschetschka besuchte, sagte er leise, die trockene Zunge kaum bewegend: »Vorm Tod hab ich keine Angst, Hryzko. Bloß eins tut mir leid ... Ich würde gerne noch erleben, wie's mit der Ordnung weitergeht ...«

»Ja, natürlich ...« Mantatschetschka nickte sanft und sprach von etwas anderem, um den Kranken von seinen Todesgedanken abzulenken. »Weißt du noch, Markuscha, als fünfunddreißig die eine Nacht so stürmisch war? Oho ... In allen Gärten ging's damals ... plumps ... plumps ... Die Äpfel und Birnen fielen von den Bäumen. Als der Mond aus den Wolken guckte, war's im Gras ganz hell vom Fallobst ... Ich hab damals die Mühlenflügel auch nicht losgemacht. Wie sollt ich bei dem Wind mahlen! Die Flügel wärn sofort abgebrochen. Ein mächtiger Sturm war das damals!«

»Nö, kann mich nicht erinnern. Ich war damals gerade zum Aktivistentreffen nach Poltawa. Wenn du gesehn und gehört hättest, was da los war ...« Markijans Finger glitten hastig über das Hemd, das seine eingefallene Brust bedeckte, seine Wangen überzogen sich mit fiebriger Röte. »Blasmusik ... Beifall ... Die ganze Gebietsleitung war im Präsidium ... Und ich hab auch das Wort gekriegt ... Und untergebracht waren wir im Hotel ... Grammophone, Essen, was man wollte ... Ordnung, Ordnung ...« Er schwieg, sein Atem ging keuchend.

Am nächsten Tag starb er.

Es war weit nach Mitternacht. Die Gesellschaft war des Trinkens, Essens und Fröhlichseins müde. Ein paar Männer rauften sich schon im Flur aus irgendeinem nichtigen Anlaß, man hatte Mühe, sie auseinanderzubringen. Die Trauergäste verabschiedeten sich einer nach dem andern, versanken auf dem Heimweg im tiefen Schnee, und keiner dachte mehr an Markijan, alle machten sich bloß Vorwürfe, daß sie so lange dageblieben waren.

Nur Hryzko Mantatschetschka, der frühere Müller und Freund Markijans, blieb, als er am Friedhof vorbeiging, an dem einsamen schwarzen Grab stehen, nahm die Mütze ab und lallte betrunken: »Also Ordnung muß sein? Ha! Jetzt hast du deine Ordnung!«



## Katrjas Hochzeit

Im Spätherbst, als in den Gärten bereits das Laub von den Bäumen gefallen war und nur ein paar Blätter an den Fliederbüschen und in den Pappelspitzen übriggeblieben waren, bekam Stepan Beswerchy, der Leiter des kleinen Dorfladens, Besuch aus dem Donbass. Katrja, die jüngste von drei Töchtern, eröffnete ihren Eltern, daß sie heiraten werde. Sie arbeitete seit einem Jahr als Serviererin oder Büfettfräulein in einer Bergwerkskantine, aber keiner im Dorf, wo doch jeder über jeden Bescheid weiß, hätte erwartet, daß sie so schnell einen Mann finden würde.

Die Eltern waren über diese Neuigkeit weder sehr erfreut noch sehr betrübt. Die Auswahl an Heiratskandidaten im Dorf war nicht groß, und Katrja war immerhin schon über zwanzig. Wie leid es ihnen auch tat, mal mußte sie ja heiraten. So fragten sie nur, wann und wo die Hochzeit stattfinden solle, was ihr künftiger Schwiegersohn von Beruf und was er überhaupt für einer sei. Katrja erwiderte matt, daß es ihr lieb wäre, wenn sie hier zu Hause Hochzeit feiern könnte, dann sei sie unter ihren Leuten, und daß ihr Zukünftiger Ingenieur-

ökonom im Bergwerk sei. Und was er überhaupt für einer sei?

»Wenn er kommt – übrigens stellt ihm der Betrieb für zwei Tage einen Wolga zur Verfügung –, werdet ihr's ja selbst sehn. Mir gefällt er. Und ihr . . . ihr sollt ja nicht mit ihm zusammen leben.«

Sie sagte das ruhig, aber mit einer ganz und gar nicht mehr mädchenhaften Wehmut in den Augen, daß die Eltern begriffen: Was immer der junge Mann für einer sein mochte, es war sinnlos, der Tochter von der Heirat abzuraten oder die Hochzeit hinauszuzögern.

In der guten Stube stand Katrjas Jungmädchenbett bereit mit dem Kissenberg, der fast mit dem bemalten Wandteppich abschloß.

Auf diesen Wandbehang aus einer alten Flanelldecke hatte ein durchreisender Maler einen runden blauen See und zwei langhälsige, sich schnäbelnde Schwäne gepinselt und das Ganze mit großen roten und gelben, ebenfalls runden Blumen umgeben.

In der guten Stube war es sauber und gemütlich, wie in allen Bauernhäusern, in denen keine Söhne, sondern Töchter aufgewachsen sind. An den mit bestickten Tüchern geschmückten Wänden hingen die Fotos von Stepans drei Töchtern, schmalgesichtigen Mädchen mit lockigen Haaren und ein wenig furchtsamen Augen. Offenbar waren sie zum erstenmal in ihrem Leben fotografiert worden. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen, vielleicht auch weil der Fotograf aus Poltawa ihnen allen die gleichen Augenbrauen aufretuschiert hatte.

Katrja ließ ihren Blick von einem Foto zum anderen gleiten, lächelte verträumt und sagte zu den Eltern, die ihr gegenüber auf der Bank saßen und die Tochter traurig betrachteten: »Er ist ganz in Ordnung, bloß ein bißchen streng und nicht sehr gesprächig. Wenn er kommt, setzt ihm bitte nicht sehr mit Fragen zu, sonst sagt ihr vielleicht noch was Verkehrtes, ja?«

Stepan schwieg und kramte nur hastiger als sonst in seinen Taschen nach einer Zigarette.

Die Stepanycha sagte leise: »Wir wolln ja nichts Schlechtes für dich, Kind, wir werden uns schon bemühen, es dir recht zu machen.«

Als die Tochter eingeschlafen war, gingen die Eltern leise ins Nebenzimmer und setzten sich, genau wie in der guten Stube, nebeneinander auf die breite, warme Ofenbank. Eine Weile herrschte Schweigen. Die Stepanycha seufzte von Zeit zu Zeit, und Stepan rauchte. Schließlich meinte er: »Scheint mir ja einer zu sein!«

»Na ja, ist nun mal so«, erwiderte die Stepanycha bekümmert.

Sie hatten kein Licht eingeschaltet. Die Stepanycha bereitete im Dunkeln auf der breiten Ofenbank das Nachtlager für ihren Mann und für sich auf dem Eisenbett, das zwar im Krieg ausgebrannt war, aber immer noch einigermaßen auf den Beinen stand. Inzwischen ging Stepan in den Stall, warf der Kuh noch einen Armvoll Heu vor, brummte wütend vor sich hin, stieß die Kuh unerwartet mit der Heugabel in die Seite und knurrte: »Rum mit dir, du altes Biest!« Gleich wurde ihm leichter ums Herz. Alle taten ihm auf einmal leid: die Kuh, seine Frau, die nie zankte, sondern immer alles geduldig ertrug, höchstens seufzte, und die Tochter, seine letzte Hoffnung. Da hatte er nun geglaubt, sie würde einen guten Jungen, einen jungen Bauern ins Haus bringen. Die beiden hätten alles gehabt, für sie war ja alles

angeschafft worden, und er und seine Frau hätten auf ihre alten Tage jemanden gehabt, auf den sie sich stützen konnten, denn keine der älteren Töchter hatte auf Brautwerber gewartet, sie hatten sich selbst auf die Suche nach dem Glück gemacht. Die eine hatte sich nach Sibirien, die andere aufs Neuland anwerben lassen. Beide hatten nicht lange dort arbeiten wollen, waren dann aber für immer dort geblieben, hatten geheiratet, Kinder bekommen, und nun schickten sie nur noch ab und zu Briefe, in denen es zum Schluß immer hieß: »Es küssen Euch, Papa und Mama, die Andrejews«. Das war die Älteste. Die Mittlere, von Natur aus liebevoller und zärtlicher, schrieb: »Es küssen Euch, liebes Papachen und liebes Mamachen, die Jewtuschenkos«. Einmal waren sie mit ihren Familien dagewesen. Die Männer waren ganz in Ordnung, energisch, gesprächig, stattlich. Der Hof war voll von Enkelkindern gewesen, die lustig durcheinanderzwitscherten. »Großvater, und was ist das?« - »Ein Dreschflegel.«-»Und was macht man damit?«-»Damit wird Getreide gedroschen.« - »Wie denn?« - »Na, so.« -»Großmutter, für wen ist denn der große Topf Kartoffeln?«-»Für die Wutzelchen, meine Kleine.«-»Wutzelchen? Was ist das? Ferkelchen?« Und sie klatschten in die Hände und sprangen auf dem Hof umher. »Wutzel-Wutzelchen, Wutzel-Wutzelchen!«

Er hatte zu seinen Schwiegersöhnen gesagt: »Bleibt doch hier, Jungs. In einem Sommer hat das ganze Dorf euch Häuser gebaut, und der Kolchos gibt euch Nutzland, auf dem ihr in zwei, drei Jahren die schönsten Gärten haben werdet. Ferkel und ein Kalb kriegt ihr jeder von mir zur Aufzucht für die neue Wirtschaft.« Aber sie hatten geantwortet: »Wir haben doch all unsere

Verwandten und Bekannten dort, Papa, haben 'ne Wohnung und 'n gutes Auskommen. Was wolln wir noch mehr?«

Das stimmte natürlich. Wer läßt sein Hab und Gut im Stich und sucht nach neuem Glück, wenn er sein Glück längst gemacht hat?

Und nun will also auch Katrja das elterliche Nest verlassen. Laßt es euch gut gehn, Mama und Papa, lebt, wie es euch paßt. »Wir werden euch im Alter gemeinsam unterstützen, und wenn ihr wollt, holen wir euch zu uns.« Danke, Kinder. Aber wer reicht uns ein Glas Wasser, wenn wir krank sind, wer wird den Großvater Großvater nennen und ihn bitten, huckepack getragen zu werden, wer wird der Großmutter Holz hacken und sie bitten, ein Märchen zu erzählen, wer wird nach dem Garten sehen, damit er nicht verwildert, sondern jedes Frühjahr wieder neu blüht, wer wird an Winterabenden die alten Lieder singen?

»Wir holen euch zu uns.« Jaja, Kylyna Wolochiwska hatten die Kinder auch zu sich geholt. Zwei Jahre lang stand ihr Haus leer. Der Putz bröckelte überall ab, die Fensterscheiben leuchteten in allen Regenbogenfarben, als hätte sie jemand mit Teer beschmiert, der Garten war bis zu den Zweigen der Bäume mit Unkraut überwuchert. Das war kein Hof mehr, sondern ein verwahrlostes Grab. Nur die Igel grunzten nachts im Gestrüpp, oder wildernde Kater streunten mit funkelnden Augen umher. Man hätte das Haus verkaufen können, aber wer sollte es kaufen, wenn alles ausflog? Diesen Sommer war Kylyna nun zurückgekommen. »Hier bin ich geboren, und hier will ich sterben«, hatte sie zu ihrer Tochter und ihrem Schwiegersohn gesagt. »Wenn ihr wollt, daß

eure Mutter noch eine Weile lebt, dann laßt mich hier.« Der kleine Hof erwachte wieder zum Leben, das Unkraut verschwand aus dem Garten, die Wände des Häuschens leuchteten wieder weiß, Igel und Kater machten sich aus dem Staube.

»Wir holen euch zu uns ...« Nee, nee! Höchstens, wenn wir tot sind, dann ist uns alles egal.

Das Heu raschelte, die Kuh malmte die trockenen Halme und streifte Stepan ab und zu mit dem Schwanz. Stepans Wut auf das Vieh war längst verraucht. Er stand noch eine Weile auf dem Hof und lauschte auf den Wind, der immer stärker wurde und durch die entlaubten Zweige der Bäume heulte.

Beide fanden sie lange keinen Schlaf. Sie besprachen, daß man morgen den Schlächter holen müsse, damit das Schwein rechtzeitig abgestochen würde und zum Abend schon die Würste fertig waren. Bis zum Sonnabend blieben ja nur noch drei Tage. Die Sülze konnte am Donnerstag gekocht werden. Öl wollten sie diesmal fertiges gegen Sonnenblumenkerne aus der Ölmühle holen. Mehl war da.

Die Stepanycha überlegte, wen sie zum Kochen holen sollte, und Stepan überschlug laut, wieviel Selbstgebrannten sie brauchten, wenn alle Verwandten und Dorfbewohner zur Hochzeit kamen.

»Andruschko hat heute zwei Ballons voll gebrannt. Hab probiert, er ist gut, brennt im Löffel, sogar runterfallende Tropfen. Ich werd ihm sagen, er soll mir die Ballons überlassen. Morgen will Motrja Reschitkiwska auch welchen machen. Ich denke, für den Anlaß wird sie mir was ablassen. Na, und Bruder Fedir hat ja auch immer was im Haus. Dann nehm ich noch einen Kasten

voll aus dem Laden, denn Brautwerber werden ja sicher auch kommen.«

So vergaßen sie über den Sorgen um die Hochzeitsvorbereitungen ganz ihre wehmütige Stimmung.

»Na, wird schon alles klappen«, meinte Stepan gähnend und war gleich darauf eingeschlafen. Seine Frau aber warf sich noch lange im Bett hin und her, seufzte, schluchzte leise vor sich hin und duselte erst kurz vor dem ersten Hahnenschrei ein.

»Wie solln wir denn die Hochzeit feiern, Töchterchen?« fragte Stepan am nächsten Morgen, während er in der Küche bereits den Eber ausweidete. »Nach altem oder neuem Brauch?«

Katrja stand am Herd, reichte der Mutter etwas und hielt mit der freien Hand die Enden eines großen, geblümten Tuches über der Brust zusammen. Mit diesem alten, noch von der Großmutter geerbten Tuch, das wie ein wertvoller Schatz auf dem Boden der Truhe aufbewahrt wurde und zwischen das jeden Herbst frische, duftende Nußbaumblätter gegen die Motten gelegt wurden, ähnelte Katrja einem hübschen, schmollenden Kind, dessen große Augen Erwachsenenschmerz verrieten.

»Nach neuem Brauch, Papa. Die Leute kommen, amüsieren sich und gehen wieder auseinander.«

»Willst du nicht ein paar Freundinnen und die Leute aus dem Dorf zur Hochzeit einladen, wenigstens die nächsten Verwandten?« fragte die Stepanycha zaghaft.

»Was für Freundinnen denn, Mama?« erwiderte Katrja lächelnd. »Wer von den Mädchen in meinem Alter ist denn noch hier?«

»Trägst du wenigstens einen Schleier?«

»Wenn ihr's wollt.«

»Na, Gott sei Dank«, sagte die Mutter erfreut.

»Heutzutage ist ja nichts mehr von unsern alten Bräuchen übriggeblieben«, warf Kusma Bilokobylski, der Schlächter, ein und kniff sein einziges Auge zu. Er schnitt gerade Speck in breite Streifen, zerteilte sie dann in gleichmäßige Stücke, bestreute sie dick mit Salz und legte sie in eine stabile deutsche Minenkiste. »Heute geht's ja ruck, zuck! Manchmal feiern sie Hochzeit, und am nächsten Tag... haha... liegt die junge Frau schon auf der Entbindungsstation!«

Katrja wurde rot, ließ den Kopf auf die Brust sinken und ging in die Wohnstube.

Die Stepanycha sagte wütend: »So einen Blödsinn vor dem Kind zu reden! Der Herr mög's dir verzeihn.«

»Na und? Hab ich etwa nicht recht?« meinte Kusma gekränkt. Er war ein gutmütiger Mann, der niemanden kränken wollte, aber er sprach stets unverblümt aus, was er dachte. Deshalb begriff er nicht, daß man ärgerlich auf ihn war.

»Schluß jetzt«, mischte sich Stepan ein. »Stell frisches Fleisch auf den Tisch, Mutter, wir wolln frühstücken.«

Nach einem guten Schnäpschen wurde Kusma rührselig und wünschte Katrja an die dreimal, daß sie mit ihrem Mann gut zusammen leben möge, »wie wenn's den Berg runter geht«, daß sie möglichst viel Kinder haben und Vater und Mutter in der »weiten Fremde« nicht vergessen mögen. Für Kusma lag der Donbass hinter weiten Meeren und hohen Bergen.

Katrja saß in die Kissen gelehnt und schluchzte in ihr Tuch. Stepan, dessen Gesicht sich nach dem Gläschen gerötet hatte, wickelte dem Schlächter augenzwinkernd zwei Stück Speck und ein großes Bruststück in ein Tuch, dankte ihm für seine Hilfe und brachte ihn ans Tor.

»Hör doch auf zu flennen!« rief er von der Tür aus seiner Frau zu, als er die vom Herdfeuer geröteten Tränen auf ihren Wangen sah. »Soll das 'ne Hochzeit werden oder 'ne Beerdigung?!«

Die Stepanycha fuhr sich hastig über die Augen und sagte, als sei nichts gewesen: »Weiß selber, daß es 'ne Hochzeit wird. Du säufst ja schon vom frühen Morgen an, da ist dir alles egal, aber 'ne Mutter will vielleicht mal 'n bißchen weinen.«

Stepan schwieg, wie immer, wenn er angeheitert war, ging in die Stube, fuhr seiner Tochter übers Haar wie früher, als sie noch ein kleines Mädchen war, und sagte: »Ist ja gut, Katjuscha, ist ja gut. Weißt du, is nun mal so, daß man nicht ewig bei den Eltern hocken kann. Hol mir lieber meine Sachen, ich muß den Laden aufmachen. Ist sowieso schon spät geworden.«

Im Geschäft erschien Stepan im besten Sonntagsstaat: in weiten Reithosen aus derbem dunkelblauem Stoff, einer Jacke aus dem gleichen Material und in Chromlederstiefeln. Er duftete leicht nach Katrjas Parfüm, das ihm seine Tochter auf den Kragen gespritzt hatte.

Die wartende Menge empfing ihn respektvoll grüßend und ohne Schimpfen, wie sie es gewöhnlich tat, wenn der Verkaufsstellenleiter mal zu spät kam. Die Leute wußten, daß der Mann heute den Kopf voll hatte.

»Kauft so viel Brot, daß es bis Montag reicht«, sagte Stepan. »Ihr werdet ja verstehn, daß ich jetzt keine Zeit hab. Und dann bitten meine Tochter, meine Frau und ich euch alle, diesen Sonntag zur Hochzeit zu kommen.«

Die Leute dankten höflich und fragten, wo die Hochzeit stattfinden solle und wer der Bräutigam sei.

»Wenn sich das Wetter hält, feiern wir bei uns auf dem Hof. Da haben alle Platz. Und der Bräutigam ist Chefingenieur im Bergwerk«, flunkerte Stepan in der Hoffnung, daß der Wolga, mit dem der Schwiegersohn kommen sollte, seine Wirkung nicht verfehlen würde. Wer außer einem Chefingenieur kriegte schon einen Wagen über eine Entfernung von vierhundert Kilometern zur Verfügung gestellt?

Die Leute nickten ehrfürchtig, und die nächsten Nachbarn versprachen, Tische, Stühle und Geschirr auszuleihen. Alle deckten sich mit ausreichend Brot ein.

Die Frauen gingen gleich darauf auseinander, die Männer aber drückten sich um den Ladentisch, und als die letzte junge Frau mit einem Korb voll Broten und Limonadenflaschen hinausgegangen war, zwinkerten und lächelten sie Stepan zu und meinten halb im Scherz, halb im Ernst: »Vielleicht ... könnten wir aus dem Anlaß, Kindratowytsch ... schon vor zehn Uhr ...«, kramten in ihren Taschen, holten zerknitterte Rubelscheine hervor, der eine oder andere tat auch nur so, als suche er in seiner Brusttasche, nach dem Motto: Warum vor dem Vater in den Ofen kriechen? Vielleicht läßt der Verkaufsstellenleiter selber einen springen?

Stepan schob tatsächlich den Geldhaufen beiseite und meinte: »Steckt das ein, ich geb einen aus«, schob den Riegel vor die Tür und holte zwei Flaschen Stolitschnaja unterm Ladentisch hervor.

Nach der zweiten Flasche tranken sie noch eine dritte, aßen dazu Brot, Flunderkonserven und Lebkuchen, lobten Stepans Töchter ihrer Schönheit wegen und daß sie alle so gut im Leben Fuß gefaßt hätten, bis Petro Malynjukiwski, der bekannte Dorfsänger, ein Lied anstimmen wollte.

Doch da schlug Stepan leicht mit der Hand auf den Ladentisch und sagte: »Schluß, Kinder. Ich hab noch 'ne Menge zu tun.«

Der eine schwankend, der andere fester auftretend als nötig, gingen die Männer auseinander. Stepan schloß den Laden ab und begab sich ins Dorf, um seinen Bruder Fedir, die Musikanten und den Kolchosvorsitzenden einzuladen. Der würde den jungen Leuten zwar keinen Fernseher schenken, weil sie nicht zum Kolchos gehörten, aber vielleicht sprang bei der Gelegenheit etwas Spreu für die Kuh oder ein bißchen Holz heraus.

Ziemlich bezecht kam Stepan aus dem Dorf zurück. Auf einmal taten ihm Katrja, seine Frau und er sich selber so leid, daß er zu weinen begann. Aber der Gedanke, daß seine Tochter keinen Geringeren als einen Chefingenieur ehelichte (nachdem er das seinem Bruder, dem Kolchosvorsitzenden und andern Dorfbewohnern erzählt hatte, glaubte Stepan selbst daran), beruhigte ihn. Er wischte sich die Tränen aus den trunkenen Augen und schlief ein, so wie er war – in Stiefeln, Festtagshosen und im Seidenhemd.

Am Sonntag strömten vom frühen Morgen an Verwandte, Nachbarn, Kochfrauen auf Stepans Hof. Vom Tor bis zum Garten wurden Tische in langer Reihe aufgestellt und Bänke aus glattgehobelten hellen Brettern gezimmert. In der kleinen Kammer und im Flur standen überall Schüsseln mit Sülze, mit Pudding und Saftkrüge. In der guten Stube prangte auf dem Tisch das mit Schneeballstrauchbeeren geschmückte, von Bienenwachs-

kerzen umgebene, große runde Hochzeitsbrot. Auf dem Bett lag das neue, schneeweiße Brautkleid, daneben war der Schleier ausgebreitet, durchsichtig und matt glänzend wie ein bereifter Birkenzweig; der Brautkranz und die weißen Schuhe waren noch im Karton verpackt. All das hatte Katrja mitgebracht.

Die Kerzen brannten still, nur wenn jemand die Tür öffnete, flackerten sie leicht. Es duftete nach Kirche. Katrja, die sich das großmütterliche Tuch schon wie eine verheiratete Frau umgebunden hatte, saß auf dem Ehrenplatz und starrte in die Kerzen. Die Köchinnen wirtschafteten nebenan, und wenn die Stepanycha mal in den Keller oder in die Vorratskammer ging, um etwas zu holen, tuschelten sie untereinander.

»Katrja sitzt da, als wär sie vom Kreuz genommen.«
»Sieht nicht gerad nach 'ner glücklichen Ehe aus ...«
»Der Bräutigam ist immer noch nicht da. Dabei hätt er schon gestern kommen müssen.«

Auf dem Hof gab Fedir den Ton an, Stepans jüngerer Bruder, ein hochgewachsener, kräftiger Mann mit den gleichen vollen, roten Wangen und scharfen braunen Augen wie Stepan, nur waren Fedirs etwas kleiner, wohl deshalb, weil er sie andauernd zukniff, als wollte er auf jemanden zielen.

»Auf den großen Tisch in der Mitte legt ihr das beste Tischtuch, da sitzen das Brautpaar und die Gäste«, befahl Fedir den Frauen. »Und auf die beiden Seitentische kommen die schlechteren. Da sitzen die Eltern und Verwandten. Und auf alle anderen Wachstuchdekken, da sitzen keine so großen Herrschaften!«

Fedirs jungenhafte Stimme schallte laut und fröhlich über den Hof. Die Frauen kicherten und gehorchten ihm

willig, bestrebt, sich soviel wie möglich in seiner Nähe aufzuhalten. Und er ließ sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen, zwickte mal die eine, faßte mal die andere um die Schultern, fuhr einer dritten die straff über der Brust gespannte Bluse hinab oder klapste der nächsten aufs Gesäß. Fedirs Frau, eine kecke, flinke, schmucke Person, sah das alles ruhig mit an, lachte mit den andern und flötete: »Fedja, wenn du mich doch auch mal so umarmen würdest wie eben Halka! Der bleibt ja richtig die Luft weg!«

»Das kann ich doch zu Hause genug.«

»Ach, da ist es nicht so schön! Aber hier im dunklen Flur könntest du direkt 'n Fremder sein!«

Es war ein Wetter wie im Altweibersommer. Durch die kahlen Zweige der Bäume schien noch warm die Sonne, es roch nach tauigem, frischgefallenem Laub, das, noch kalt von der Nacht, in lockeren Haufen unter den Bäumen lag. Vom Feld her wurde der Geruch gepflügter Erde und herbstlicher Stoppeln herübergetragen.

Stepan lief geschäftig auf dem Hof hin und her. Mal wies er an, was wo zu holen sei, mal schickte er einen der Jungs zum Dorfrand, ob noch kein Wolga zu sehen sei. Dann wieder ging er um die Tische herum und zählte mit lautlos bewegten Lippen und ausgestrecktem Zeigefinger zum soundsovielten Male nach, wieviel Leute Platz finden würden.

Gegen Mittag kamen die ersten Gäste. Jeder hatte eine oder zwei, mancher sogar drei oder vier Flaschen unter der Jacke. Auch die Dorfmusikanten trafen ein: der Geiger Iwanuschka mit dem leicht vorstehenden Oberkiefer, fliehendem Kinn und großen grauen Augen, die arglos und gutmütig in die Welt blickten; Schurko, der Harmo-

nikaspieler und Klubleiter, ein schüchterner weißblonder Bursche, der an Winterabenden, wenn niemand in den Klub kam, im leeren Vorraum saß und eigene Lieder komponierte, in denen etwas von Sandwüste, Hitze und leisem Heimweh mitschwang – Schurko hatte vor kurzem in Mittelasien gedient; Wassyl Krywonik, Flötenspieler und Pferdewärter im Krankenhaus, der als einzige Trophäe eine fabrikmäßig hergestellte Flöte von ausgezeichneter Qualität aus dem Krieg mitgebracht hatte; und Myschko Myschnyk, Tamburinspieler und Kraftfahrer im Kolchos, der das Tamburin mit Ellenbogen, Knien, Kinn und Kopf zu schlagen wußte und beim Hopak mit rotem Gesicht und hervorquellenden Augen schrie: »A dawai-dawai! Hopsa! Hop-sa-sa!« Die Musikanten unterhielten sich leise, probierten ein paar Motive, während Iwanuschka und Schurko die Geige stimmten. Schurko schlug einen Ton an, hielt ihn eine Weile, und Iwanuschka zupfte die Saiten. Dann spielten sie zur Probe eine Stelle aus einer belorussischen Polka, legten ihre Instrumente auf eine Bank vor dem Haus und rauchten eine Zigarette. Stepan hatte angeordnet, nicht vor dem Eintreffen des Bräutigams zu spielen.

Um zwölf war der Hof voller Menschen. Die Männer hatten sich, als sie merkten, daß die Feier noch nicht begann, an die hintersten Tische gesetzt und spielten Karten. Alle trugen durchweg pelzgefütterte, ärmellose Westen, hellbraune oder schwarze Ledermützen, Reithosen und Chromlederstiefel. Die geblümten Tücher der Frauen leuchteten wie ein Mohnblumenbeet. Zwischen den Erwachsenen hüpften die Kinder herum wie Spatzen in einer Taubenschar, spielten Greifen um Haus, Stall und Schuppen.

Endlich kam einer von Stepans Boten ganz außer Atem angelaufen und rief: »Sie kommen, sie kommen!«

Die Männer sammelten schnell die Karten ein, standen auf und drängten sich hinter den Kindern und Frauen zum Tor. Dort warteten bereits vier unverheiratete Burschen auf den Bräutigam. Nach altem Brauch sollten sie das Lösegeld für die Braut fordern; sie fühlten sich aber nicht ganz wohl in ihrer Haut, lachten und zwinkerten einander verlegen zu.

Stepan flüsterte mal dem einen, mal dem andern zu: »Paßt gut auf, Jungs, bleibt friedlich, damit's keine Schlägerei gibt. Wenn er nichts rausrückt, kriegt ihr nachher von mir 'n Eimer voll Wodka.«

»Von dir ... ach, das ist doch uninteressant, Onkelchen.«

»Kindratowytsch, laß die Jungs nur. Was ist denn das für 'ne Hochzeit ohne Lösegeld für die Braut?!«

Am andern Ende des Dorfes stieg träge eine herbstliche Staubwolke auf. Die Hühner flatterten mit ausgebreiteten Flügeln in den Schutz der Zäune, ein Wolga raste in voller Fahrt heran und hielt vor dem Haus. Die Leute verstummten und preßten sich gegen das Hoftor, daß es ächzte. Zuerst stiegen zwei junge Männer aus, von denen jeder der Bräutigam hätte sein können, beide trugen weiße Nylonhemden und Krawatten, festlich-schwarze Anzüge und neue Nylonmäntel. Dann erschien eine Frau, wahrscheinlich die Mutter des Bräutigams, stark gepudert, die Lippen grell geschminkt.

»Guckt mal, was die Beswerchys für 'ne feine Schwiegermutter kriegen.« – »Wer von den beiden is denn nun der Bräutigam?« raunte es in der Menge, die sich nach

vorn drängte oder auf Zehenspitzen stellte. »Keine Blumen, nichts, gar nichts.«

Die vier Burschen waren einen Moment lang verwirrt: von wem sollten sie nun Lösegeld fordern?

»Wir bitten unsere lieben Gäste auf den Hof«, sagte Fedir mit einer Verbeugung und wies mit beiden Händen auf die Pforte.

»Die Braut!« sagte jemand in der Menge, und alle drehten sich zum Haus um. Auf der Vortreppe stand Katrja in einem weißen, die Taille verdeckenden Kleid, das mit Schneeballstrauchbeeren geschmückte silberne Kränzchen anmutig auf dem locker gekämmten Haar festgesteckt; den langen Schleier trugen junge Mädchen und Frauen in traditionellen bestickten Hemden und bunten Tüchern mit langen Seidenquasten. Lächelnd und mit vor Aufregung roten Wangen hielten sie Ausschau nach dem Bräutigam, dem sie dieses hübsche Mädchen entgegenführen sollten. Mit hängenden Armen, so daß die schmalen Schultern noch schmaler und der feine weiße Hals, den nie ein Sonnenstrahl berührt zu haben schien, noch länger wirkten, stand Katrja auf der Treppe. Den Kopf leicht gesenkt, sah sie über die Leute hinweg zur Straße. In ihren Augen leuchtete ein stilles, schüchternes Lächeln, ihre Lippen bebten vor Aufregung (noch nie hatte sie so viele Blicke auf sich gerichtet gefühlt); sie hielt die Finger vor den Mund und schwebte stolz wie ein Schwan die Stufen herab.

»Guck an, was für eine Königin Stepan großgezogen hat«, flüsterten die Frauen. »Wie eine Madonna.«

»Wo haben unsere Jungs bloß die Augen gehabt?«
»Was hätte sie denn hier machen sollen? Schweine züchten?«

»Da, guckt mal, der Bräutigam geht auf die Pforte zu!«

Der Bräutigam war ein etwa achtundzwanzigjähriger junger Mann mit spärlichem, zur Seite gekämmtem Haar, knapp so groß wie Katrja, aber breitschultrig, mit strengem, ein wenig gequältem, bleichem Gesicht. Er lächelte Katrja leicht zu und wollte die Hand ausstrecken, um die Pforte zu öffnen. Doch da vertrat ihm einer der vier Burschen den Weg, senkte den Kopf wie ein Stier und brummte: »Das Lösegeld!«

»Wie?« fragte der Bräutigam verständnislos.

»Das Lösegeld für die Braut. Wenn Sie uns schon ein Mädchen wegnehmen, müssen Sie's auch loskaufen.«

»Entschuldigen Sie, aber das ist bei uns so Sitte«, erklärte Fedir und lächelte den Bräutigam mit zusammengekniffenen Augen an. »Eine Braut muß bei uns losgekauft werden.«

»Hm«, räusperte sich der Bräutigam und hob eine Braue. »Na, dann, bitte.« Er holte sein Portemonnaie hervor, sah bedächtig die Scheine durch und reichte dem Burschen einen ganz neuen Fünfzigrubelschein.

»Oho!« raunte es durch die Menge.

Der junge Mann steckte den knisternden Schein weg und sagte schon gnädiger: »Jetzt dürft ihr rein.«

Der Bräutigam nahm Katrja beim Arm und führte sie durch das schmale Spalier der Gäste zum Haus – jeder drängte sich nach vorn, wollte die Ankömmlinge aus der Nähe sehen. Vor der Tür lag ein neuer, noch vor dem Krieg gewebter, rot und schwarz gestreifter Läufer. Auf der Schwelle standen die Brauteltern, die Stepanycha ein wenig gebeugt, Stepan dagegen kerzengerade wie ein Soldat, zwei Orden und ein halbes

Dutzend Medaillen in weitem Abstand auf der Brust, damit sie richtig zur Geltung kamen. In der Hand trug er eine Schüssel mit Getreidekörnern und Silbermünzen. Katrja verbeugte sich dreimal vor ihren Eltern, während der Bräutigam nur leicht den Kopf neigte. Stepan schüttete eine Handvoll Korn und Münzen über die jungen Leute aus und sagte so feierlich er konnte: »Lebt in Frieden und Eintracht, meine Kinder.«

Auch die Stepanycha murmelte etwas, küßte Katrja und den Schwiegersohn, der immer noch mit gesenktem Kopf dastand, und drückte das Taschentuch an ihre Augen.

Die Musik schmetterte, und die jungen Leute traten ins Haus.

»Was soll diese Komödie?« flüsterte der Bräutigam Katrja ärgerlich zu. »Hätte doch genügt, wenn wir still und ohne viel Gewese im Kreise der Familie gefeiert hätten.«

»Laß sie doch, wenn's ihnen Spaß macht«, erwiderte Katrja beschwichtigend.

Während sich die Verwandten in der guten Stube versammelten und miteinander bekannt machten – die Mutter des Bräutigams wollte dabei niemanden küssen, sondern reichte allen nur die Hand und stellte sich als Klawdija Kuprijaniwna vor –, tischten die Kochfrauen Piroggen mit saurer Sahne, allerlei mariniertes Gemüse, gekochten Kohl und frische Ringwürste auf, und die jungen Mädchen und Frauen, die Katrjas Schleier gehalten hatten, brachten das große runde Hochzeitsbrot an. Die Kerzen erloschen sofort, dafür leuchteten die roten Schneeballstrauchbeeren im Sonnenlicht wie eine Hochzeitsfahne.

Fedir trug große Dreiliterflaschen auf, in denen der Selbstgebrannte bläulich schimmerte, und bald schien eine Dunstwolke über den Tischen zu schweben, so dicht standen die Flaschen. Dort, wo das Brautpaar sitzen sollte, ragten hinter dem Hochzeitsbrot drei Sektflaschen wie Kirchen mit silbernen Kuppeln auf.

Als das junge Paar und die Eltern aus der Tür traten, spielten die Musikanten einen Tusch. Etwas anderes war ihnen nicht eingefallen, der Tusch war ihnen geläufig, sie spielten ihn immer auf Festveranstaltungen, wenn den Kolchosmitgliedern Prämien und Urkunden überreicht wurden.

Zuerst wurde dem Kolchosvorsitzenden als dem Vertreter der Staatsmacht das Wort erteilt.

»Liebe Freunde«, begann der Vorsitzende, ein hagerer Mann mit hohlen Wangen und der langen Nase eines gutmütigen Menschen. »Es ist schön, daß Katrja Beswerchiwna heute heiratet, und auch wieder nicht schön. Darüber, daß ein Mensch sein Glück gefunden hat, muß man sich freuen. Nur schade, daß Katrja ihren Mann nicht in unser Kollektiv mitbringt, sondern von uns weggeht. Das ist ein Minuspunkt. Darum möchte ich euch, liebe Mädchen und unverheiratete Frauen, bitten: Holt euch eure Männer hierher!« Der Vorsitzende stimmte in das allgemeine Gelächter ein. Sogar der Bräutigam verzog die Lippen zu einem Lächeln. »Lockt die Männer in unsern Kolchos! Wir baun euch Häuser und geben euch das beste Nutzland. Seht euch den alten Kolchosgarten an! Ist das etwa kein Boden? Da kann man, wie unser Landsmann Gogol geschrieben hat, 'ne Deichsel reinstecken, und 'n Wagen wächst draus! Also, herzlich willkommen! Darauf wolln wir trinken!«

»Richtig!« dröhnten die Männer und gossen sich die Gläser voll. »Der redet wie vom Blatt.«

»Richtig!« riefen auch die Frauen. Die Kühnsten unter ihnen prosteten den Brautleuten und dem Vorsitzenden zu, bemüht, nichts aufs Essen zu schütten, und die Musikanten spielten noch einen Tusch.

Dann tranken alle auf die Eltern von Braut und Bräutigam, wobei einer, der wohl bereits vor der Feier-einen gehoben hatte, mit dreister Stimme rief: »Wo ist denn der Schwiegervater vom Donbass? Oder solln wir 'n Hochzeitsvater für den Bräutigam wählen?«

Stepan erhob sich mit dem Glas in der Hand und erklärte: »Der Vater unsres lieben Schwiegersohnes mußte dringend zu einer Sitzung nach Woroschylowgrad! Er konnte aus dienstlichen Gründen nicht kommen. Ich trinke in seiner Abwesenheit auf sein Wohl!«

Stepan sagte das so feierlich, und Klawdija Kuprijaniwna preßte ihre grellgeschminkten Lippen so gewichtig zusammen, daß ein paar Gäste die Köpfe senkten, um ein Lächeln zu verbergen.

Der Bräutigam runzelte die Stirn und flüsterte Katrja etwas zu. Die sah ihren Vater flehend an, doch an ihre Bitte zu denken.

Die momentane Stille ausnutzend, erhob sich Omelkowytsch am hintersten Tisch. Er war Transportarbeiter im Dorfkonsum und hatte auf Kolchosversammlungen immer etwas zu sagen. Sein Bruder war Jurist in Astrachan, kam im Sommer ab und zu ins Dorf und wurde von allen konsultiert, die sich übervorteilt fühlten. Daher bemühte sich auch Omelkowytsch, so gebildet und offiziell wie möglich zu sprechen.

»Genossen!« rief er mit lauter, selbstsicherer Stimme.

»Faktisch, juristisch und praktisch haben wir nicht mehr Braut und Bräutigam vor uns, sondern Mann und Frau!«

Bei diesen Worten wurde Katrja puterrot und senkte den Blick. Der Bräutigam hob eine Braue und musterte den Redner mit unverhohlener Verachtung.

Fedirs Frau aber schnatterte mit spitzer Zunge: »Omelkowytsch, was quatschst du da? Also, wenn der was sagt, isses, wie wenn einer in Asche pustet!«

An den Tischen brach dröhnendes Gelächter aus, Omelkowytsch riß dümmlich die Augen auf und fuhr fort: »Also, praktisch sind sie schon getraut. Basta, und 'ne Rückkehr zum Junggesellenleben gibt's nicht mehr, höchstens über die Scheidung. Das wollt ich bloß gesagt haben!« Er setzte sich triumphierend.

Obwohl die Musikanten auch schon angeheitert waren vor ihnen auf zwei Hockern standen Schüsseln mit Sülze und ein paar Flaschen mit Selbstgebranntem –, begriffen sie, daß sie Omelkowytschs Rede irgendwie überspielen mußten, zwinkerten sich zu und stimmten gerade die »Schmetterlingspolka« an, als Großvater Lawro, Kenner und Hüter der Hochzeitsbräuche, aufstand und die Musikanten mit einer Handbewegung zum Schweigen brachte. Erst als es ganz still geworden war, sagte er: »Hör mal, Katrja, warum hast du denn deinem Bräutigam kein Tuch um den Arm gebunden? Willst du ihn nicht an dich binden?«

»Stimmt!« gackerte das Frauenvolk. »Da hat er völlig recht!«

An den Männertischen – kann man denn richtig einen heben, wenn die eigene Frau neben einem sitzt? – dröhnte es: »Wenn einer durchbrennen will, nützt nicht mal 'n dicker Strick, hohoho!«

»Na, so affig, wie der sich hat. So 'n Pinkel liest doch bloß Zeitung und guckt in die Röhre ...«

Katrja erhob sich langsam, zog mit schlanken Fingern ein neues, sauber gefaltetes Seidentüchlein aus dem Ärmel und lächelte ihrem Bräutigam schüchtern zu. Der stand ebenfalls auf und hielt ihr den Arm hin wie zum Impfen. Als das Tuch an seinem Ärmel leuchtete, rief die Hochzeitsgesellschaft wie aus einem Munde: »Bit-ter! Bit-ter!

Katrja schmiegte sich an ihren Bräutigam, umrankte ihn wie Efeu und schloß die Augen zum Kuß ... Der Bräutigam aber reckte seinen Hals so, daß sich der Hemdkragen einschnitt, und streifte Katrjas glühende Wange flüchtig mit zusammengepreßten Lippen.

»So doch nicht!« kreischten die Frauen.

»So wie beim erstenmal! Nu mal los!«

»Als wenn ihr alleine wärt!«

»Bitter!«

»Zeig mal, wie Ingenieure küssen können!«

»Hahaha!«

»Hihihi!«

»Diese Lästermäuler«, sagte der Bräutigam leise zu Katrja, als sie wieder saßen, und nippte am Glas – es zitterte in seiner Hand. Katrja dagegen trank ihrs in einem Zug aus und erwiderte friedfertig: »So sind sie nun mal. Du solltest auch dein Glas austrinken wie die andern.«

Der Bräutigam musterte sie streng von der Seite, sagte aber nichts, sondern preßte die Lippen nur noch fester zusammen.

Die Frauen stimmten ein Lied an, kein Hochzeitslied, denn sie spürten, daß »unsere Fürstin« vielleicht noch zur Braut, »unser Fürst« aber nicht zum Bräutigam paßte.\* So ein aufgeblasener Kerl und »Fürst«?! Nee!

Katrja, die nach zwei Gläsern Sekt gelöster war, fiel in den Gesang ein, erst leise, nur für sich, doch als die Männer sie mit ihren dröhnenden Bässen übertönten, sang sie plötzlich in der ersten Stimme hell und klar wie Quellwasser:

»O Brüderchen, mein Falke, o Brüderchen, mein Falke, nimm mich im Winter mit zu dir ...«

Bei diesem alten, wehmütigen Lied, das manchen Dorfbewohner von der Wiege bis zur Bahre begleitet hatte, blitzten Tränen auf den Wimpern der Frauen; die Männer runzelten die Stirn, blickten finster drein und wurden wieder nüchtern, als hätten sie nichts getrunken. Hryzko Bairatschansky schwebte mit seinem tremolierenden Tenor hoch über allen wie ein Vogel in den Wolken. Es war, als sängen nicht ein paar Dutzend Menschen, sondern eine einzige, vielstimmige Seele . . . Noch gestern abend war Olexi Zurka betrunken vor dem Klub herumgetorkelt, um sich mit einem »Feind« anzulegen. Als er ihn gefunden hatte - es war sein ehemaliger Brigadier -, trat er auf ein paar Jungs zu und bat den ersten besten: »Wanko, nimm dir doch mal den Brigadeonkel vor, damit er dir eine runterhaut. Dann schlag ich ihm die Fresse blau . . . «

Noch vor kurzem, als sie die Winterfurche zogen, waren Paraska Shmurkowa und ihre Nachbarin Jalosso-

<sup>\*</sup> In Hochzeitsliedern wird die Braut häufig als »Fürstin« und der Bräutigam als »Fürst« bezeichnet.

weta Krawtschenko wegen eines Feldrains wutentbrannt aufeinander losgegangen. Heute saßen sie friedlich nebeneinander und sangen wie artige, folgsame Kinder das Lied, das sie schon von klein auf kannten. Sie waren's und waren's auch wieder nicht.

»Also, die Ukrainer haben ja was los!« äußerte sich der junge Mann, der im Wolga mitgekommen war, begeistert. Er hatte es laut gesagt, wohl im Glauben, daß niemand ihn bei dem Gesang hörte. Fedir Beswerchy, der nicht weit von ihm am Familientisch saß, hatte es dennoch vernommen, kniff die scharfen Augen zusammen und fragte: »Verzeihung, und woher kommen Sie?«

»Von weit her, Papachen«, erwiderte der junge Mann herablassend. »Aus Winniza, das heißt, meine Eltern stammen daher. Ich bin 'n waschechter Donbasser.«

»Tja, das ist weit«, stimmte Fedir zu. »Na, dann wolln wir mal auf Ihre Heimat trinken. Aber ein volles Glas, damit sich die daheim Gebliebenen nicht grämen, wie man so sagt.«

Er trank aus, wischte sich mit dem Taschentuch die Lippen ab und rief den Sängern zu: »Warum singen wir eigentlich so was Trauriges? Gibt's kein lustigeres Lied für so einen Tag?«

»Na, dann eben ›Piroggen mit Käse ... ‹ Wolln wir?«
Aber da erhob sich wieder Großvater Lawro und sagte,
sich räuspernd: »Soviel ich weiß, ist dieses Lied nie bei
uns gesungen worden. Wozu auch. Wenn sich die Kosaken nur um Mädchen und Piroggen geschlagen hätten,
wären wir heute Türken. Solln doch lieber die Musikanten spielen! Wozu sind sie denn da?«

»Spielt mein Lied, Jungs.« Luka Ilkowytsch Wlassenko, ehemaliger Kavallerist und Regimentskoch, jetzt

Wächter im Dorfladen, stand auf und kam vor. Sein Leben lang, vor dem Krieg und auch danach, hatte Luka Ilkowytsch auf Vergnügen nur immer die »Barynja« getanzt. Deshalb hieß er auch mit Spitznamen »Barynja«. Seine Erzählungen von früher begann er stets mit folgenden Worten: »Als ich bei der Kavallerie war, hatt ich 'n langen Säbel, der auf 'nem Rädchen rollte ...«

»Wärm dein Tamburin an, Myschko«, befahl Iwanuschka, der Geiger.

Myschko brannte ein Stück Zeitung an, hielt sein selbstgefertigtes Instrument aus Hundehaut einen Moment über die Flamme, schlug kurz dagegen, und das Tamburin tönte wie eine Glocke. Iwanuschka klemmte seine Geige unters Kinn und hob den Bogen, Wassyl feuchtete mit der Zunge das Mundstück seiner Flöte an, Schurko, der Harmonikaspieler, griff einen Akkord, und Luka Ilkowytsch nahm seine Lieblingsstellung ein: Er legte die rechte Hand in den Nacken, stemmte die linke in die Seite und stellte das versehrte, etwas kürzere Bein vor. Dann spuckte er durch die Zähne und sagte: »Na?«

Iwanuschka gab mit dem Geigenbogen ein Zeichen, und der Harmonikaspieler spielte langsam, nur auf den Bässen, jeden Takt unterstreichend, den Anfang. Unmerklich fiel die Geige ein, jauchzte übermütig wie eine schelmische junge Frau und gesellte sich zu den Bässen. Dann plätscherte die Flöte wie ein Bächlein in die Melodie hinein. Nur das Tamburin schwieg noch und wartete auf seinen Einsatz . . .

Luka Ilkowytsch ging mit schleichenden Schritten im Kreis umher, auf dem linken, versehrten Bein lahmend und das rechte vorwerfend wie ein Storch. Die Augen zusammengekniffen, den kurzen grauen Schnurrbart gesträubt, schürzte er die Unterlippe und markierte so die launische »Barynja«, die Dame. Myschko, der Tamburinspieler, verzog den breiten Mund, als mache er sich über die feine Dame lustig, und sprach im Takt der Musik mit:

»He-he, Barynja, spielte mit der Liebe, Barynja, mein Püppchen, Barynja, mein Kätzchen ...«

»Kling-kling, kling-kling«, lachten die Tamburinschellen ihr kupfernes Lachen und verstummten wieder.

»Jeden Abend einen neuen ...«,

lachte das Tamburin,

»jeden Abend einen andern!«

Und mit einemmal stürmte die Melodie wie der Wind davon.

»Barynja, mein Kätzchen, Barynja, mein Schätzchen ...«

»Feste, feste, los, los!« schrie Myschko mit fremder Stimme, vorquellenden Augen und rotem Gesicht. »Hopsa! Hop-sa-sa!«

Auch Luka Ilkowytsch schrie, mahlte mit den Stiefeln den Staub, wirbelte die Arme herum wie eine Windmühle ihre Flügel, bog den Oberkörper vor und zurück, hin und her, so daß es schien, als tanze er nicht, sondern schlage Purzelbäume. Auf einmal blieb er wie angewurzelt stehen, und alle, auch diejenigen, die den Alten nicht zum erstenmal tanzen sahen, dachten: Jetzt ist Schluß, jetzt kann er nicht mehr. Aber Luka Ilkowytsch wartete nur einen passenden Takt ab und begann von neuem. Dabei schlug er mit solcher Wucht die Hände gegen Waden, Hüften, Brust, Hals und Sohlen, daß vor Klatschen keine Musik mehr zu hören war. (»Nach jeder Barynja««, so brüstete sich Luka Ilkowytsch manchmal vor den Männern, »hab ich blaue Flecke am ganzen Körper, sogar an den Händen. Kann dann nich mal 'n Schnapsglas richtig halten. Also so was!«)

»Die haben was los!« rief der »waschechte Donbasser« in das Gelächter hinein und stieß den Bräutigam in die Seite. Der lachte nun auch von Herzen und gar nicht mehr verkrampft. Er lachte leise und weich wie ein begeisterter Junge und ließ dabei zwei Reihen ebenmäßiger, weißer Zähne sehen. Er faßte Katrja um die Taille, spürte ihren leicht gewölbten, festen Leib, und eine warme Welle väterlicher Freude überflutete ihn.

»Wolln wir trinken, Katjuscha? Wir beide? Auf ...«, sagte er leise.

Sie erriet, auf wen, schlug die Augen nieder, hob den grenzenlos verliebten Blick wieder zu ihrem Bräutigam auf und nickte. »Aber ich nur noch ein bißchen. Ich darf nicht mehr. Du trinkst alles aus.«

Am liebsten hätte sie in diesem Augenblick Onkel Luka, die Musikanten und alle Gäste dafür umarmt, daß ihr Liebster wieder so zärtlich und lieb war wie in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft . . .

»Prima, Onkelchen, prima!« riefen die Hochzeitsgäste, als die Musik verstummt war und Luka Ilkowytsch

erschöpft zu seinem Tisch taumelte. »Laßt den Tänzer hochfliegen!«

»Meinetwegen«, stimmte Luka Ilkowytsch zu. »Aber paßt auf, daß ihr mich nicht fallen laßt. Wenn ich mir noch das andere Bein kaputtmache, ist's aus mit der ›Barrynja‹.«

Die kräftigen Traktoristen warfen Luka ein paarmal bis zum Dach hoch, trugen ihn dann unter allgemeinem Gelächter zum Tisch und schenkten ihm zur Belohnung das Glas voll. Auch die Musikanten setzten sich um ihre Hocker und machten sich über die Sülze und den Wodka her. Von den hintersten Tischen, an denen die Männer saßen, tönte die einschmeichelnde Stimme des bekannten Dorfschwätzers Samilo Schkurpela: »Verstehste, Teufel noch mal, ich komm nach Berlin rein und frage: >Wo ist Hitler? Da seh ich, wie sich so einer zwischen den Deutschen in der Menge rumdrückt, mit kurzem Bärtchen, die Haare schräg über die Stirn gekämmt und 'n weißes Fähnchen in der Hand ... In Zivil ... Ich seh. wie er immer mehr hinter die Leute rückt. Hände hoch!« schrei ich auf deutsch. >Hab ich dich endlich, du Scheusal? und setz ihm die MPi vor die Brust. Komm, komm <, sag ich ...«

»Ein Quatschkopf bist du, Samilo. Hitler ist doch verbrannt!«

»Immer mit der Ruhe«, entgegnete Samilo gekränkt. »Hör dir alles erst mal an, und dann kannst du mich meinetwegen beschimpfen. Also, ich bring ihn zum Stab, da seh ich, wie so an die dreihundert von meinem Hitler in einer Reihe stehn. Doppelgänger, verstehste!«

»Bist du denn allein nach Berlin reingekommen oder mit unsern Truppen?«

»Natürlich mit unsern Truppen, aber ich war in der Vorhut.«

»Und als ich bei der Kavallerie diente ...«, lallte Luka Ilkowytsch, dem nach der Belohnung kaum noch die Zunge gehorchte, »hatt ich 'n langen Säbel, der auf 'nem Rädchen rollte ...«

»Tjaa«, mischte sich Samilos jüngerer Bruder Symin ein, »als ich in Karelien gedient hab, ruft mich doch eines Tages der Regimentskommandeur zu sich und sagt: ›Sergeant Schkurpela, nimm dir siebzig Zugmaschinen, führ die Kolonne an, und ab geht's in die Tundra, Holz holen, sonst können wir nicht das Badehaus für die Soldaten heizen

»... weißt du, warum der Koltschak aus Opischnja voriges Jahr soviel Hasen geschossen hat? Und alle aus dem linken Lauf? Weil er den mit 'nem goldenen Kreuzchen besprochen hatte ... Und vor jeder Jagd reibt er sich die Augen mit Wolfsgallensaft ein, da kann er wer weiß wie weit sehen ...«

»... richtig, daß die Jugend rangenommen wird. Weil sie nämlich faktisch vergessen hat, was Sache ist. Da hat mich sechsundvierzig Sacharko in den Dorfsowjet bestellt und gesagt: >Hol alle Burschen zusammen, die noch nicht gedient haben, laß sie antreten, und dann geht's im Laufschritt zum Sinkiwska-Berg. Ich hab sie also antreten lassen, hab >Marsch! gerufen, da haben die richtige Angst gekriegt und sind losgepest. Und du läufst mit und spürst die Verantwortung im Nacken ...«

»Und der Bräutigam ist gar kein Ingenieur, sondern Schlosser«, ließ Danylo Schkabura verlauten, der die ganze Zeit geschwiegen hatte, nie etwas glaubte und immer behauptete: »Alles Schwindel.« »Wieso kein Ingenieur?« wurde er gefragt.

»Ingenieure sehen anders aus.«

»Wie denn?«

»Na, anders.«

Manche waren schon betrunken. Als erster wurde der Kolchosvorsitzende ins Haus gebracht und auf das ausgebrannte Eisenbett gelegt. Stepan hatte ihm als dem wichtigsten Mann im Dorf stets vom erstgebrannten und daher stärksten Wodka eingeschenkt, bis der Vorsitzende vom Stuhl glitt. Man hatte ihm zwar vorher angeboten: »Wolln Sie nicht ins Haus gehen und sich dort ein bißchen hinlegen, Iwan Lukowytsch?« Aber da war er ganz böse geworden und hatte gesagt: »Wer? Ich? Nein, nein . . . Ich hab meinen Zug niemals im Kampf verlassen, und euch verlaß ich auch nicht!«

Olexi Zurka torkelte von einem Tisch zum andern, starrte fast jeden mit rotunterlaufenen Augen an und fragte: »Wo ist der Brigadeonkel? Sucht mir den Brigadeonkel, ich reiß ihm den Kopf ab und schmeiß ihn von Norden nach Süden!« Sogar dem Brautvater setzte er zu: »Aah, Stepan Ki-kindratowytsch... Hierher, zu mir... Wolln Sie nicht, ham wohl Angst?... Wir wissen Bescheid, wie Sie Handel treiben... Wie ham Sie denn damals die Graupen verkauft, he? Drei Kilo Graupen, und 'n halbes Kilo zermanschtes Konfekt mußte man dazunehmen. Und Sie selber? ... Ham Sie auch so 'n Kleisterko...konfekt gekauft? Wir wissen Bescheid!«

Hinterm Garten, gegenüber der Mittagssonne, stieg eine große dunkle Wolke auf, die rasch größer wurde und bald den halben Himmel bedeckte. Kalter Wind kam auf, und mit einemmal fiel schräg in dichten, großen, wäßrigen Flocken der erste Schnee. Die Brautleute gingen ins Haus, sie waren nur leicht bekleidet und froren. Außerdem war es Zeit, sich reisefertig zu machen.

Nach und nach verabschiedeten sich auch die ersten Gäste, meist Frauen und Kinder, nicht ohne den Gastgebern für Speis und Trank gedankt zu haben. Die Männer trugen ein paar Tische in eine geschützte Ecke, lärmten und sangen dort mit heiseren Stimmen weiter, und wer schon ganz betrunken und in rührseliger Stimmung war, weinte in Erinnerung längst vergangenen Kummers oder aus Mitleid mit wer weiß wem ...

Es dämmerte bereits, als die jungen Leute, reisefertig angezogen, die Mutter des Bräutigams und dessen Freund aus dem Haus traten und zum Tor gingen, wo schon der Wagen mit angelassenem Motor stand. Katrja und ihre Mutter fielen sich immer wieder weinend in die Arme, der Bräutigam runzelte gequält die Brauen, während Stepan, der schon ziemlich berauscht war, ihm zum soundsovielten Male einhämmerte: »Behandle die Katrja gut, Söhnchen. Sie hat bei uns gelebt wie eine Schwalbe im elterlichen Nest, hat weder Kummer noch Not gekannt, damit du's weißt. Sie wird dir 'ne gute Frau sein. Sie ist ein Goldstück, kannst mir als Vater glauben.«

»Glaub ich, Papachen, glaub ich«, beruhigte ihn der Schwiegersohn, die Hände in den Manteltaschen vergraben. »Macht euch keine Sorgen, geht schon alles gut.«

»Und Sie, Klawdija Kuprijaniwna«, gurrte Stepan, während er die Mutter des Bräutigams umarmte und sie auf die trockenen, gepuderten Wangen küßte, »passen Sie ein bißchen auf Katrja auf. Wenn sie was nicht richtig macht, kränken Sie sie nicht, sondern sagen Sie ihr, wie man's richtig macht. Sie ist doch unsere...« Er winkte ab. »Und ich... Schreibt, was ihr braucht, ich schick euch alles, Kartoffeln, Eier, frisches Fleisch. Für meine Leute tu ich alles... Ich geb's gern, wenn's euch nur gut geht.«

Nachdem sie sich verabschiedet hatten, stiegen die jungen Leute und die Gäste ein, die Türen klappten, der Motor heulte auf, und der Wolga brauste, Schnee aufwirbelnd und zwei schwarze Radspuren zurücklassend, die Straße davon.

»Ach, du mein liebes Töchterchen, wann seh ich dich bloß wieder!« jammerte die Stepanycha, und die Tränen rannen ihr übers Gesicht.

Fedir und seine Frau nahmen sie beim Arm und führten sie ins Haus. Stepan ging mit hängendem Kopf zu den Tischen, an denen die Männer lärmten.

Das Auto hatte die letzten Häuser bereits hinter sich gelassen, tastete mit den Scheinwerfern eilig die Telegrafenmasten ab und raste auf die große Chaussee zu. Katrja aber blickte immer noch durch das Rückfenster. Die Häuser waren kaum noch zu sehen, hie und da blinkte Licht auf Masten und in den Fenstern. Als nichts mehr von dem kleinen Dorf zu sehen war, lehnte sich Katrja still an die Brust ihres Mannes, nur ihre Schultern bebten.



## Ustyn und Oljana

#### Eine Familiengeschichte

Ustyn saß auf der niedrigen Ofenbank und schälte Kartoffeln. Hinter ihm, auf dem Ofen, gähnte Oljana in einem fort und fragte mit der matten Stimme einer Kranken: »Ustyn, schälst du wieder so dick?«

»Kannst wohl durch den Ofen gucken?« fragte Ustyn lächelnd und entblößte dabei seine beiden oberen Schneidezähne. Mehr hatte er nicht mehr.

»Na, ich hör doch, wie's in den Topf plumpst, als wenn's Melonenschalen wärn«, krächzte Oljana und gähnte wieder ausgiebig. »Mein Gott, da hat's mich aber wieder gepackt«, meinte sie verwundert. »Was ist das bloß mit mir? Uaaaaaaaaah... Na, so was! Wird wohl Zeit, daß ich sterbe.« Sie verstummte, lag eine Weile still und wartete darauf, was Ustyn sagen würde.

Ustyn sagte nichts. Nur die geschälten Kartoffeln plumpsten in den mit Wasser gefüllten Kochtopf.

Der Ofen war schon angeheizt. Es zischte und knisterte darin und roch nach kaltem Rauch. Die mürben, feuchten Holzscheite fingen gerade erst an zu brennen. Als Ustyn sie im Morgengrauen gespalten hatte, war Schaum unter der Axt hervorgespritzt.

Seit drei Jahren schlief Ustyn schlecht. Mal weckte ihn das Rheuma, mal ein häßlicher Traum. Kein Gemisch aus Erscheinungen und Wirklichkeit, wie man's gewöhnlich träumt – auch Ustyn, als er noch jung war –, sondern Bruchstücke aus früher Erlebtem. Das behagte ihm gar nicht, drum stand er nachts auf, zog sich an und suchte sich eine Beschäftigung. Er brachte das Zicklein auf die Koppel und band es da fest, wo das Gras besonders grün und saftig war, hackte Holz, ging zum Brunnen, kurbelte als erster einen noch nachtkalten Eimer Wasser hoch - manchmal blinkte darin sogar ein Stern oder die bleiche Mondsichel, wenn er den Eimer auf dem Brunnenrand absetzte - und heizte den Ofen. Nicht etwa, um Oljana damit eine Freude zu bereiten, daran dachte er nie, er begann einfach den Tag gern vorm Hellwerden mit irgendeiner Arbeit.

Wenn Ustyn nachts aufwachte, regte sich auch Oljana auf dem Ofen, gähnte, ächzte und schimpfte: »Mußt eben nicht soviel Bücher verschlingen, dann kannst du auch schlafen.« Sobald Ustyn aus dem Haus gegangen war, schlief sie wieder ein.

Ustyn las wirklich viel und jeden Tag. Meist waren es Lehrbücher der fünften Klasse, die noch von seinem Sohn stammten. Geographie-, Naturkunde- und Geschichtsbücher. Sogar das Mathematikbuch studierte Ustyn, wenn auch nur die Aufgaben. Dann setzte er sich an den Tisch, legte die Hände wie ein Schüler übereinander und las deutlich, als sitze er vor dem Lehrer: »Das Gewicht der Sahne beträgt sechzehn Prozent des Gewichtes der Milch. Wieviel Sahne erhält man aus zwölf Tonnen Milch?« Er dachte einen Augenblick nach, dann warf er den Kopf zurück, lachte freudig auf wie ein

Kind und sagte: »Ja, wieviel? Muß 'ne ganze Menge sein!«

Manchmal fielen Ustyn auch Bücher übers Leben in die Hände. Er las sie genauso aufmerksam wie die Lehrbücher, glaubte aber kein Wort von dem, was drin stand. »Geschickt gesponnen!« sagte er höchstens. Oder er gab's der Bibliothekarin ohne eine Bemerkung zurück und bat: »Geben Sie mir lieber eins, wo nichts ausgedacht ist.«

Der Morgen blaute in den Fenstern, Oljana kletterte vom Ofen auf die breite Liegebank, um dort weiterzugähnen. Dabei stützte sie die Wange in die Hand, als wollte sie singen, holte tief Luft, daß der ganze Körper bebte, und gähnte lange und herzhaft. Der »Maulsperre«, wie Oljana ihre Leiden nannte, ging ein Schlucken voraus, wie er einen gewöhnlich nach einem ausgiebigen Mahl überkommt, und dann ging es nur noch »Uaaaah« und »Uuuuh«. Das Ende vom Lied war, daß Oljana seufzend und mit starr zu Boden gerichtetem Blick sagte: »Die Maulsperre plagt mich wieder mal. Jetzt werd ich den ganzen Tag Kopfschmerzen haben.«

Nun würde sie bis zum Abend in sich hineinhorchen, ob der Kopf weh tat oder nicht.

»Wird ja wohl schon hell«, sagte sie von der Ofenbank her.

»Ja, genau wie's gestern war«, meinte Ustyn bedächtig. »Erst ist Nacht, dann kommt der Morgen, und dann wird's Tag.« Dabei lächelte er und blickte, die schmalen Schultern leicht vorgebeugt, auf die Kartoffel, die er gerade schälte.

Manchmal, wenn ihn das Rheuma nachts nicht gepeinigt hatte, fügte er noch etwas Scherzhaftes hinzu, wie: »Der schwarze Nachtvogel reißt aus, weil ihn die Mor-

gendämmerung angepustet hat.« Dabei zuckten seine buschigen grauen Brauen.

Im Zimmer herrschte milchigblaue Dämmerung und kaum merkliche Kühle, wie sie sich im Herbst in Häuser einschleicht, in denen der Fußboden nicht aus Holz, sondern aus Lehm ist und die morschen Wände nur durch Lehm zusammengehalten werden. Petro, der liebevoll besorgte Sohn, hager und spitznasig wie Ustyn – er war Fahrer eines Milchfahrzeugs in Poltawa –, hatte ihnen angeboten: »Papa, ich zieh euch Ziegelwände ums Haus, dann wird's wärmer, außerdem sieht's besser aus. « Aber Ustyn hatte abgelehnt. Warum sollte der Junge seine Zeit dafür opfern? Sie hatten nur vereinbart, daß er ihnen das Dach neu deckte. Im Dorf gab's keine strohgedeckten Häuser mehr, und es sollte nicht so aussehen, als wäre Ustyn ärmer als die andern.

Sie deckten es mit Schiefer. Als sie auf die Koppel traten, um das Haus von weitem zu betrachten, sahen sie, daß sich der glatte rote Schornstein etwas zur Seite geneigt hatte und das Haus gleichsam schief stand.

Petro wollte das in Ordnung bringen, aber Ustyn sagte lächelnd: »Ach, laß nur! Wenn du ihn richtig rückst, denken sie noch, hier wohnen junge, gesunde Leute. So sieht jeder gleich, daß wir zu nichts mehr taugen!«

Ustyn schälte die Kartoffeln zu Ende, legte das Messer auf den Boden und steckte sich eine Zigarette an. Er mußte heftig husten, wischte sich mit knorrigen Fingern die Tränen aus den Augen und lächelte glücklich ... über die Zigarette, die Kartoffeln im Kochtopf, über die Flammen im Ofen. Es war seine erste Zigarette heute, lang ersehnt und so stark, daß sie ihm gleich beim ersten Zug fast den Kopf benebelte. Obendrein brach der Tag

so hell und klar an, daß man dabei an einen übermütigen kleinen Jungen denken mußte. Alles war mit Tau bedeckt: das herbstlich gefärbte Gras, unterm Stalldach das Netz, das die Spinnen am Abend zuvor gewebt hatten, der Kohl im Gemüsegarten... Und die Weide lag ganz in blauen Dunst gehüllt.

Ustyn hatte es gern, wenn der Tag so heiter anbrach. Dann pflegte er zu sagen: »Wenn der Morgen so schön klar ist, scheint es mir, als finge das Leben neu an! Als ob ich noch soo klein wäre!« Dabei zeigte er mit der Hand, wie klein. »Und wenn ich dann noch was Schönes geträumt hab, ist für mich das Paradies auf Erden.«

Die Scheiben röteten sich leicht, und es wurde gleich wärmer im Haus – die Sonne mußte jeden Moment über der Steppe aufgehen.

Ächzend humpelte Oljana zur Bank, setzte sich und legte die Hände in den Schoß. Eine ganze Weile saß sie so da und ließ den Blick durch den Raum schweifen. Die zusammengekniffenen Augen schienen nicht zu sehen, sondern nur zu lauschen, was wohl in der Brust, im Kreuz, in den Beinen, im Bauch vor sich ging. Oljana horchte gern in sich hinein und kannte ihren Körper. Heute schwieg er. Nirgends bohrte und stach es, das Blut in den Adern »gluckste« nicht, wie es Oljana oft schien.

»Du erstickst noch an deinem Glimmstengel.« Oljana verzog den Mund und sah zu Ustyn, der wieder heftig hustete.

Mit diesen Worten suchte sie gewöhnlich Streit. Ustyn lächelte nur. Er war glücklich und wollte sein Glück auf diese Weise nicht gleich am frühen Morgen verlieren. Deshalb schwieg er. Meist ging er in solchen Fällen nach draußen und hustete auf dem Hof weiter, blinzelte durch Tränen hindurch zur Sonne, zu den nahen und fernen Tautropfen und freute sich über alles, was er sah.

»Früher sind die Leute morgens aufgestanden, um zu Gott zu beten, aber du stehst nur auf, um zu schimpfen«, sagte Ustyn und hustete wieder.

Doch Oljana hörte nicht mehr zu, sie sah aus dem Fenster. Über einen Zaunpfahl war ein verrußter Topf gestülpt. Alles schien wie am Abend zuvor, und da war plötzlich dieser Topf.

»Wer hat denn den Topf auf den Pfahl gestülpt?« fragte sie.

Ustyn stand von der Bank auf – die Hosen krausten sich in den Kniekehlen wie eine Harmonika, und die Gelenke krachten, als brächen zwei trockene Äste ab – und sah aus dem Fenster.

»Na, dann muß ihn wohl einer gebracht und dort aufgestülpt haben, wenn er da hängt«, meinte er, und seine buschigen Brauen zuckten.

Oljana richtete die zusammengekniffenen Augen auf ihn, ihre Mundwinkel bebten verächtlich.

»Aufgestülpt ... aufgestülpt«, äffte sie ihn nach. »Welcher Dummkopf soll ihn gebracht haben? Da koch ich doch immer Hühnerfutter drin!«

»Na, warum fragst du dann?« erwiderte Ustyn spöttisch. »Wenn's unsrer ist, ist's doch gut.«

»Weil ich ihn erst nicht erkannt hab. Aber jetzt weiß ich's. Geh, bind die Ziege woanders an, sie hat ja gar kein Gras mehr. Aufgestülpt...«

Ustyn warf die alte Soldatenjoppe über, die der Sohn aus der Armee mitgebracht hatte, klemmte sich die kleine Sitzbank unter die Achsel und ging zur Wiese, erfreut, daß ihm soviel Gnade zuteil wurde. Die rote Sonne leuchtete. Rauch stieg aus den Schornsteinen, das Gras roch herbstlich kalt. Er konnte sich satt rauchen, mit dem Zicklein plaudern, wenn ihm das Schweigen über wurde, und hielt er ihm die Hand hin, stellte es sich auf die Hinterbeine und stieß seine hörnerlose Stirn hinein. War erst vor kurzem aus dem Mutterleib gekrochen und wollte sich schon rumbalgen.

Er würde den ganzen Tag so auf der Koppel sitzen und den hellen Sonnenschein genießen, wenn ihm die Kälte nicht in die Knochen kröche.

Zwei Kriege hatten Ustyn vor dreißig Jahren die Gesundheit geraubt – der eine gegen die Deutschen und der andere, ohne Pause, gegen die Japaner. Gleich beim ersten Gefecht im Fernen Osten hatte es ihn so erwischt, daß er kaum wieder auf die Beine kam. Er diente nur noch als halber Soldat zu Ende, bewachte gefangene Japaner.

Sechsundvierzig kam er nach Hause zurück. Von der Bahnstation ging er zu Fuß durch die Steppe. Er trug einen viel zu kurzen Uniformmantel – die langen waren ihm zu weit, und die gerade paßten, zu kurz –, wasserdichte Stiefel mit Schäften, die so breit waren, daß der Wind ungehindert hineinfahren konnte, und einen prallgefüllten Sack über den Schultern. Während er so ausschritt und sich nach allen Seiten umsah, mußte er abwechselnd lachen und weinen. Er wischte die Tränen fort, aber sie liefen ihm weiter die Wangen herunter, es war nichts zu machen.

Zweimal schwerverwundet und einmal fast tot, wurde sich Ustyn erst hier in der Steppe bewußt, daß er am Leben geblieben war und nun nach Hause ging.

Er hatte zwölf Kilometer vor sich, ein ganz schönes Stück Weg also. Ustyn schritt tüchtig aus und stapfte mit seinen weiten Stiefeln durch rötliche Pfützen. Anscheinend hatte es vor kurzem hier geregnet. Vor ihm lag im Abenddunst der Wasserlose Brunnen mit dem hohen Schwengel, der einem einsamen, traurigen Vogel glich. Ustyn kannte den Brunnen sehr gut, denn er hatte dort früher Kühe gehütet, die nachtsüber in der Hürde blieben. Am Tage hatte er dann die Milch zur Molkerei gebracht. Der flache, durch alle möglichen Wetterunbilden verschmutzte Brunnen führte seit langem kein Wasser mehr. Die Quelle war versiegt. Aber am Schwengel hing an einer Kette immer noch der Holzeimer, mit rostigen Reifen zusammengehalten, alt, rötlich gefärbt von vertrocknetem Moos. An windigen Tagen sang der Eimer leise und kläglich, und wenn es regnete, sammelte sich das Wasser darin und tropfte langsam auf den Brunnenhoden.

Der Eimer ist ja gar nicht mehr zu sehen, dachte Ustyn. Ist wohl geklaut worden oder von einem Granatsplitter kaputtgeschlagen.

Etwas weiter rechts vom Wasserlosen Brunnen erblickte Ustyn die Shownir-Mühle, die wie vor dem Krieg auf einem hohen Hügel einsam in der Steppe stand. Man sah sie schon von weitem, ihre Flügel drehten sich nicht, sie war auch jetzt außer Betrieb.

Die Sonne hatte die Erde schon berührt und tauchte die Steppe in rötliches Licht. Gleich geht sie unter, dachte Ustyn. Ist auch besser, wenn ich abends nach Hause komme, dann sehen mich weniger Leute. Um die Wahrheit zu sagen, schämte er sich ein wenig wegen seines zu kurzen, von der Fahrt zerknitterten Mantels

und wegen seiner langen dürren Beine in den breiten Stiefeln. Er hätte den Mantel natürlich überm Arm tragen können, dann würden die Leute gleich seine neue Uniformbluse mit dem Orden und den fünf Kampfmedaillen sehen, aber das war auch nicht das Richtige. Nein, es war schon besser, wenn er in der Dämmerung nach Hause kam.

So stapfte er mit langen, kranichgleichen Schritten dahin, und der Sack auf dem Rücken schaukelte schwerfällig auf und ab. Er wollte sein Dorf und sein abgebranntes Haus wenigstens noch von ferne im Hellen sehen. Oljana hatte geschrieben, daß es immer noch nicht gedeckt sei, weil sie weder Hilfe noch Material hätte. Sie hätten nur Stroh aufgeschüttet, damit's nicht durchregnete. Er eilte weiter, mal im Laufschritt, mal im Trab. Und seine durchschossene Lunge keuchte und pfiff.

Und dann sah er von einem Hügel aus sein Haus, das Dach mit neuem, hellem Stroh säuberlich gedeckt, das Dorf in lila Abenddunst gehüllt – die Sonne war längst untergegangen –, bläuliche Schatten über den gelben Gärten und der ganzen Niederung.

Diese Erinnerung – wie er dem Sonnenuntergang entgegen durch die Steppe gelaufen war, wie es mit einemmal von den Weiden feucht-kühl herüberwehte – war ihm die allerteuerste in seinem ganzen Leben, und er wärmte sein müde gewordenes Herz noch oft daran. Aber weiter mochte er sich nicht gern erinnern. Vielleicht kamen darum all die nachfolgenden Ereignisse, deren Erinnerung er durch Arbeit, Zigaretten und Gespräche zu vertreiben suchte, nun nachts zu ihm, als wollten sie sagen: Wenn du vor uns wegläufst, holen wir dich eben im Traum

ein! Und sie zerrten an ihm mitsamt dem Rheuma und den alten Wunden, bis er aufwachte und sich irgendeine Arbeit vornahm. Aber vielleicht war das auch gar kein Traum, sondern eine Art Dämmerzustand? Wie sollte es anders sein, wenn er durch den Schlaf hindurch den Duft der Kirschblüten spürte, der noch in der Dämmerung ins Haus hereingekommen war...

Er erreichte das Dorf, als es schon dunkel war. Im Haus brannte kein Licht. In der Stube saß Petko zusammengekrümmt auf einer Bank am Fenster und weinte. Mit bebenden Fingern knöpfte Ustyn seinen Mantel auf, nahm ihn zusammen mit dem Sack ab und trat auf Petko zu.

»Warum weint denn der Kleine so?« brachte er mühsam hervor, weil es ihm die Kehle zuschnürte. »Warum denn nur?«

Petko, der bei Ustyns Eintreten verstummt war, schluchzte auf. »Ich hab solche Angst...«

»Wovor denn?«

»Vor der Dunkelheit...«

Ustyn nahm ihn auf den Arm, küßte ihm den kahlgeschorenen Kopf und drückte ihn an sich. Das Atmen fiel ihm schwer.

»Dein Papa ist gekommen.« Er hob das Kinn des Jungen an. »Guck doch, dein Papa! Erkennst du mich nicht? Wo ist denn unsre Mama?«

»Sie ist die Ziege Manka melken gegangen«, stotterte Petko.

Da trat Oljana ein und blieb mitten auf der Schwelle stehen, ganz in Schwarz oder Grau, mit einem weißen Krug in der Hand.

»O Gott...«, entfuhr es ihr dumpf. Ustyn glaubte

nicht Freude, sondern Schrecken in ihrer Stimme zu vernehmen.

Ich bin ihr ganz fremd geworden, dachte er zärtlich, trat auf sie zu, nahm ihr den milchwarmen Krug aus der Hand, stellte ihn auf die Bank neben den Wassereimer und umarmte seine Frau.

Sie waren wie Fremde. Und ihre Hände waren so fremd, so schlaff, und Ustyns Umarmung war ungeschickt wie die eines kleinen Jungen.

Wie fremd wir uns doch geworden sind, dachte er. Sie machten Licht. Ustyns Orden und Medaillen glänzten matt im kargen Licht der Petroleumlampe, der Docht brannte nur an einer Ecke. Oljana legte Ustyn die Hände auf die Brust – sie rochen nach Ziegenmilch –, drückte ihr Gesicht hinein und weinte.

»Ist ja gut, ist ja gut.« Ustyns Stimme bebte. »Ich lebe doch...«

Dann setzten sich alle drei an den Tisch, und Ustyn packte aus, was er aus dem Krieg mitgebracht hatte: ein flaches deutsches Kochgeschirr, in dem etwas klirrte, eine filzumhüllte Feldflasche, einen zusammenklappbaren Aluminiumlöffel mit einer Gabel am anderen Ende, ein kleines Taschenmesser, an dem ebenfalls Löffel und Gabel dran waren, sowie eine Feile, um die Fuß- und Fingernägel abzufeilen, vier Meter Flanellstoff für Fußlappen im Winter und die gleiche Menge dünneren Stoff für den Sommer, zwei Armeehandtücher, eine dunkelblaue Reithose – sein Kompaniechef, mit dem er beide Kriege durchgemacht hatte, hatte sie ihm zum Abschied geschenkt –, zwei Uniformkoppel, eins aus Zelttuch, das andere aus Leder, eine Feldmütze, ein Paar zweifingrige Fausthandschuhe. Alles war neu,

glänzte und roch neu. Zum Schluß holte Ustyn aus seinem Sack zwei Fischkonservenbüchsen, sechs in knisterndes Papier gewickelte Heringe und ein vertrocknetes, aufgeplatztes Armeebrot hervor.

»Was denn, hast du unterwegs nichts gegessen?« fragte Oljana.

»Wenn ich nichts gegessen hätte, wär ich jetzt nicht hier«, gab Ustyn munter zurück und beugte sich zu Petko hinunter. »Na, mein Kleiner, und nun mach mal ganz schnell deine Taschen auf!«

Petko lächelte schüchtern (an einem Vorderzahn fehlte eine Ecke, und so wirkte sein Lächeln kläglich) und hielt seine Hosentaschen hin.

Ustyn schüttete rote Zedernnüsse hinein.

»Siehst du, was es alles auf der Welt gibt? Die sind im Ofen getrocknet! Eichhörnchen knabbern so was gern, genau wie kleine und große Kinder! Wie du! Laß sie dir schmecken!«

Dann nahm er die neue Feldmütze, setzte sie Petko auf den kahlgeschorenen Kopf, faßte ins Eßgeschirr, holte eine goldglänzende Medaille hervor und befestigte sie erregt schnaufend an Petkos Hemd.

Sie aßen ausgiebig und mit Behagen. Oljana holte vom Flur ein kaltes Stück Speck, eine halbe Flasche Wodka – »Von der Einquartierung übriggeblieben«, sagte sie –, schnitt frisches Brot auf und räumte das Armeebrot beiseite.

»Daraus machen wir Zwieback.«

»Und ich dachte, ihr müßt hier hungern. Die Leute haben doch jetzt überall kaum was zu beißen«, sagte Ustyn und aß und aß, und seine Wangen röteten sich vor Freude, vom Trinken und von allem. »Ich hab vor kurzem ein paar junge Ziegen verkauft und dafür 'n Säckchen Korn und zwei Stück Speck erstanden. Aber ansonsten geht's den Leuten dreckig, besonders denen, die nicht schlau genug sind«, erzählte Oljana.

Petko war inzwischen auf den Ofen geklettert, knackte Nüsse, betrachtete heimlich den Vater und lauschte mit angehaltenem Atem, wie seine Medaillen leise klirrten.

»Außerdem hilft uns die Ziege ganz schön«, fuhr Oljana stolz fort. »Gibt 'n bißchen Milch und bringt jedes Jahr so ihre zwei, drei Zicklein. Die Deutschen mochten kein Ziegenfleisch, deshalb haben sie sie uns gelassen. Eine bunte Henne haben wir auch. Vielleicht brütet sie uns zum Frühjahr 'n paar Küken aus. Sonst haben wir nichts weiter.«

»Wir kommen schon wieder auf die Beine«, sagte Ustyn munter. »Die Hauptsache ist ja, daß wir leben...«

Am nächsten Tag begaben sich Ustyn, Oljana und Petko ins Dorf. Zuvor aber ging Ustyn ums Haus herum und sah hinauf. Das Dach war ordentlich gedeckt. Das Holz war gut, die Bretter glatt aneinandergefügt, das Stroh unten am Dachrand gerade geschnitten.

»Wer hat denn das gemacht?« fragte er.

»Na ... alle zusammen«, erwiderte Oljana. Sie schien verwirrt. »Der ganze Kolchos.«

.»Macht nichts, wenn wir am Leben bleiben, arbeiten wir das wieder ab.«

Sie gingen über die Weide in Richtung Dorfladen, Kolchosbüro, dorthin, wo immer die meisten Leute sind. Ustyn in seiner neuen dunkelblauen Reithose mit den roten Streifen, die in der Sonne leuchteten, die dunkelgrüne Uniformbluse mit dem Lederkoppel straff umgürtet – das Zelttuchkoppel sollte für alle Tage sein –, sämtliche Orden und Medaillen an der Brust, schief in die Stirn gedrückt das Käppi, unter dem der dichte rotblonde Haarschopf hervorquoll.

Auch Oljana und Petko trugen wenn auch nicht neue, so doch festtägliche Kleidung. Oljana hatte die Stoffe mitgenommen, um bei der Schneiderin aus dem Flanell einen Rock für sich und aus dem dünneren Stoff zwei Hemden für Petko nähen zu lassen. Ustyn hatte seinen Sohn an die Hand gefaßt, beugte sich von Zeit zu Zeit zu ihm hinunter, sprach liebevoll mit ihm, und seine klaren grauen Augen – die gleichen wie Petkos – strahlten vor Glück und Vertrauen in die ganze Welt.

Petko hielt die Hand seines Vaters fest und blickte zu ihm auf. Dann zog er ihn ein Stückchen vor und sagte, als er das väterliche Lächeln auffing: »Uns hat immer der Pylyp besucht!«

Ustyns Lächeln erlosch nicht sofort.

»Was für ein Pylyp denn, mein Kleiner?«

»Weiß ich, wen er meint«, sagte Oljana lachend und sah Petko mit zusammengekniffenen Augen an. »Er redet sonst was zusammen, und du hörst ihm noch zu. Als das Dach gedeckt wurde, waren eben viele Leute da.«

Petko runzelte die Stirn und schwieg.

Aber Ustyn erfuhr noch am selben Tag, wer dieser Pylyp war und wann und warum er sein Haus aufgesucht hatte.

»Was willst du, wenn er die Schlüssel zum Kolchosspeicher hat«, schrie ihm Serhi Liwy, mit dem er schon vor dem Krieg befreundet gewesen war, ins Ohr – gegen Kriegsende war Serhi verwundet und verschüttet worden

und taub geblieben. Sein Armstumpf im Ärmel des abgetragenen dunkelblauen Jacketts zuckte nervös. »Der Schuft hat mit seinen Schlüsseln so manches Haus aufgeschlossen, wo 'n passendes junges Frauenzimmer zu finden war. Und die Schlüssel hat er sich mit seiner Zunge beschafft, der Halunke. So sind die Leute auf Versammlungen, sitzen und hören zu, was ihnen gesagt wird. Aber wenn der redete, dann ging's immer: Wir versprechen . . . wir heilen die Wunden . . . wir übernehmen das... Na, ist doch klar, daß wir das machen! Wer soll's denn sonst tun? Ich dachte, daß es wenigstens nach dem Krieg weniger Phrasendrescher geben würde, aber ist ja immer noch dasselbe... Also, er kriegte die Schlüssel, na und dann heil mal die Wunden! Hat sich 'ne rote Visage angefressen und angesoffen, platzt bald aus allen Nähten und amüsiert sich mit Weibern! Ha! Stutzt sich die Brauen, der Halunke! Kurz, pfeif auf den und vergiß ihn, du hast dein Kind. Das gehört dir. Komm, wir trinken einen aufs Wiedersehen, daß wir gesund und munter sind, obwohl ich, wie du siehst, nur noch eine Pfote hab.«

Oljana kam abends nicht nach Hause, und da begriff Ustyn, aufgewühlt von der Trinkerei und dem Gehörten, daß Liwy und die anderen die Wahrheit gesagt hatten. Er schlief nicht und wartete die ganze Nacht, daß die Tür knarren und seine Frau mit dem Jungen hereinkommen und sagen würde, daß sie bei der Tante auf dem Vorwerk gewesen wären und sich verspätet hätten. Und daß das mit Pylyp nur böses Gerede sei, von Neidern aufgebracht. Sie hatte ja immerhin das Haus fast neu hergerichtet, und zu essen gab's auch. Nun, er sei wohl mal gekommen und hätte versucht, mit ihr anzubändeln.

Hätte ihr das Dach gedeckt, um sie für sich zu gewinnen. Aber weiter sei nichts gewesen...

Ustyn hätte es gerne geglaubt. Er wartete auf sie, fast bis der Hahn zum drittenmal gekräht hatte. Nicht um zu verzeihen, sondern um ihr zu glauben und damit die Sache als erledigt zu betrachten.

Am nächsten Tag verließ er das Haus nicht, sogar auf dem Hof sah ihn keiner. Er saß hinter verschlossener Tür und wollte niemanden sehen. Nachbarn kamen, natürlich, um ihm alles zu erzählen. Er machte nicht auf. Liwy erschien, um mit ihm zu trinken und ihn dann bis zum Überdruß und bis zur Quälerei zu trösten. Er war ein gutmütiger Mann und offenherzig bis zur Taktlosigkeit.

Oljana aber war tatsächlich bei der Tante im Vorwerk. Auch sie saß hinter verschlossener Tür, aber aus Angst, Ustyn könnte unverhofft auftauchen. Petko hatte sie zum Spielen nach draußen geschickt. Wenn Ustyn aufkreuzte, sollte er zuerst den Sohn sehen.

»So Gott will, kommt er darüber hinweg«, tröstete die Tante sie. »Er wird rasen wie ein Wilder, aber dann kommt er von selber, um dich zurückzuholen. Wirst sehen. Der ist bloß nach außen ein Mann, aber hier«, sie zeigte mit dem Finger auf die Brust, »hier ist er ein kleines Kälbchen. Wenn du's streichelst und ihm Kosewörter ins Ohr flüsterst, blökt es.«

Ustyn erschien weder an diesem noch am nächsten Tag. Oljana entschloß sich, nach Hause zu gehen. Die Tante riet ihr ebenfalls zu. »Geh nur, gestern hat er deswegen getobt, und morgen ist er wütend, weil du so lange wegbleibst. Das macht die Sache noch schlimmer. Heute ist gerade der richtige Zeitpunkt, dort aufzutau-

chen. Und«, fügte sie rasch hinzu, »bring ihm nur gleich den Petko unter die Augen...«

Die Tür war verschlossen, die Fenster dunkel. Starr vor Angst und Petko vor sich herschiebend, trat Oljana ins Haus. Niemand war da. Der Uniformmantel hing nicht am Türhaken, es roch nach Tabak, ein Haufen Geldscheine lag auf dem Tisch.

Oljana setzte sich auf die Bank, drückte Petko an sich und jammerte: »Papa ist weg, mein Kleiner. Hat uns verlassen, der Verfluchte. Daß er es fertigbringt, seinem Kind, seinem eigenen Kind so etwas anzutun...
Oooh.«

Petko weinte ebenfalls und zitterte am ganzen Körper. Ustyn aber ging durch die Steppe zurück, durch die er am Vortag erst gekommen war. In seinen Augen stand unmenschliche, tierische Qual. Das Leben widerte ihn an.

Als bekannt wurde, daß Ustyn das Dorf verlassen hatte, bemitleidete niemand Oljana, weder die Frauen und schon gar nicht die Männer. Das ärgerte sie am meisten.

Eines Tages begegnete sie Pylyp. Er fragte: »Na, hat er dich sitzenlassen?« Sie sah ihn unter ihrem tief ins Gesicht gebundenen Tuch flehend an, wartete auf Rat und Mitgefühl. »Ha! Hättst ihn eben festhalten müssen!« sagte er nur und ging weiter. Die Waden über den faltigen Chromlederstiefeln von der straffsitzenden Reithose umspannt, mit massigem Rücken und fleischigen Schultern, der Nacken über dem Kragen feist und rot wie eine Rübe! Ein Hengst!

Seit dieser Zeit weinte Oljana viel und legte sich alle möglichen Wehwehchen zu. Sie weinte nicht etwa heimlich, sondern vor den Nachbarn, bei der Arbeit. Die Leute konnten doch nicht aus Stein sein. Ustyn war weg, und Oljana saß da und quälte sich. Man begann sie zu bedauern, tröstete sie, und bald war nicht mehr sie, sondern Ustyn an allem schuld. Na ja, einen Tag oder zwei hätte er ruhig toben oder sich eine Woche lang betrinken sollen. Das wäre die rechte Art gewesen. Aber nein, gleich sitzenlassen mußte er sie. Dazu noch mit einem Kind. Guck an, wie der sich aufplusterte! Wer hätte das gedacht! Dabei war er vor dem Krieg ein ganz Stiller gewesen.

Oljana lebte wieder auf, band ihr Tuch auf Mädchenart hoch über der Stirn, wie früher, lachte, sang mit, wenn auf dem Weg vom Feld ein Lied angestimmt wurde, erzählte den Frauen, wie das ganze Vorwerk gegen ihre Heirat mit Ustyn gewesen sei und wie er um sie geworben habe.

»Sie führten mich zu ihm, aber alle meine Freundinnen und auch die etwas älteren Frauen weinten und hielten mich am Schleier fest. ›Geh nicht, Oljanotschka‹, sagten sie, ›geh nicht. Du siehst doch, was das für'n langer, bissiger Kerl ist. ‹ Aber ich dumme Kuh hab nicht auf sie gehört, hab Mitleid mit ihm gehabt. Er ist mir ja auch nachgelaufen wie ein Hund, hat mich auf Knien gebeten.«

Sie seufzte.

Obwohl die Frauen bereit waren, die Mitschwester in ihrer Not zu bemitleiden, konnten sie sich doch ein boshaftes Lächeln nicht verkneifen. Als ob Oljana so eine Schönheit gewesen wäre...

Im Winter erhielt Oljana dreihundert Rubel von Ustyn und wurde still. Und als Pylyp eines Nachts dreimal leise ans Fenster klopfte, machte sie nicht auf. –

Ustyn arbeitete in einem Werk als Heizer, da er keinen Beruf erlernt hatte. Außerdem war er nach seinen Kriegsverwundungen mit der Gesundheit so herunter, daß er auf keinen besseren Platz hoffen konnte. Die Arbeit im Heizhaus war schwer, aber wenn er eine Schicht runtergeschwitzt hatte, bekam er jedesmal zwei Tage frei. Und da konnte er ein bißchen dazuverdienen, auf dem Güterbahnhof, in Lagern oder in Geschäften, wo Transportarbeiter gefragt waren. Das tat er nicht etwa für sich. Im Betrieb bekam er Arbeitskleidung, an freien Tagen trug er seine Armeesachen auf. Er wollte möglichst viel Geld nach Hause schicken. Er dachte und sprach nur immer von »zu Hause«, und dann wurde ihm ganz schwer ums Herz. Petko... Der kahlgeschorene kleine Knirps mit dem kaputten Vorderzahn, wie er mit der Medaille gespielt hatte...

Er lernte im Werk eine junge Frau kennen. Sie brachte ihm das Abendessen ins Heizhaus, plauderte mit ihm. Eine Frau mit Herz, aber ... sie fand keinen Anklang bei Ustyn. Petkos klägliches Lächeln stand zwischen ihnen.

Ustyn genoß Achtung im Werk. Er machte nicht viel Worte, war arbeitsam und fleißig, wenn zwei Schichten hintereinander zu fahren waren, sagte er nicht nein, auch wenn er noch so müde war. Mußte eine Sonntagsschicht geleistet werden oder wurde am Ende des Monats in der Werkhalle jede Hilfe gebraucht, wie konnte er da abseits stehen? Und so schaffte er mit der Karre Abfälle und Späne von den Werkbänken wie ein fleißiger Ackergaul.

Eine Schwäche kannte man an Ustyn. Er mochte Leute nicht, die auf Versammlungen was sagten. Wenn sie zur Sache sprachen, ging's noch, aber auch nicht immer.

»Dann geh und mach's doch selber!« rief er von seinem Platz aus. »Oder sag's mir, ich mach's. Schönredner du!« Da sagte niemand was, das war richtig.

Aber sobald jemand Versprechungen machte, gebärdete sich Ustyn wie wild. Er drängte sich vor, schwenkte seine Mütze und schrie: »Halt! Was willst du eigentlich? Na? Sag's doch!« Seine Augen glitzerten wie besessen, er zitterte am ganzen Leibe, und sein Haar sträubte sich wie bei einem Wolf die Nackenhaare. »Willste jemandem um die Beine streichen, oder was miauste so? Willstes wohl zum Chef bringen, was? Sag's nur! Sag's nur allen frei raus: Ja, ich will! Und red nicht drum rum: Ich ... wir ... Was anderes kannste wohl nicht...«

Der Saal brummte zustimmend, und die im Präsidium Sitzenden steckten die Köpfe zusammen, flüsterten, nickten streng. Das war anfangs so. Später gewöhnten sie sich daran und lächelten darüber. Was sollten sie machen? Das war einfach krankhaft bei dem Mann. Er wollte auch was sagen, und wenn's nur das war.

»Genosse Chomtschenko, sprechen Sie zur Sache«, bat man ihn aus dem Präsidium.

»Spricht der denn zur Sache?« ereiferte sich Ustyn. »Das ist die Sache!« Und er streckte seine langen Arme vor.

»Na, gut, gut. Setzen Sie sich und beruhigen Sie sich«, sagte der Vorsitzende, erhob sich von seinem Platz und verkündete geschäftig: »Das Wort hat...«

Ustyn kehrte auf seinen Platz zurück, von mitfühlendem Gelächter begleitet. Wenn er aber etwas Treffendes gesagt hatte – manchmal ließ ihn die Wut auch unver-

nünftige Dinge vorbringen –, klatschten die Leute. An Feiertagen jedoch wurde Ustyn immer mit Urkunden oder Prämien ausgezeichnet. In der Arbeit machte ihm keiner was vor.

Ans Heizhaus, in dem es nach Kohle, Dampf und Schlacke roch, war Ustyn mehr gewöhnt als an seine Pritsche im Wohnheim. Wenn das Feuer geschürt war, der Druck anstieg und er sich eine Verschnaufpause gönnen konnte, saß er da, starrte ins Feuer und sah vor sich die Morgendämmerung über der Niederung am Fluß, über den Sümpfen und Mooren. Über größeren Sümpfen hing mehr und dichterer Nebel, über kleineren war er spärlicher und dünner. Die Weißdornsträucher standen wie Zelte dazwischen. Und der Herbst machte sich bemerkbar. Im Vergleich zum Frühling war der Herbst für Ustyn wie ein bemaltes Osterei. Da welkte nichts, sondern blühte alles in leuchtenden Farben! Die Wälder waren voll von roten Weißdornsträuchern, ergrauten Schwarzpappeln, den harten gelben Blättern der Eichen und saftiggrünen der Birken, und die Sonne hing tief wie eine Sonnenblume, daß man meinte, sie mit der Hand erreichen zu können. Und die Erde roch im Herbst auch besser als zu allen anderen Jahreszeiten. Sie roch nach Müdigkeit. Wie sollte sie auch nicht, wenn sie so viel hervorgebracht hatte für Mensch und Tier? Man brauchte ja nur zuzulangen.

Im dritten Frühjahr erhielt Ustyn einen Brief von Petko. Die Buchstaben waren groß wie Käfer.

»Guten Tag, Vater!« las Ustyn und hustete. »Meine Feder knirscht, und mein Herz ist zerknirscht!« (Das hat ihm bestimmt die Füchsin eingetrichtert, dachte Ustyn und meinte damit Oljanas Tante.) »Vater! Kommen Sie zurück! Ich warte auf Sie! Ich warte am Dorfladen auf Sie. Dort steigen immer alle aus dem Bus. Steigen Sie auch dort aus. Auf Wiedersehen! Petro Ustynowytsch Chomtschenko!«

Sicher wäre Ustyn in dem Heizhaus alt geworden. Vielleicht hätte er sich aber auch, des Alleinseins überdrüssig, irgendeiner Fabrikwitwe angeschlossen und sein Leben mit Trauer im Herzen zu Ende gelebt, wenn nicht Petkos Brief gewesen wäre...

Abends, wenn jemand zu einem Plausch hereinschaute, erzählte Ustyn von den Japanern.

»Die essen nicht mit Löffeln, wie wir, sondern mit Stäbchen. Und damit hantieren sie so schnell ... batzbatz ... und schon ist die Schüssel leer. Ja, wenn's noch Nudeln oder Makkaroni wärn, die könnte jeder von uns mit Stäbchen essen. Aber Reis! Versuch mal, so'n Reiskorn damit raufzukriegen. Unser Kompaniechef war 'n Witzbold, so'n ganz Lustiger. Er brachte aus der Stadt 'n Sack Löffel mit. Solln sie's ruhig mal damit probieren, sagt er. Teilt sie aus. Ob sie's können? Wir verteilten also die Löffel, und sie aßen damit nicht schlechter als wir! Und lobten uns: ›Russe gut! Russe gut! Und ob wir gut sind! Auf 'n Löffel kriegt man doch viel mehr drauf. Als wir sie dann allmählich nach Hause ließen, nahm der eine oder andere seinen Löffel mit. ›Löffel essen gut! Und lachte dabei.«

»Komm essen«, ruft Oljana und sieht ihn mißbilligend an. »Du quatschst so viel von deinen Japanern, daß mir wieder die ganze Nacht der Kopf weh tut. Und morgen vielleicht auch noch.«

Ustyn setzt sich an den Tisch, schaut in die Schüssel

und lächelt. Er ißt gerne. Nicht um satt zu werden, sondern weil er am Essen selber Freude hat. Wenn er einen Löffel voll nimmt, heben sich die buschigen Brauen angestrengt, zittern richtig, und wenn er ihn zum Mund führt, recken sich die Lippen dem Löffel entgegen und lächeln.

Ächzend und stöhnend zieht Oljana ihre Jacke aus, gähnt und klettert auf den Ofen. Ustyn aber greift zu dem zerflederten, dicken Botaniklehrbuch und liest flüsternd gelehrte Sätze vom Leben der Böden, Gräser, Bäume und Gewässer.

Schon im Bett liegend, denkt er lange über die Weisheit der Welt nach und versinkt schließlich in Halbschlummer, zwischendurch mit der liebevoll gehegten Hoffnung aufwachend, daß er am nächsten Morgen wieder die Hähne krähen hören wird.



### Über den Autor

Als 1967 in einer Moskauer Literaturzeitschrift mehrere Erzählungen von Hryhir Tjutjunnyk in russischer Übersetzung erschienen, sagte der belorussische Romancier Janka Bryl: »In unsere Literatur tritt ein echter Schriftsteller ein.« Dieses Urteil bezog sich vor allem auf die Erzählung »Der Einzelgänger«, mit der Tjutjunnyk die literarische Öffentlichkeit auf sich aufmerksam machte. Der Einzelgänger, der seinen sensiblen Gerechtigkeitssinn aus einem naiven Märchenglauben schöpft, ist ein literarischer Vorläufer des Knaben aus dem »Weißen Dampfer« von Tschingis Aitmatow. Hier formuliert Tjutjunnyk seinen künstlerischen Ausgangspunkt.

In der später entstandenen Erzählung »Komet« geht es nicht mehr um einen naiven, individuellen, sondern schon um einen gesellschaftlichen Gerechtigkeitssinn, in den die Erfahrungen der sowjetischen Entwicklung aus heutiger Sicht einfließen. Jahrzehnte nach der Kollektivierung, als diese dramatische Umbruchszeit zu einer geschichtlichen Tatsache geworden ist, kann und muß die Literatur diesen Prozeß historisch-kritisch aufarbeiten.

»Katrjas Hochzeit« ist die bisher beste kleine Prosa-

arbeit des Autors. Was hier geschildert wird, sind eigentlich belanglose, tausendfach mögliche Vorgänge. Aber hinter der lakonischen Beschreibung steht das Tiefergehende, Wesentliche. Die Zerrissenheit und Fremdheit in den Menschen sieht Tjutjunnyk nicht in dem Konflikt zwischen dem kälteren Stadtleben, das mit dem Bräutigam in das Dorf eindringt, und dem »gesünderen«, »echten« Leben auf dem Lande. Er klärt, wie vielmehr der Hang des Menschen, an alten, überlebten Gewohnheiten festzuhalten und die Widersprüche mit dem Schein der Harmonie zuzudecken, damit »alles stimmt«, das Ideal von einem neuen Leben gefährdet. Diese Erzählung polemisiert gegen jene Literatur, die das Dorf einseitig idealisiert und idyllisiert.

Als feinfühliger Kenner der Psyche des heutigen Menschen schildert der Schriftsteller eindringlich und aufrüttelnd die persönlichen und gesellschaftlichen Konflikte, die bei der Durchsetzung der sozialistischen Ideale aufbrechen und deren Lösung herangereift ist. Tjutjunnyk schreibt meist sehr kurze, verdichtete Erzählungen. Jedes Wort ist mit dem vollen Bewußtsein seiner Bedeutung und Deutbarkeit niedergeschrieben. Tjutjunnyk ist ein ursprüngliches Talent, frei von Falsch und Künstlichkeit. Er schildert nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Leben. Dabei bleibt seiner sensiblen Aufmerksamkeit nichts verborgen. Vor einigen Jahren machte man ihm den Vorwurf, er löse seine Geschichten aus dem gesellschaftlichen Zusammenhang, schildere entideologisierte Details. Doch inzwischen hat auch die Literaturkritik die Eigenart der Erzählkunst Tjutjunnyks positiv aufgenommen. Die vielschichtigen gesellschaftlichen Beziehungen sind in den Details, im Innern der

Figuren verborgen, ohne daß sie vordergründig ausgesprochen werden. Im Kleinen ist das Große eingefangen. »Das künstlerische Gespür erhebt das Detail zur Verallgemeinerung«, wie ein sowjetischer Kritiker äußerte.

Hryhir Tjutjunnyk wurde 1931 in dem ukrainischen Dorf Schyliwka, Bezirk Poltawa, als Bauernsohn geboren. Der Krieg und die Nachkriegszeit ließen ihn die Frage eines alten russischen Sprichworts neu stellen: »Wieviel kostet ein Pfund Böses?« Nach Beendigung der Fünfklassenschule und der Berufsschule 1948 arbeitete Tjutjunnyk als Schlosser in Fabriken, im Kolchos, im Bergwerk. Von 1951 bis 1955 leistete er seinen Armeedienst bei der Flotte ab. Danach studierte er russische Sprache und Literatur an der Charkower Universität. Ein Jahr war er als Lehrer an einer Abendschule im Donbass tätig. Danach arbeitete er bei der Zeitung »Literaturna Ukrajina«, in den Verlagen »Molod« und »Wesselka«. Zur Zeit lebt Tjutjunnyk als freischaffender Schriftsteller in Kiew. Seine erste Erzählung erschien 1961 in russischer Sprache. Seit 1963 veröffentlicht er Erzählungen und Novellen in ukrainischen und russischen Literaturzeitschriften. Bisher erschienen die Erzählungs- und Novellenbände »Fruchtknoten« (Sawjas), 1966; »Schafgarbe« (Derewi), 1969; »Vaterhaus« (Batkiwski porohi), 1972; »Horizont« (Krainebo), 1975. In russischer Übersetzung kamen in Moskau die Bände »Schafgarbe« (Tysjatschelistnik), 1972, und »Vaterhaus« (Otschije porohi), 1975, heraus. Tjutjunnyks Werke wurden nicht nur in andere Sprachen der Sowjetunion übersetzt, sondern auch ins Englische, Deutsche, Japanische, Französische, Polnische, Tschechische und Bulgarische.

Antje Leetz

# Inhalt

JEWHEN HUZALO	
Oljanka ОЛЯНКА	7
Ohne Namen БЕЗІМЕНІ	19
Lykora ЛИКОРА	26
Nächtlicher Hahn НІЧНИЙ ПІВЕНЬ	34
In den Feldern Y ПОЛЯХ	51
Die Wiege КОЛИСКА	63
Der Scherz ДОТЕП	67
Dieses schreckliche, dieses herrliche Leben ТАКЕ СТРАШНЕ, ТАКЕ СОЛОДКЕ ЖИТТЯ	. 82
Der blinde Senja СЛІПИЙ СЕНЬ	94
Haare, rötlich wie Herbstlaub ЛИСТЯ РУЛОГО ВОЛОССЯ	105

Morgendämmerung УДОСВІТА	111
Großmutter Horpynas Abend БАБА В ВЕЧЕРІ	118
Lagerfeuer in der Nacht БАГАТТЯ СЕРЕД НОЧІ	127
Über den Autor	137
HRYHIR TJUTJUNNYK	
Der Einzelgänger ДИВАК	143
Komet KOMETA	155
Abendstunde СУТІНКИ	163
Sieb, Sieb СИТО, СИТО	· 172
Mittagessen bei Krawtschynas У КРАВЧИНИ ОБІДАЮТЬ	181
Pfefferminze ХОЛОДНА М'ЯТА	193
Totenfeier für Markijan ПОМИНАЛИ МАРК ЇЯНА	201
Katrjas Hochzeit ОДДАВАЛИ КАТРЮ	219
Ustyn und Oljana УСТИН ТА ОЛЯНА	251
Über den Autor	275

#### Fortsetzung von Seite 4

Lagerfeuer in der Nacht, Der Scherz, aus: ХУСТИНА ШОВКУ ЗЕЛЕНОГО, © РАДЯНСЬКИЙ ПИСЬМЕННИК, КИЇВ, 1966.

Morgendämmerung, Oljanka, aus: ЗАПАХ КРОПУ, © РАДЯНСЬКИЙ ПИСЬМЕННИК, КИЇВ, 1969.

Nächtlicher Hahn, Dieses schreckliche, dieses herrliche Leben... aus: 3 ГОРІХА ЗЕРНЯ, © »ВЕСЕЛКА«, КИЇВ, 1967.

Der blinde Senja, aus: У ЛЕЛЕЧОМУ СЕЛІ, © »ВЕСЕЛКА«. КИЇВ, 1969.

Die Beiträge von Hryhir Tjutjunnyk wurden folgenden Bänden entnommen:

Totenfeier für Markijan, Sieb, Sieb..., Pfefferminze, Komet, Mittagessen bei Krawtschynas, Abendstunde, Katrjas Hochzeit, Der Einzelgänger, aus: БАТЬКІВСЬКІ ПОРОГИ,

©»МОЛОДЬ«, КИЇВ, 1972. Ustyn und Oljana, aus: КРАЙНЕБО, ©»МОЛОДЬ«, КИЇВ, 1975.

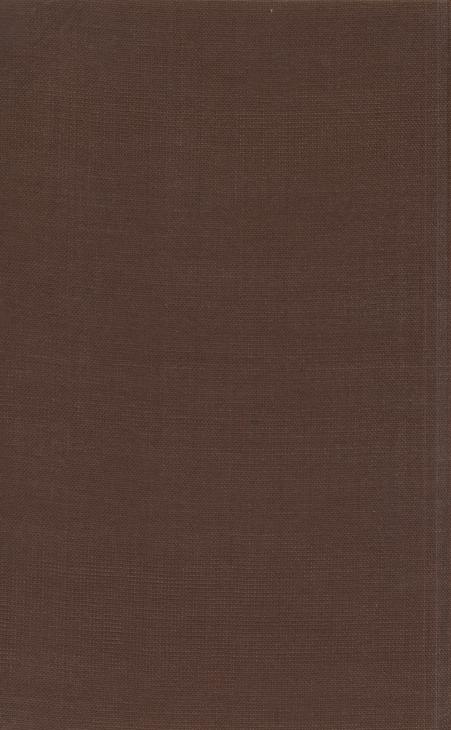
L. N. 302, 410/9/77

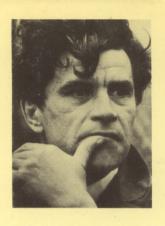
Printed in the German Democratic Republic
Alle Rechte für die Deutsche Demokratische Republik vorbehalten
Redakteure: Kristiane Lichtenfeld, Hannelore Menke

Einbandentwurf: Klaus Müller Satz: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97 Druck und Einband: Sachsendruck Plauen, Graphischer Großbetrieb

LSV 7201

Bestell-Nr. 647 1940 DDR 6.40 M





Was Hryhir Tjutjunnyk in seinen Erzählungen schildert, sind eigentlich belanglose, tausendfach mögliche Vorgänge. Doch hinter der lakonischen Beschreibung verbirgt sich ernst zu Nehmendes, Tragisches: im »Einzelgänger«, der seinen Gerechtigkeitssinn aus einem naiven Märchenglauben schöpft; in der Erzählung »Komet«, wo dramatische Ereignisse bei der Kollektivierung aus heutiger Sicht nachvollzogen werden; oder in »Katrias Hochzeit«, wo deutlich wird, wie der Hang des Menschen, an alten, überlebten Traditionen festzuhalten, das neue Leben gefährdet. Als feinfühliger Kenner der Psyche des heutigen Menschen schildert Tjutjunnyk eindringlich und aufrüttelnd persönliche und gesellschaftliche Konflikte unserer Zeit.

Hryhir Tjutjunnyk wurde 1931 als Bauernsohn in einem ukrainischen Dorf bei Poltawa geboren. Nach beendeter Schul- und Lehrzeit als Fabrikschlosser und nach vierjährigem Armeedienst bei der Flotte studierte er russische Sprache und Literatur an der Universität Charkow. Seine erste Erzählung erschien 1961. Seitdem veröffentlichte er zahlreiche Erzählungen und Novellen, die in viele Sprachen übersetzt wurden.

120/47